ner

wille

Frauenwille

Erzählungen

von

Max Dreyer

Stuttgart.
Fr. Frommanns Verlag
(E. Hauff).

Frauenwille.

Erzählungen

von

Max Dreyer.

Stuttgart.
Fr. Frommanns Verlag (E. Hauff).
1894.

A. Dölter, Emmendingen.

Inhalt.

Jochen Jürgens.

Ueber Göhren auf Rügen leuchtete die Sonne eines denkwürdigen Tages. Heute brachte das Fischerfest in das Einerlei des Badelebens eine farbige und lustvolle Abwechselung. Schon am frühen Morgen besprachen die Badegäste die Freuden, die ihnen bevorstanden. Am Nachmittag Segelregatta, Abends Korsofahrt mit Illumination und Feuerwerk und zum Schluß dann großer Ball — so war es seit Jahren der Brauch.

Dieser Ball aber hatte seine ganz besondere Eigenheit, auf die man am meisten gespannt war. „Wissen Sie schon, heut Abend wird ‚Schüttelbüchs‘ getanzt.“

„Ja, wir gehn auch hin.“

„Das muß man sich ansehen.“

„Ein altes Stück Leben.“

Glücklich und prächtig verlief Regatta wie Korsofahrt, trotz des lebhaften Windes, der Viele von der Beteiligung zurückhielt. Um so größer aber war der Andrang zu dem Festball.

Ein Festball, auf dem man nicht in großer Toilette zu erscheinen brauchte. Jeder kam wie er wollte, die

Meisten, wie sie gingen, manche Mönchguter Dirn sogar auf ihren hackenlosen Lederpantoffeln — „dor rutscht sich dat am besten up“ —, und ungezwungen tanzte Jeder mit Jeder, die Dame mit dem Fischerknecht und mit der Mönchguterin der Badegast.

Nur „Schüttelbüchs“ tanzten die Eingeborenen allein, davon verstanden die Fremden nichts. Und jetzt war die Zeit für diese Glanznummer des Abends, ja des ganzen Tages gekommen.

Mit wichtiger Miene, vom Gefühl ihrer Verantwortung durchdrungen, stellten sich die Tanzenden in Paaren auf, die „Kapelle“ schmetterte ein paar gut gemeinte Töne, und der Reigen begann.

Eine derbe, stampfende Quadrille in lebhaftem Tempo, das sich zum Schluß noch steigerte. Die einzelnen Touren und Verschlingungen waren nichts Besonderes; eigenartig war nur das Schütteln der „Büxen“, das sich an bestimmter Stelle wiederholte — die Männer nämlich faßten mit beiden Händen an die Nähte ihrer weiten weißen Leinwandhosen und schüttelten diese vor ihren Tänzerinnen — ein Symbol, über dessen sinnige Bedeutung unter den Zuschauern die verschiedensten Ansichten laut wurden.

Heller Jubel begrüßte jedesmal diese Stelle, und das Selbstgefühl der Tanzenden wuchs. Immer kräftiger traten sie auf, immer lebhafter schlenkerten sie mit den Armen, und ungestümer schwenkten sie sich im Kreise, daß die Röcke flogen.

Ein Alter war dabei, grau und verwittert, der bald seine siebzig auf dem Nacken hatte; der gab dem Jüngsten nichts nach an stampfender Kraft und Nachdruck der steifen

Bewegungen. „Seht einmal den Vater Schmidt", so ging es durch die Reihen der Umstehenden; sie kannten ihn Alle, er war überall der Erste und Letzte.

Von den anderen Mittanzenden fiel Niemand besonders ins Auge. Alle aber blieben sich des Ernstes ihrer Aufgabe bis ans Ende voll bewußt, und sie verzogen keine Miene, obwohl ihnen in dem heißen gedrängten Raume schließlich der Schweiß in Strömen über die Gesichter rann.

Und schon war der Takt der Musik schneller und schneller geworden, jetzt stolperte sie fast über ihre unreinen beschleunigten Töne und plötzlich brach sie ab — das Aufstampfen der Tänzer gab den Schlußakkord, der Tanz war zu Ende.

Brausender Beifall durchrauschte den Saal. Die Gefeierten aber mischten sich unter die Menge. Diesem und Jener sagten die Badegäste Artigkeiten, Andere begaben sich mit Freunden und Freundinnen an den Schenktisch.

An einen jungen Kerl, der auch mitgetanzt hatte, richtete ein Bekannter, ein flachshaariger Bursche mit dreistglotzenden Fischaugen, die freundlichen Worte: „Dat häst Du 'n beten fein maakt, Korl! Nu giww ook eenen uut!" Und er zog ihn ohne weiteres ans Buffet.

Von den „Herrschaften" gingen manche nach Hause, jetzt, wo sie das Sehenswerteste hinter sich hatten. Viele aber blieben noch, vor allen das tanzlustige junge Volk und die Ballmütter und =Väter. Es war mit der Lustbarkeit noch lange nicht vorbei.

Einsam unter den plaudernden Gruppen der Badegesellschaft standen zwei Damen, von denen die eine, die jung und anmutig war, mit ihren großen grauen Augen munter und beweglich dem Treiben zuschaute, während ihre viel ältere Begleiterin, in deren Gesichtsausdruck Müdes und Prüdes abwechselte, deren ganze Erscheinung etwas Verblaßtes und Verstaubtes hatte, matt-verdrossen vor sich hinblickte. Dann wandte sie sich an ihre junge Gefährtin mit der Frage:

„Hast Du denn noch immer nicht genug, Emmi?"

„I wo, ich denk' ja gar nicht dran, Tante. Was glaubst Du denn eigentlich! Ich will noch tanzen."

„Du willst tanzen?"

„Si Signora!"

„Das ist ja aber Thorheit!"

„Thorheit? Gut, Tante! Ich bin also eine Thörin, und ich will. Und dann pflegt ja auch ein Thor willig zu sein."

„Aber Du kennst hier ja niemanden."

„Schad't nix. Hier ist ja comment suspendu."

„Und dann eben von der Reise gekommen! Du solltest doch an Deine Nerven denken!"

„Ach was! Ich befind mich ja so kannibalisch wohl! Und dann kribbelts mir so in den Füßen —"

„Aber Emmi!"

„Heut muß ich noch tanzen. Und weißt Du, was ich möchte?"

„Na, was denn?"

„Bloß, um Dein entsetztes Gesicht zu sehen, möcht' ich, daß 'n Fischer oder 'n Fischerknecht mich aufforderte."

„Emmi, ich bin sprachlos!"

„Ja ja! Warum gehst Du auch mit einer jungen Witwe als Gardedame auf die Reise. Das ist ein schwieriger Posten. — Horch! den Walzer! Schauerlich schön, aber doch schön!"

Und sie wiegte den mädchenhaft schlanken Körper nach dem Takt der Musik, die eben wieder mit rührender Unreinheit einsetzte.

Man wurde aufmerksam auf die reizvolle Gestalt. Mehrere Herren kreisten in ihrer Nähe, unschlüssig, ob sie sich vorstellen und um einen Tanz bitten sollten.

Sie merkte es und machte sich im Innern lustig über diese Zaghaftigkeit.

Bald aber achtete sie gar nicht mehr auf diese Werbungen aus der Ferne. Sie musterte die Tanzenden und die umstehenden Gruppen.

Da begegneten ihre Blicke einem fest und hellblickenden Augenpaar. Ein junger Mönchguter wars, der sie offen und lange ansah. Eine hohe, kräftige Gestalt, von fast trotziger Haltung, dunkelblond das Haar, die Nase fein, lang und leichtgebogen, um den frischen, bartlosen Mund lagerte ein herber Zug.

Sie betrachtete sich ihn genau, ganz ebenso, wie ers bei ihr machte. Und jetzt, wie angezogen von ihren Blicken, kam er auf sie zu, festen Trittes, ohne irgend welche Scheu und machte vor ihr eine leidliche Verbeugung.

Sie nickte freundlich, lehnte sich an ihn und walzte mit ihm durch den Saal.

Er tanzte gut, rechtsum, linksum, gern und willig ließ sie sich führen. So kreisten sie mehrmals durch den Raum. Er sprach kein Wort, sie auch nicht. Jetzt wurde es ihr heiß, sehr heiß; sie hatte eigentlich genug. Aber er schien nicht daran zu denken, daß sie müde sein konnte. Er und seines Gleichen pflegten den Tanz durchzuhalten. Noch einmal herum, und nun, als sie in der Nähe der Tante waren, sagte sie ihrem Tänzer: „Ich danke schön."

Er begriff es, gab sie frei und verbeugte sich, hölzern, ohne Anmut, doch auch hierin lag bei ihm etwas wie Trotz und Kraft, und darum sah es gar nicht so übel aus.

„Aber, Emmi! Sich so heiß zu machen!"

„Schön, schön, Tante! Der tanzt famos!" Und sie fächelte sich mit dem Taschentuch. „Sieh mal, die Einheimischen tanzen eigentlich alle gut! Und 'n Prachtkerl ist es doch!"

„Emmi!"

„Nun ja! So offen und unbefangen und ohne Scheu! Bloß sagen thut er nicht viel. Sprechen muß ich ihn auch noch hören."

„Aber heute Abend doch nicht mehr?"

„Vielleicht, vielleicht auch nicht."

„Ja, Emmi — ich bleibe aber jetzt nicht mehr —"

„Nun denn Adieu, Tantchen!"

Munter streckte sie ihr die Hand entgegen. In diesem Augenblick trat ein Herr mit mächtigem Schnurrbart und blinkendem Kneifer vor sie hin.

„Verzeihen Sie, meine Gnädige — Helms, Doktor Helms — darf ich um die Ehre bitten —"

„Sehr liebenswürdig — aber ich muß bedauern, ich tanze heute nicht mehr.“

„Verzeihung!“ Mit tadellosem Diener zog er sich zurück, Unmut und Verlegenheit auf dem Gesicht.

„Ich gehe jetzt mit, Tante. Nun scheinen die vornehmen Herren auch Mut zu kriegen. Das mußte ihnen erst ein Fischer vormachen.“

„Herren von Bildung scheuen sich davor, sich selbst vorzustellen, und diese gesellschaftliche Rücksicht —“

„Gesellschaftliche Rücksicht! Das ist das erlösende Wort. O Gott, etwas Langweiligeres giebt es ja gar nicht auf der weiten Welt. Ich hab diese Langeweile jedenfalls gründlich satt.“

Die Tante schwieg. Sie wußte, es war sonst ein gelinder Zornausbruch zu gewärtigen. Und still gingen sie nach ihrer Wohnung.

Frau Emmis Tänzer war von Bekannten umringt, auch Vater Schmidt war dabei und zwei Mädchen in Mönchguter Tracht. Die hatten ihm zuerst ihre Meinung gesagt.

„Na, Jochen, mit so wat Fein's danzt sich dat doch ganz anners, nich?“

„Ja, dor könen wi nich gegen up.“

Er sah den beiden Sprecherinnen wortlos und gleichmütig ins Gesicht, mit einem Ausdruck, als wollte er sagen: Ihr könnt lange reden, eh' mir ein Wort davon gefällt.

„Jochen, wur häst Du blot de Kurasch her?“ wandte sich jetzt an ihn ein ungeschlachter Geselle, dessen gewaltiger Knochenbau mit seiner dünnen Stimme in absonderlichem Gegensatz stand.

„Kurasch?!“ Jochen maß den Hünen mit bedauerndem Blick.

„Je ja, je ja“ — ließ sich darauf Vater Schmidt vernehmen, und er spuckte aus durch den linken Mundwinkel, „Jochen, dat 's 'n Kierl! De hätt vör gar nix Bang, nich 'mal vör Frugenslüed!“ Und dann spuckte er durch den rechten Mundwinkel aus.

Und nun machte sich der flachshaarige Bursche mit den Fischaugen an Jochen heran.

„Dat wier öwer 'ne lütte feine Diern, Jochen — so, nu gimw ook eenen uut!“

„Nee!“

Und der schmierige Freischlucker trollte sich davon; er wußte, mit Jochen war nicht zu spaßen.

Frau Emmi Büsing, die junge Witwe, wohnte mit ihrer Tante, Frau Alma Breese, die gleichfalls Witwe war, in der Villa, die am höchsten und der Uferwaldung am nächsten lag. Eine der teuersten Wohnungen des Ortes. Frau Emmis Mittel erlaubten ihr die größte Behaglichkeit; sie war von Hause aus wohlhabend und hatte außerdem von ihrem Manne ein hübsches Vermögen geerbt, und sie fühlte sich nicht veranlaßt, Zinsen zum Kapital zu schlagen.

Die Damen waren vorher in Pyrmont gewesen, das der Arzt Frau Emmi verordnet hatte. Jetzt, im Spätsommer, waren sie nach Göhren zur Nachkur gekommen.

Tante Alma ging immer mit, sie war Frau Emmis stete Begleiterin. Auch ihren ständigen Aufenthalt hatten

sie zusammen in Friedenau bei Berlin, wo Frau Büsing eine kleine Villa besaß.

Woher diese unerschütterliche Anhänglichkeit stammte, wußten sie eigentlich selber nicht. Von großer gegenseitiger Liebe war ihnen nichts bekannt. Auch war Frau Alma Breese keineswegs von ihrer Nichte abhängig; sie lebte in sehr angenehmen Verhältnissen.

Aber sie hatten nun einmal Beide keine andere Gesellschaft. Und die Gewohnheit hatte sie im Laufe von anderthalb Jahren enger mit einander verknüpft. Sie paßten auch sehr gut zu einander, weil sie ganz verschiedene Naturen waren. Innerlich wie äußerlich.

Tante Alma trug sich mit Vorliebe grau; grau war auch ihr Haar und ihre Gesichtsfarbe; und weil auch ihr Empfindungsleben sich hellgrau, grau, dunkelgrau abstufte, so hatte ihre Nichte wohl ein Recht, sie unter zärtlichen Anwandlungen, „ihre Theorie" zu nennen, „ihre liebe, alte Theorie", der sie von Herzen gern das graue Elend des Grübelns überließ.

Sie wollte nicht grübeln, sie wollte sich des Lebens freuen — sie wollte es jetzt mehr als je. Und das Glück wollte sie finden.

Oft wurde sie ungeduldig und übermütig vor Ungeduld.

Tante Alma war verschiedentlich nahe daran, vor ihren „Ungezogenheiten" die Flucht zu ergreifen -- wären sie ihr nur nicht als Reizmittel beinahe unentbehrlich geworden.

Am Morgen nach dem Schüttelbüchs-Abend erhob sich Frau Emmi früher aus den Federn, als sonst ihre Art war.

Die Tante war noch verschlafen, und sie knurrte bedrohlich, als sie geweckt wurde. Aber es nützte ihr nichts. Emmi war an den Waschtisch getreten und besprengte jetzt das Gesicht der Schläferin.

„Aeh — M—m!" ein paar Laute des Unwillens, und die Gestörte schlüpfte unter das Oberbett bis über die Ohren.

Als Emmi, die den Kopf ins Becken gesteckt hatte und in Unschuld sich wusch, vorsichtig wieder aufblickte, war die Tante verschwunden.

„Tante! — Alma, wo mag das Mädchen sein!" rief sie munter, ging an das Lager der Verborgenen, ein Griff und das Oberbett flog an die Erde.

„Da steckst Du also, Tantchen!"

Die Entdeckte sprang empor, dann hüpfte sie auf den Boden und pflanzte sich, wie sie war, zornbebend vor Emmi auf.

Eine Zeitlang fehlten der Gekränkten die Worte, ihre sonst so matten Augen funkelten, und dann kam eine vor Erregung zitternde Standpauke über ihre blassen Lippen. Emmi hörte sie ruhig und gelassen an; als die Tante erschöpft inne hielt, trat sie mit sanfter Miene auf sie zu, reichte ihr die Hand und sagte:

„Guten Morgen, Tantchen! Hast Du gut geschlafen?"

Aber sie erhielt keine Hand und keine Antwort.

„Du wäschst dich weiter. Das wird sie schon abkühlen." Und sie ging wieder an ihr Waschbecken.

Tante Alma war heute so wenig unversöhnlich wie sonst. Als die Damen beim Kaffeetisch saßen, war die Eintracht längst wiedergekehrt.

Und dann gingen Beide, plaudernd über dies und das, als wäre nichts geschehen, zusammen an den Strand.

Auf der Dorfstraße war es lebendig. Alles flutete der See zu; die meisten gingen zum Baden, andere führte ihr Morgenspaziergang zum Strande; nur wenige Frühaufsteher, die eben den Wellen entstiegen waren, kamen zurück ins Dorf zum wohlverdienten Frühstück.

Heller Sonnenschein umfing alles, die weißen freundlichen Häuser, die Baumwipfel, die sich mit Behagen wiegten in dem wärmenden Licht, die See, deren Wogen dem Glanze entgegenjauchzten, und all die Menschen in ihrer festlichen Ferienstimmung.

Ein ziemlich abschüssiger Weg führt von der Uferhöhe zu den Dünen hinunter durch dichtes hochragendes Gehölz hindurch. Steht man da oben, so sieht man zwischen dem grünen Laub das grünblaue Meer, wie es sich vermählt mit dem tiefblauen Himmel.

„Sieh, Tante, wie schön!"

„Herrlich! Entzückend!"

Und beschwingten Fußes eilte Emmi den Weg hinab, die Tante folgte langsamer und mit Mühe.

Und jetzt kamen sie in die Dünen; ein Brettersteg führte über den Sand und bald waren sie am Strande.

Vor ihnen die See, von leichtem Ostwinde bewegt, mit schäumender, rauschender Brandung. Ungehemmt schweifte der Blick nach Nordosten über die Flut. Im Nordwesten sieht man die Küste vorspringen, da liegt Saßnitz, und wenn größerer Feuchtigkeitsgehalt der Luft besondere Durchsichtigkeit verleiht, schimmern von dort grauweißlich die Kreidefelsen herüber.

Heute aber war jene Küste von zartem Dunstschleier eingehüllt — je weniger klar die Aussicht dorthin, um so günstiger die Wetteraussichten, danach richtete sich hier alles — nur das Wetter nicht.

Soviel aber war gewiß, in den letzten Tagen war es gegen die „Prognose“ rücksichtsvoll gewesen, die Küste von Saßnitz trübe, — der Himmel klar, und die Badegäste waren besonders guter Stimmung.

Frischer und lebhafter als je war das Strandleben. Die Kleinen schufen an ihren Sandbauten mit freudigem Eifer, hier und da griffen auch Große munter mit ein; in den plaudernden Gruppen regte sich der Frohsinn, und zuversichtlicher trafen sich zärtliche Blicke.

Frau Emmi wurde ganz Lebenslust. Sie warf sich ausgelassen in den Sand, und wäre die Tante nicht noch rechtzeitig zur Seite gehüpft, sie hätte sie unfehlbar mit sich gerissen.

Frau Alma hielt es für angebracht, erst ihr Plaid hinzubreiten und sich darauf dann mit gemessener Vorsicht niederzulassen.

So saßen sie denn nebeneinander, ohne viel zu sagen; sie beobachteten das Treiben ringsum und das Leben der Wellen und atmeten mit innigem Behagen den Odem des Meeres ein.

Bald aber fand Tante Alma etwas an dieser sitzenden Lebensweise auszusetzen. Sie vermißte eine Lehne.

„Leg Dich doch hin!“

Das erschien ihr nicht recht passend. Es gingen so viel Herren vorüber.

Emmi zuckte die Achseln.

Und dann klagte die Tante, daß der weiße Sand so blende.

„Setz Dir 'ne Brille auf!"

Frau Emmi ließ sich von diesen Nörgeleien nicht anfechten. Mit Entzücken tauchten ihre Blicke in die klare, bebende, lockende Flut. Plötzlich erklärte sie:

„Ich gehe jetzt baden."

„Aber Emmi, welche Idee! Der Arzt hat Dich doch gewarnt! Und heute gleich den ersten Tag! Du mußt Dich doch erst akklimatisieren!"

Emmi stand schon vor der Tante und hielt ihr beide Hände hin.

„Komm! Steh auf! Du setzest Dich am besten im Waldweg auf eine Bank, wenns Dich hier so blendet."

Tante Alma ließ sich halb widerwillig in die Höhe ziehn.

„Aber Du hast doch gar kein Badezeug bei Dir!"

„Die haben doch da irgend so was."

„Na — weiteres Reden ist ja nutzlos."

„Ja Tante, füg Dich nur in mein Schicksal."

Sie gingen den Weg zurück, den sie gekommen waren, bis an die Uferwaldung, dann bogen sie links ab, den Weg zur Damenbadeanstalt.

Tante Alma blieb auf einer einsamen Bank zurück, zog aus ihrem Pompadour einen modernen realistischen Roman — in der „Theorie" war sie dem Realismus keineswegs abhold — und suchte und fand darin Trost für ihre Verlassenheit.

Emmi aber war derweil mit vielerlei Dingen und Personen beschäftigt.

Erst suchte sie sich eins von den verleihbaren Kostümen aus, die eigentlich alle gleich scheußlich waren, dann biederte sie sich mit allen Badefrauen einzeln an, obwohl die sie in einen so „schandbaren Sack“ gesteckt hatten, darauf schloß sie mit einem halben Dutzend kleiner Mädchen Freundschaft, von denen ein Teil mit ihr ins Wasser ging und sich von ihr allerhand Schwimmkunststücke zeigen ließ — sie brachte überhaupt Leben in die Bude, und da das gefiel, steigerte sich ihre gute Laune.

Mit größter Befriedigung kehrte sie nach dem Bade zur Tante zurück.

„Herrlich wars, Tante! Morgen mußt Du auch. Komm, und nun woll'n wir frühstücken gehn. Du hast ja ganz heiße Backen! Ei, ei! Du hast wohl wieder was sehr Modernes gelesen!“

Frau Alma hüllte sich in Schweigen und in ihre Tugend. Und langsam begaben sie sich, den Berg hinauf, nach ihrer Wohnung, wo sie sich Frühstück bringen ließen. —

„So, jetzt gehen wir wieder an den Strand!“ erklärte Emmi, als sie gegessen hatten.

„Wir?“

„Nun, wenn Du nicht willst, dann mußt Du eben hier bleiben. Aber ich weiß ja, Du kommst mit. Es ist ja so schön da unten. Was willst Du auch sonst anfangen?“

„Du bist doch ein unruhiger Geist.“

„Eigentlich könnten wir erst zu dem Bazar gehen — mir ein Badekostüm kaufen. In solchen Kittel kriech ich nicht wieder 'rein, und baden will ich jetzt täglich. Aber das hat Zeit bis heute Abend.“

Und so gingen sie wieder an den Strand.

Da zeigte sich ihnen ein neues Stück Leben. Mehrere Fischerboote kamen ans Land. Schon vor der Brandung nahmen die Fischer die Segel herunter und jetzt, sobald das Fahrzeug auf Grund geriet, sprangen sie, die weiten sackartigen Hosen bis an die Hüften über die hohen Stiefel gestreift, ins Wasser und schoben es, die Wellen benutzend, möglichst weit dem Lande zu, wo es vorläufig sicher war. Später dann zogen es die beiden Insassen mit Anderer Hilfe auf den Sand.

Fünf, sechs Boote wurden so gelandet. Und jetzt kam noch ein siebentes.

„Da! Das ist ja mein Tänzer von gestern!“ rief Emmi, und ihre Blicke hängten sich an seine schlanke, kräftige Gestalt, die alles wie spielend verrichtete.

Die gelandeten Fischer hoben ihren Fang aus den Booten, von den Badegästen umringt, die neugierig hinzugeströmt waren.

Auch Emmi und Tante Alma traten heran. Emmi hielt sich in der Nähe ihres „Freundes“, wie sie Jochen nannte. Der bemerkte sie erst garnicht, er hatte noch mit den Segeln zu thun, während sein Gefährte, ein kleiner stämmiger Mann in den besten Jahren, den eine gewisse Lebhaftigkeit von seinen Berufsgenossen unterschied, die Heringe, Flundern und Schollen herausnahm, die sie erbeutet hatten. Es waren nicht besonders viel, andere hatten mehr gefangen. Aber ohne Unmut zählte er sie in ein Tragnetz und rief dann Jochen das genaue Ergebnis zu.

Der war jetzt fertig mit seiner Arbeit und als er herüberblickte, sah er Emmi.

Lässig griff er zum Hut, freundlicher war ihr Gegengruß. Sein spröder Ernst gefiel ihr.

Und nun watete er in seinen hohen Stiefeln ans Land.

Sie trat ihm entgegen.

„Nun? Sind Sie zufrieden mit Ihrem Fang?“

„Heute is es nichts rechts.“ Und dann wandte er sich an seinen Gefährten: „Korl, wies doch 'mal her!“

Der Gerufene kam mit dem Netz. So viel Galanterie hätte sie ihrem Freund eigentlich gar nicht zugetraut, von dessen Gesicht übrigens der gleichmütige Ernst nicht wich.

„Korl“ dagegen blickte etwas verlegen drein, als er vor die Damen hintrat und ihnen den Fang dichter als nötig war, unter die Nase hielt.

„O, das ist doch 'ne ganze Menge!“ meinte Emmi.

„Nee, das is gar nichts! Heute war 'n schlechten Tag“, erklärte Jochen.

Und Korl, dessen Verlegenheit jetzt schwand, behauptete: „Die poor Dinger, die ess' ich mit meine Wörmer ganz alleen auf!“ Und dabei zeigte er grinsend seine weißen Zähne.

„Wie viel „Wörmer“ haben Sie denn?“

„O, bald so veel as Heringe hier ins Nett sind.“

Korl war ein Schalk. Dann fügte er hinzu: „Teigen Stück.“

„Teigen?“

„Teigen sünd zehn“, erklärte Korl.

„Ich weiß. Ich verstehe plattdeutsch ganz gut. Warum reden Sie eigentlich nicht platt?“ wandte sie sich an Jochen.

Der antwortete entschiedenen Tones:

„Wenn Se 't verstahn . . . .! Ick spräk am leewsten so, as mi de Snabel wussen is.“

„Nur immer zu. Ich hör das auch viel lieber. Wissen Sie, was ich 'mal möchte?“

„Naa?“

„Ich möchte 'mal mit zum Fischen fahren.“

„Dat's woll nich Ehr Iernst.“

„Gewiß, mein vollständiger Ernst! Warum denn auch nicht?“

Frau Alma räusperte sich vernehmlich.

„Na“, fiel Korl ein, „denn möten Se öwer früh ut de Posen.“

„Oh, ich kann auch früh aufstehen. Was denken Sie denn! Wann geht die Reise ab?“

„Na, so henne tween, dreen, je nadeem.“

„Kleinigkeit! Wollen Sie mich mitnehmen?“ Sie wandte sich erst an Jochen, dann an Korl und sah dann Jochen fragend an.

„Ja“, antwortete der, „för mientwegen giern. Öwers sünd Se ook seefast?“

„Ich nicht seefest? Ich bin schon bei so hohem Wellengang gesegelt“ — und sie hielt die Hand über den Kopf.

„Bie 't Fischen is dat öwer 'n eegen Ding“, gab ihr Jochen noch zu bedenken.

„Wie so?“

„Wenn de Netze upnohmen warrn, denn schaukelt de Boot noch düller as süs. Dat könen de wenigsten Herrschaften verdragen. Wi hebben dat all öfters hatt.“

„Denn sind also schon öfters welche mit Ihnen gefahren?“

„O ja.“

Damit verlor die Sache freilich für sie an Reiz. Aber ausführen wollte sie ihr Vorhaben doch.

„Damen auch?“

„Ja, tweemal, öwer dor wier ümmer noch 'n Herr dorbi.“

„Siehst Du?“ ließ sich die Tante hören. Aber für Emmi wurde der Plan jetzt wieder lockender.

„Und die meisten sind seekrank geworden?“

„Ja, binah' All'. Dat's ook nich dat Schaukeln alleen, de Geruch von de Fisch' un von de Netze maakt de Herrschaften schlimm, de dat nich gewohnt sünd.“

„Begreiflich!“ hauchte die Tante, und sie rümpfte ihre Nase noch höher. Auch von den beiden Fischern ging ein solcher Fischgeruch aus, der ihr Zartgefühl gleich verletzt hatte.

Emmi aber erklärte munter: „Das nützt Ihnen Alles nicht. Nun werden Sie mich doch nicht mehr los. Also ich darf mit, was?“

„Ja.“

„Abgemacht!“ Sie hielt Jochen die Hand hin, die er ohne Zagen ergriff und drückte. Eine ehrliche, harte, schwielige Rechte umfaßte die ihre.

Dann reichte sie Korl die Hand, der lose, als fürchte er, sie zu erdrücken, die feinen Finger umschloß.

Darauf grüßten die beiden Männer, Jeder nach seiner Art, gingen zur Seite und halfen ihren Genossen die Boote auf den Sand ziehen.

Hoiho! klang es frisch aus den rauhen Kehlen, und bald hatten die vielen kräftigen Arme ein Fahrzeug geborgen, dessen Anker dann in den Sand geworfen ward. So eins nach dem andern.

Dann gingen die Männer nach Hause, zum Mittagessen; langsam und schwerfällig trotteten sie dahin, Jochen und Korl blieben zusammen.

„Dat is jo 'n lüttes verdeubeltes Frugensminsch!" meinte Korl, dessen lebhaftes Wesen jetzt ungezügelt sich offenbarte, „de gefällt mi! Dor is Murr in! De lett sich nich verblüffen. Un wat hett s' för'n Poor Oogen in'n Kopp! Ick freu mi all up de Fohrt mit ehr."

„Se hett gor nich seggt, wann se mit will," warf Jochen ein.

„Nee, dat's wohr. Na, se wadd woll wat von sich hüren laten."

Korl war, trotz seiner vierzig Jahr und seiner zehn „Wörmer" noch immer ein Don Juan. Manches Mädchen im Dorf konnte ein Lied davon singen. So sehr seine Frau ihm auf die Finger sah, er wußte ihr doch ein Schnippchen zu schlagen. Manchmal schlug er ihr auch noch etwas Anderes, wenn ihre Liebe und Fürsorge ihm allzu lästig wurde. Er hatte leicht schäumendes Blut und eine lose Hand.

Seit Jochen sein Hausgenosse war, hatte sich aber in seinem Eheleben Vieles gebessert.

Jochens verstorbener Vater, der auch Jochen hieß, Jochen Jürgens, hatte mit Korl — Korl Kaeding war sein vollständiger Name — das Boot zusammen gehabt; nach dem Tode des Alten war dessen Anteil auf seinen einzigen Sohn übergegangen.

Mit dem bischen Vermögen, das die Beiden sonst noch besaßen, hatten sie sich neuerdings ein kleines Grundstück erworben und, natürlich unter Aufnahme von Hypotheken, ein Haus gebaut, das sie zur Hälfte in der Badezeit vermieteten an kleine Leute, die keine besonderen Ansprüche machten.

Auf der andern Seite wohnten sie selbst. In einem Zimmer, der Küche und einem Gelaß hauste die zahlreiche Familie Kaeding, das andere kleinere Zimmer bewohnt Jochen.

Korl Kaedings Frau, hager, verblüht und abgearbeitet, in den Zügen einen Ausdruck der Verbitterung, hantierte am Herd, als die beiden Hausherrn in die Küche traten. Flink ging ihr die Arbeit von der Hand, und die Ordnung rings umher gab ihr ein gutes Zeugnis.

Eben hatte sie Feuer angemacht und jetzt wischte sie die Pfanne aus.

„Na Mudder," sagte ihr Mann statt des Grußes, „ick dacht', Du harst dien Middag all farig!"

„Wast woll noch Tied hebben!" erhielt er kurz zur Antwort.

Da war wieder etwas passiert, das merkte er sofort. Und richtig, als er eine zweite Bemerkung machte, rückte sie mit der Sprache heraus und die Flut ließ sich nicht hemmen. Er sollte sich um sich selber bekümmern, das wär' nötiger als sonst was, alle Leute spektakelten schon

über ihn und seine dummen Streiche, jetzt lief er wieder der Hanne Bohl nach, das ganze Dorf wüßt' es, er sollte sich nicht blamieren und seine Familie und seine Frau, das wär' nun ein Vater von zehn Kindern! — und Trine wär' eben dagewesen und hätte das auch gesagt —

„Dunnerweder, dat verdammte Wiewergesnack —"

Ihre Stimme war schriller als seine, er konnte nicht durchdringen, und ihr Redestrom war noch lange nicht versiegt. Dabei trat sie ihm näher, obwohl sie die Adern an seiner Stirn schwellen sah und seine Hände sich ballen — — und nun geschah, was sich meistens in solchen Fällen ereignete: Jochen griff ein als Friedensstifter.

Er nahm die Scheltende beim Arm und beförderte sie, mehr schnell als sanft zur Thür hinaus. Dann zog er diese ins Schloß und stellte sich breitbeinig vor ihr auf.

Korl, der seiner Ehehälfte gleich nachgestürzt und an Jochen abgeprallt war, suchte ihn jetzt zur Seite zu drängen. Vergeblich. Und dann schnob er ihn an: „Laat mi rut!"

Der rührte sich nicht.

Korl lief ein paar Mal auf und ab und schrie dann erbost dem unerschütterlichen Jochen ins Gesicht:

„Mien Fru ist mien Fru! Wenn ick de 'rutschmieten will, denn doh ick dat ganz alleen — verstehst Du mi?"

Dann war die Beruhigung der Gemüter nicht fern und Jochen gab die Thüre wieder frei. —

Und nach Kurzem ging Frau Kaeding wieder an ihre Pfanne, für die vielen hungrigen Mäuler Speckkartoffeln zu bereiten, wogegen Korl sich mit Jochen auf den Hof verfügte, allwo sie sich an der Pumpe einem Reinigungsprozeß unterzogen.

Und als das geschehen war, steckte Korl zwei Finger in den Mund und pfiff, daß es weithin gellte.

Und da kamen die kleinen Kaedings angetrippelt, die im Freien gespielt hatten, eine stattliche Schaar, obwohl die beiden ältesten fehlten. Die verdienten sich ihr Mittag im Hotel, wo die dreizehnjährige Tochter Teller abwischte, während ihr zwölfjähriger Bruder Menagen forttrug zu den Herrschaften, die sich außerhalb des Hotels speisen ließen.

Der Vater nahm der zehnjährigen Miene seinen jüngsten Sprößling ab, einen drallen einjährigen Jungen, der ihn hell anlachte und ihm mit beiden Händen in den Vollbart fuhr.

Es gab in dem Hause doch noch mehr Friedensstifter als Jochen.

Am andern Tag regnete es in Strömen. Emmi wachte mit Kopfschmerzen auf, und dazu dies Wetter — sie war in ungnädigster Stimmung.

„Die Kopfschmerzen hast Du vom Baden," erklärte ihr die Tante.

„Du mußt es ja wissen."

Der Arzt hat Dich nicht umsonst gewarnt."

„Nee, er hat sich tüchtig bezahlen lassen." Sie scherzte gewaltsam, sie wollte sich nicht unterkriegen lassen.

Aber mehr als einmal ließ ihre Willenskraft sie im Stich. Dieser gemeine brutale Schmerz! Sie konnte nicht dagegen auf. Und öfters vermochte sie kaum, sich die Thränen zu verbeißen.

All' die Fenster geschlossen! Sie riß sie jetzt auf, eins nach dem andern, obwohl die Tante in Anbetracht ihrer rheumatischen Neigungen sich lebhaft dagegen auflehnte.

Die kühle feuchte Luft erfrischte sie, es wurde ihr leichter und sie schenkte den vereinzelten Gestalten, die durch den Regen huschten, Beachtung.

Undenkbare Gestalten zum Teil — unten hoch geschürzt, oben in Tücher gehüllt bis über die Ohren, die meisten ohne Schirm, — denn ein kräftiger West blies durch die Dorfstraße, — ängstlich unter dem Regen sich duckend und zugleich behutsam trippelnd auf dem durchweichten Boden.

Die unglückselige weibliche Tracht.

Viel besser präsentierten sich die Herren. Unter den Vorübergehenden entdeckte sie auch den Doktor Helms, der sich ihr an dem ersten Abend vorgestellt hatte.

Er kannte ihre Wohnung; forschend blickte er auf ihre Fenster, und als er sie entdeckt hatte, zog er den Hut tief zum Gruß. Sie dankte artig.

Auch mehrere Fischer kamen den Weg gegangen; der Regen störte sie doch in der Gemächlichkeit, die ihnen sonst auf dem Lande eigenthümlich ist. Jetzt, wo sie naß wurden, fühlten sie sich gewissermaßen in ihrem Element, und emsiger regten sie die Glieder.

Eine Menge Bilder und Gestalten, die schnell an ihrem Auge vorüberzogen. Das wirkte auf ihre Lebhaftigkeit, und der Druck im Kopf ließ immer mehr nach.

Sie fing an sich im Zimmer zu langweilen.

Die Tante schrieb in der hintersten Ecke einen Brief; war sie einmal beim Schreiben, dann sprach sie sich auch gründlich aus. Mit ihr war fürs Erste nichts anzufangen.

Ach was, ich geh' auch in die Luft! dachte Emmi. Und sie begab sich, ohne ein Wort zu sagen, ins Schlafzimmer und machte sich zum Ausgang fertig.

Im Regenmantel, die Füße in derben Stiefeln, eine flotte Jokeymütze auf dem Kopf, trat sie vor die Tante und sagte „Adieu!“ Weiter nichts.

„Willst Du — das ist ja aber doch ein Unsinn — mit Deinem Kopf bei dem Wetter! Und die leichte Mütze hast Du aufgesetzt! Nimm doch ein Tuch!“

„Ich denk' nicht dran! Leicht muß ichs vor allen Dingen haben. Dann wirds draußen schon besser.“

Die Langeweile war ja schlimmer als ihr Kopfschmerz. Sie sehnte sich auch nach der See. Und vielleicht kamen jetzt wieder die Fischerboote zurück. Es war so interessant, diese kraftvollen Männergestalten bei der Arbeit zu sehen. So viel Frische und Schaffensfreudigkeit war ihr sonst noch nicht begegnet. Von den einzelnen Persönlichkeiten aber stand Jochen am klarsten in ihrer Erinnerung — natürlich! — und so dachte sie dabei vorwiegend an ihn.

Der Regen fiel nicht mehr in schweren Tropfen, als sie heraustrat, ein leichter sprühender Nebel umgab sie. Es that ihr wohl, das Gesicht in dem naßkalten Dunst zu baden. Und leichten Fußes schritt sie den Hohlweg hinab in die Dünen.

Nur wenige begegneten ihr. Und am Strande war es fast menschenleer. Fern, am Rande der See, da wo der Sand von den Wellen gefestet ist, schritten ein paar Gestalten ruhig vorwärts, eifrige Spaziergänger von Beruf, die sich durch das Wetter nicht stören ließen.

Im Pavillon, oben auf der Düne, saßen mehrere Badegäste, Frauen und Kinder zumeist, und starrten gelangweilt in das graue Einerlei.

Emmi hielt sich dort nicht auf; sie ging den Steg hinunter, soweit er führte, und dann durch den Sand zu der kleinen Brücke, an welcher bei günstigem Wetter die Dampfschiff-Passagiere aus- und eingebootet wurden.

Auf dieser Brücke stellte sie sich hin und ließ dann über die See ihre Blicke schweifen.

Nichts war ringsum zu sehen, als graue Einöde, das Meer, die dunstige Luft, der Himmel, Alles grau in grau zerrinnend, das farb- und leblose Nebelheim.

Wie gedämpft von dem trüben Brodem, rauschten die Wellen dumpfer und verhaltener; und eintöniger und schwermütiger als sonst ging ihre Weise. Es war nicht, wie gewöhnlich, ein trotziges Sichregen voll Frische und Kraft, ein Ersterben war es in Einsamkeit und Leere.

Emmi konnte sich der Macht dieser Naturstimmung nicht entziehen. Schwer legte es sich ihr aufs Gemüt. Sie hatte etwas wie Angst vor dieser grauen Unendlichkeit, eine berückende Angst, die sie immer wieder trieb, sich dahinein zu versenken.

Hätten ihre Blicke nur etwas gefunden, etwas Festes, etwas Lebendes, an dem sie sich hätten halten können. Aber nichts war zu sehen, kein Boot, wie sie gehofft hatte, keine Möve, nichts. Und sie verloren sich immer mehr in dieser grauenden, unfaßbaren, unergründlichen Schattenwelt.

Da horchte sie auf. Ein langsamer, etwas zaghafter Tritt ließ sich auf der Brücke vernehmen. Sie wandte

sich um von der grauen Welt und von ihrer Versunkenheit.

Es war Herr Dr. Helms, der ehrbietig grüßte und zögernd auf sie zukam.

Leise und ohne entschiedenes Zutrauen fing er ein Gespräch mit ihr an, auf das sie sich indessen bereitwilliger einließ, als er erwartet haben mochte.

Von der schwermütigen Stimmung sprachen sie.

Genau ging Dr. Helms diesem Eindruck auf den Grund, fast zu genau. Er wußte freilich manches Anregende zu sagen, von der Wirkung der todestraurigen Natur auf den Menschen, von dem Selbstmord als Naturkultus, wie er bei verschiedenen Völkern sich fand und findet und dessen Wesen die Wissenschaft immer noch nicht tief genug erfaßt und erforscht hätte.

Sie hörte ihm nicht ungern zu, obwohl er zu viel sagte, erst vielleicht aus Verlegenheit, dann weil er am eigenen Dozieren Gefallen fand. Auch in seinen Zügen entdeckte sie viel Anziehendes, sie waren durchgeistigt und, trotz des kraftvollen Schnurrbartes, zart im Ausdruck.

So kam es, daß sie sich ganz gut mit ihm vertrug; und als sie sich auf den Weg machte, eine Strecke am Strand entlang und dann nach Hause zu gehen, erlaubte sie ihm, sie zu begleiten.

Noch immer sprachen sie von der Schwermut in der Natur und vom Selbstmord. Wie ihn selbst einmal die Natur mit unwiderstehlicher Todessehnsucht erfüllt und fast aus dem Leben verstoßen hätte, davon erzählte er jetzt.

Es war nicht an der See gewesen, auf der Haide, — aber ein Wetter wie heute. Nur die Zeit noch herbst-

licher. Sie hatten gejagt. Er war getrennt von seinen Gefährten und setzte sich am Waldesrand nieder, wo Alle zusammentreffen wollten. Abendlicher ward es. Grau, ohne Farbe, ohne Licht Alles umher, und ohne Laut. Nur einmal ein Rauschen: ein Krähenschwarm, der langsam, tonlos dahinstrich — ein stiller, dunkler Leichenzug in den Lüften. Dann war es wieder wie vorhin, so leblos und wesenlos und schattenhaft. Zwischen seinen Knieen lehnte die geladene Büchse, es zog seine Blicke immer wieder auf ihr dunkles, unergründliches Auge, das über Leben und Tod gebietet. Der Gedanke, daß ein leiser Fingerdruck ihn aufgehen lassen würde in diese graue Unendlichkeit, die ihn immer mächtiger durchdrang, die ihn durch alle Poren überfluthete, bekam immer mehr Gewalt über ihn. Schon taumelten seine Sinne — schon zitterten seine Finger immer näher nach dem Hahne hin, erst wie spielend, dann sehnsüchtig und verlangend — da kam ein Hund freudig bellend auf ihn losgestürzt, und dann erschienen die Gefährten.

„Ja, so war es ungefähr", schloß er. „Und dabei bin ich durchaus nicht sentimental oder weichmütig. Wenigstens nicht mehr als die meisten Menschen."

„Wir sind aber Alle von Empfindsamkeit angekränkelt, die Einen mehr, die Andern weniger", entgegnete sie. „Was Sie da erlebten, ist ja so menschlich, das heißt so kulturmenschlich. Einem Naturmenschen wär' das nicht passiert."

„Was heißt Naturmensch?" warf er ein, und er schien nicht übel Lust zu haben, sich in einer längeren

Rede über den Unfug zu verbreiten, der mit diesem Begriff getrieben wird. Aber sie war nicht gesonnen, das anzuhören.

„Bitte, nur keine Definitionen. Nehmen wir ein Beispiel. Sehen Sie sich unsere Fischer an. Die sind doch im Vergleich zu uns — Naturmenschen!“

„Ich will es zugeben — obwohl sich mein wissenschaftliches Gewissen dagegen sträubt —“

„Das schadet nichts. Also: Glauben Sie, daß ein Fischer, wenn er jetzt auf der See treibt, in diesem trostlosen Nebelmeer — natürlich muß er nichts zu thun haben und sich ganz seinen Gedanken überlassen können — daß den etwas wie Todessehnsucht ergreift?“

„Wohl nicht.“

„Weil er gesund ist und frisch, weil sein Geistesleben nicht überfeinert und seine Empfindung nicht überstimmt ist.“

„Und weil die Natur kaum auf ihn wirkt.“

„O, das möchte ich doch nicht unterschreiben.“

„Bitte, fragen Sie doch mal die Fischer, ob die Großartigkeit der See besonderen Eindruck auf sie macht.“

„Vielleicht können sie das nur nicht so in Worte fassen.“

„Das glaub' ich, ist es nicht —“

„Und wenn die Natur nicht so mächtig auf sie einwirkt — sie sind eben selbst ein Stück Natur —“

„Das sind wir doch auch.“

„Aber in der Degeneration begriffen.“

„Ei, ei, glauben Sie das wirklich? Der selige Rousseau wird Freude an Ihnen haben.“

„Na, genug mit der Philosophiererei! Meinetwegen auch nicht degeneriert. Aber anders geartet. Und so ein Fischer hat eben eine andere Empfänglichkeit für die Natur als wir.“

„Ohne Frage. Er ist weniger rezeptiv. Mit der geistigen Verfeinerung steigert sich das Rezeptionsvermögen, während das Produktionsvermögen sich nicht in gleichem Maße weiter entwickelt.“

„Das ist so gelehrt, daß ich es nicht glaube.“

„Sehr gut.“

„Lassen wir doch die Abstraktionen.“

„Gerne — also — so ein Fischer, einsam auf dem Meere treibend — das ist doch unser lebendiges Beispiel — in Betrachtungen versunken — hm! ja! setzen wir mal den Fall, dieser Fischer wäre wirklich von des Gedankens Blässe angekränkelt — warum sollte es nicht auch solche Fischer geben? — und vielleicht hat er vorher was Trauriges erlebt — kurz und gut, es zieht ihn in den Tod. Wie glauben Sie, würd' er seinem Leben ein Ende machen?“

„Wie? Nun, das ist doch eine komische Frage. Ins Wasser würd' er doch springen!“

„Fällt ihm ja gar nicht ein. All die Balladen von dem Fischer und der lockenden Fluth, verführerischen Nixenarmen u. s. w., sind baarer Unsinn. Ein Fischer geht nie ins Wasser. Noch niemals hat einer durch Ertränken seinem Leben ein Ende gemacht. Fragen Sie die Selbstmord-Statistik. Und dann fragen Sie bitte 'mal hier bei den Fischern an, ob schon einer jemals auch nur gebadet hat. Ich hab noch keinen gefunden. Die Leute sind einfach wasserscheu.“

„Sie übertreiben!"

„Gewiß nicht! Nach meinen Erfahrungen muß ich das Alles entschieden aufrecht erhalten. Besehen Sie sich doch selber bitte 'mal diese Fischer und ihre Frauen und ihre Häuslichkeit bei Licht. Von Reinlichkeit werden Sie da nicht viel entdecken. Und dabei das viele Wasser — es ist zu seltsam!"

Sie waren inzwischen im Dorfe angelangt. Frau Emmi war im Innern ein wenig verstimmt, daß er ihr so ihre geliebten Fischer verunglimpfte. Aber er hatte gewiß unrecht, er verallgemeinerte und übertrieb sicherlich. Er war entschieden eine Glacehandschuhnatur. Was wußte er von der Arbeit dieser Leute! Natürlich konnten sie bei ihrer Beschäftigung nicht in glänzendem Rock und strahlender Wäsche erscheinen. Geschniegeltes und Parfümiertes hatten sie nicht an sich, und das war doch gerade das Erfrischende an ihnen.

Aber unreinlich — davon hatte sie nichts entdeckt. Und sie verließ sich nur auf sich selber.

Freundlich, doch ohne Wärme verabschiedete sie sich von ihm, als sie vor ihrem Hause angelangt waren.

Ihre Kopfschmerzen waren so gut wie vergangen. Der Tante gegenüber wurde sie mitteilsam, sie erzählte von der Begleitung des Doktors und daß sie sich gut unterhalten habe.

Manches von dem, was er gesagt hatte, und auch seine Art zu sprechen, hatte doch Eindruck bei ihr hinterlassen.

Am Nachmittage, nach der Table d'hote, schliefen die Damen. Das Wetter blieb so trostlos wie es war. Und

nach dem Kaffee lasen sie im Zimmer, fast bis die Dämmerung einbrach.

Dann ließ sich Emmis Ungeduld nicht mehr bemeistern.

Immer noch der Nebeldunst draußen, aber es litt sie nicht mehr in der Stube, und die Tante entschloß sich mitzugehen.

Wieder an den Strand — wohin sollte man hier auch sonst? Als sie hinuntergingen, begegneten sie mehreren Fremden.

„Da ist eben ein Dampfer gekommen.“

Emmi hatte recht. Unten sahen sie ihn noch, wie er in der Richtung nach Saßnitz zu verschwand, seine dunklen Rauchwolken in den Nebelschleier webend.

Und jetzt kamen auch Fischer schleppenden Ganges über den Sand geschritten. Sie hatten die neuen Gäste vom Dampfer ausgebootet, ihr Tagewerk lag hinter ihnen und sie gingen jetzt zu „Muttern“, zum Abendbrot.

Jochen und Korl Kaeding waren auch darunter. Emmi hatte sie gleich bemerkt. Und jetzt stellte sie die Beiden ohne Weiteres.

„Guten Abend!“

„Gu'n Abend.“

„Sagen Sie mal, was ist denn das mit dem Wetter! Wirds nicht bald besser?“

Korl, dem der Schelm im Nacken saß, erwiederte prompt, indem er sich hinterm Ohr kraute: „Jä, wenn de Wind so bliwwt, denn lätt sich nix seggen; wenn e sich öwer dreibt, denn is 't gor nich to weeten!“

„So, nun weiß ichs ja ganz genau." Emmi lachte, mehr noch über Korls drolliges Grinsen, als über seine verschmitzt-vielsagende Auskunft. Und dann wandte sie sich an Jochen mit der Frage, ob sie heute gefischt hätten.

Nein, sie hätten heute Nachmittag die Netze ausgesetzt; morgen früh würden sie wieder eingeholt. Ob sie morgen mit wollte? Er riethe nicht dazu, das Wetter sei zu unsicher.

Er hatte auch den Ausdruck: „trurig's Weder!" gebraucht. Trauriges Wetter! darin lag doch, weiß Gott, Empfänglichkeit für Naturstimmung — trotz Dr. Helms.

„Nicht wahr, es ist trübsinnig hier an der See, wenn Alles so voll Nebel ist — wird Ihnen nicht auch manchmal ganz schwermütig dabei?"

„Schwermütig? Nee! Dat 's man bloot wat för dee Lüer, de nix to dohn hebben!"

Die Antwort kam ihr erst überraschend. Sie war sich nicht ganz klar gewesen, sie hatte zu viel gefragt. Schwermut bei diesen Männern vorauszusetzen, das war doch etwas zu weit gegangen. Natürlich war ein Reflex der Naturumgebung auch in ihrer Seele zu finden, das ließ sie sich von Keinem abstreiten. Zur Schwermut aber waren sie eben zu gesund und frisch, wie sie vorhin selbst gesagt hatte, zu produktiv, wie Dr. Helms es faßte, und wie es auch Jochen eben auf seine Weise ausgedrückt hatte.

Wie stand es nun aber mit der Reinlichkeit, die Dr. Helms ganz kategorisch leugnete.

Die Tante, die stumm und steif bei Seite stand, fing an zu trippeln, sie wollte weitergehen, das ewige Schwatzen mit dem Fischervolk peinigte sie geradezu.

Aber Emmi ließ sich nicht stören.

„Sie können doch gewiß Beide gut schwimmen?“ hob sie von neuem an.

„Schwemmen? Nee?“ gab Korl zur Antwort, „dat koenen wi nich. Wenn wi dor buten Malhüer hebben, dann nützt uns dat Schwemmen rein gor nix, dat ’s denn man blot ’ne Quälerie!“

„Sie schwimmen auch nicht?“ wandte sie sich an Jochen.

„Nee!“ antwortete der kurz.

„Sonderbar, ich dachte, alle Fischer könnten großartig schwimmen!“ Ihre Zuversicht schwand.

„Baden Sie denn nicht von klein an?“

„Nee,“ erwiderte Korl und grinste, „dat Wader is jo natt!“

„Sie baden nicht? Und haben das so bequem! Haben Sie wirklich noch nie gebadet?“ Ihre Blicke richteten sich auf Jochen.

„Ja. Ick bad’, wenn ich morgens Tied dortoo hemw.“

„Ja, Jochen“ — fügte Korl erklärend hinzu — „dat is so ’ne Waderrott’, de is ganz ut de Ort slahn. Du un Fritz Strübing, ji sied jo woll de Eenzigen?“ fragte er Jochen.

Der zuckte die Achseln, als wär’ ihm die ganze Sache zu unwichtig.

Also er und Fritz Stübing — die beiden strahlenden Ausnahmen, die die Regel bestätigten. Dr. Helms hatte recht. Mochte er recht haben. Sie wußte genug.

„Also — wenn ich ’mal mitfahre zum Fischen, darüber sprechen wir noch!“ Sie nickte den Beiden freundlich zu und befreite die Tante aus ihrer Pein, die sich während des letzten Gespräches für ihre matte Seele bis zur Unerträglichkeit gesteigert hatte.

„Sag 'mal, Emmi, eine passendere Unterhaltung konntest Du wohl nicht führen!“

„Wie meinst Du das, Tantchen?“

„Diese — diese Mannsleute zu fragen, ob sie baden!“

„Hahaha!“ Emmi lachte hell auf.

„Wenn es Dir egal ist, hättest Du wenigstens auf mich so viel Rücksicht nehmen sollen —“

Emmi lachte und lachte, daß die Nebel um sie her zerstoben.

Drei Tage später, in der Morgendämmerung, gegen drei Uhr klopfte Jochen an Frau Emmi's Schlafstubenfenster. Tante Alma, die in demselben Zimmer schlief, fuhr erschreckt in die Höhe, und gelindes Entsetzen malte sich auf ihren verschlafenen Zügen, als Emmi, die schon aus dem Bett gesprungen, ihr kalt lächelnd erklärte: Das wär' ihr Freund, der junge Fischer, der da eben geklopft hätte.

Mit offenem Munde starrte sie die Sprecherin an, die über ihr nichts weniger als gescheites Gesicht sich laut amüsierte. Auf Tante Almas Fragen gab Emmi ausweichende Antworten, dabei machte sie Toilette, schneller als sie das sonst that. Immer ratloser wurde die Tante und jetzt steigerte sich, mit dem Gefühl der Machtlosigkeit, ihr Aerger und unmutig warf sie sich zurück in die Kissen.

„Thu, was Du willst!“

„Das thu ich ja merschtendeels, Tante. Und weißt Du, was ich jetzt will? Mit zum Fischen fahren will ich. Das war ja das verabredete Signal, was Dich so erschüttert hat. Nun verschlaf' Deinen Schmerz! Adieu!“

Nur einen flüchtigen Händedruck erhielt sie zum Abschied, kein Wort des Grußes. Die Tante war böse, daß sie ihr nichts vorher von dieser Verabredung gesagt hatte. Aber das quälte sie nicht groß.

Dämmernder Morgenschein bei klarem Himmel grüßte sie, als sie heraustrat. Still war Alles rings umher, die ganze Welt war noch im Schlaf befangen, selbst die Vögel schwiegen noch.

Bleich vom Nachtwachen blinzelten die Sterne hernieder, sie konnten jetzt bald schlafen gehen. Im Osten wollte der Morgen heraufglühen.

Bald war sie am Strande, wo Jochen und Korl Kaeding im Boote, das zum Absegeln fertig an der Brücke lag, auf sie warteten.

Sie waren die Letzten, die andern Fischer waren schon auf See. Noch nicht lange freilich; man sah die Fahrzeuge noch in ziemlich naher Entfernung die Wellen durchschneiden.

Jetzt war sie bei ihren Freunden, wechselte einen freundlichen Gruß mit ihnen und sprang, auf Jochens Hand gestützt, in's Boot.

Dann stießen sie ab. Korl saß am Steuer, Jochen besorgte die Segel. Jetzt faßte der Wind, ein ziemlich frischer Nordwest, das aufgezogene Großsegel; erst langsam, dann in schneller Fahrt ging's nach Nordosten.

Jochen zog nun den Klüwer auf. Munter half sie ihm dabei und so kräftig, daß ihr rechter Handschuh platzte. Da zerriß sie ihn vollends und warf ihn in's Wasser und seinen unversehrten Zwillingsbruder ihm nach.

Sie war in ausgelassener Stimmung. So herrlich hatte sie sich diese Morgenfahrt kaum gedacht.

Im Osten, wohin sie den Blick wandte, kämpften die dunstigen Geister der Nacht den letzten Kampf mit dem Morgenrot. Hier und da und dort war die dunkle Schlachtordnung schon zerrissen von dem sieghaften Licht. Und freudig grüßte es herüber zu der ewigen Flut, die rauschend seinem Triumphe zujubelte.

In purpurnen Streifen goß sich der Schein über die Wellen, und wo er die weißen Häupter küßte, leuchtete ein rosafarbener Schimmer. Niemals hatte sie eine solche Farbenpracht gesehen.

Und nun war Alles rot überflossen, der Dunst war gewichen, es war Morgen. Lichter und lichter wurde die Röte, und jetzt ein Glitzern wie von Edelstein, es blitzt durch die Wellen, fast glaubt sie es zischen zu hören und lauter rauscht es in den Wogen — es ist, wie wenn die Mannen an die Schilde schlagen, dem kommenden König zum Gruß — der erste Sonnenstrahl ist da, die Königin Sonne erscheint.

Emmi war so in ihre Naturbetrachtung versunken, daß sie auf ihre Gesellschaft kaum Acht gab. Und der Gedanke, der ihr später kam, ob wohl dieses wunderbare Schauspiel auf Jochen und Korl ähnlich gewirkt habe, stieg nicht in ihr auf.

Als sie sich ihren Begleitern zuwandte, begegneten ihre Blicke Jochens hellen offenen Augen, die längere Zeit auf ihr geruht hatten. Er wandte den Blick nicht ab, als sie ihm ins Gesicht sah; das gefiel ihr. Und in seinen

Augen entdeckte sie jetzt einen Ausdruck, den sie bisher nicht in ihnen gefunden hatte: so ein froher Wagemut, fast etwas wie Abenteuerlust leuchtete aus ihnen heraus; sonst waren sie ihr ernst oder trotzig-verschlossen vorgekommen. Nahmen sie nur auf der See diesen Ausdruck an? Sie mußte an die alten Wikinger denken.

„Auf der See fühlen Sie sich wohl so recht zu Hause?"

„Ja."

Und dann fragte sie ihn, ob er nicht den Wandertrieb aller Seefahrenden verspüre, ob er schon recht viel von der Welt gesehen hätte.

Da trat in sein Gesicht der ihr bekannte herbe Zug. Und er erzählte ihr — wobei Korl, der sich gerne sprechen hörte, sich es nicht versagen konnte, ihm zu helfen — daß es sein sehnlicher Wunsch gewesen wäre, zur See zu gehen. Aber sein Vater hätte es nicht gewollt. Der hätte sich als Matrose in den Tropen Malaria geholt, und die Folgen hätte er nie überwunden. Verhältnismäßig früh wär' er gestorben, und dann hätte er selbst dessen Erbe angetreten und mit Korl Kaeding das Boot geführt, wie er es schon in den letzten Lebensjahren seines Vaters gethan. Und Korl bemerkte nun mit Nachdruck, er könnte Jochen nicht entbehren, so wie der verstünd sich keiner auf ihre Arbeit, und ohne ihn würd' es ihm schwer werden, mit seinen „Wörmern" durchzukommen. Davon wüßt' er ein Lied zu singen aus der Zeit her, wo Jochen in Greifswald als Soldat gestanden. Die zwei Jahre hätten sie sich kümmerlich durchschlagen müssen, der Ersatz, den er für ihn gehabt hätte, wär' nicht halb das gewesen, was er sei.

Jochen schnitt diese längere Rede ab mit der kurzen Bemerkung, die er zu Frau Emmi machte: er kenne von der Welt nichts als Rügen, Greifswald und Stralsund, und das wär' doch Alles in Allem wenig genug.

„Das ist es.“ Weiter sagte sie nichts. Sie fühlte, er hatte seine Wanderlust bezwungen, um Korl und dessen Familie willen. Und in Korl's Gegenwart wollte sie nicht mehr davon reden.

Darauf ließ sie sich die Namen sagen für die Segel und Taue und deren Verwendung. Und nach sonst Manchem, was die Fischerei betraf, erkundigte sie sich genau.

Und dann bekam sie Hunger. Sie hatte zu Hause nichts genossen. Nach einigem Zögern fragte sie, ob sie nicht etwas zu essen kriegen könnte.

Da holten die Beiden Jeder zwei mächtige Kommis-Butterbrote, jede Schnitte daumdick, hervor und boten sie ihr an, Beide treuherzig den ganzen Vorrat.

„Wi hebben ook wat to drinken,“ und sie zeigten je eine Weinflasche mit kaltem Kaffee.

Sie bat Jochen, ihr von seinen Stullen ein Stück abzuschneiden, und dann biß sie unverzagt hinein. Es war Bratenschmalz darauf, das war durchaus nicht ihr Fall. Aber sie brachte es sehr gut herunter, und sie kam sich ganz forsch deshalb vor.

Dann noch einen Schluck aus der „Buddel“ — ein sehr zweifelhaftes Zichoriengebräu, aber — sie wollte um keinen Preis verweichlicht sein, und sie that noch einen zweiten Zug.

Nach diesem Frühstück, das Jochen ihr abgegeben hatte, war es ihr, als wär sie mit ihm – und auch mit dem

Andern — noch ein Stück vertrauter geworden. So etwas wie Kameradschaft kam zwischen ihnen auf.

Sie erkundigte sich genau nach ihrem Verdienst, nach ihren Lebensverhältnissen und auch nach ihren Lebensanschauungen.

Mit dem Verdienst wär' es knapp genug bestellt, bekam sie zur Antwort; die Fischerei ginge von Jahr zu Jahr immer mehr zurück, wenn der Nebenerwerb in der Badezeit nicht dazu käme, würden sie nicht bestehen können.

Jochen entwickelte dann klar, entschieden und selbstständig, daß nach seinen Beobachtungen und Erfahrungen nur noch die Hochseefischerei wirklich lohnend sein könnte, dazu gehörte aber Geld, und selbst wenn die Göhrener und die Thiessower Fischer alle unter einen Hut zu bringen wären — woran er unter den jetzigen Verhältnissen zweifelte — würden die Mittel nicht im Entferntesten ausreichen. Sie brauchten dann einen Dampfer, andere Fahrzeuge, andere Gerätschaften. Auch eine große Räucherei müßte an Ort und Stelle angelegt werden. Daran wär' nicht zu denken.

Wenn nun Kapitalisten die Sache in die Hand nähmen? warf sie ein.

Damit wäre ihnen nicht gedient, dann würden sie von denen vollständig abhängig, da wär' ihnen die Freiheit auch ohne glänzenden Verdienst doch tausendmal lieber. Nein, sie selber müßten es machen. Dazu gehörte aber erstens, daß Einer ihnen Geld vorschösse; das Geld wäre nicht schlecht angelegt, nach seiner festen Ueberzeugung, aber zu geschäftlichen Verhandlungen sei Keiner von ihnen imstande, sie wären nicht gewandt und beredt genug.

Und wenn sie wirklich das Geld zusammengebracht hätten, dann müßte doch einer da sein, der das ganze Unternehmen leite. Und was für Vorkenntnisse wären dazu nötig! Der müßte sich nicht bloß auf die Fischerei verstehen, auf die Fangarten und auf die Lebensverhältnisse der einzelnen Fischsorten, viel genauer und gründlicher als so ein gewöhnlicher Fischer, auch kaufmännisch müßte er gebildet sein, dazu Schiffsbauer, Techniker, Ingenieur, alles Mögliche.

Kurz und fest, wie es seine Art war, sprach sich Jochen über diese Verhältnisse aus; Emmi erkannte die Klarheit seines Blickes und spürte die Unternehmungslust, die in ihm selber lebte. Sie hörte aus der einfachen bündigen Rede heraus, wie seine Phantasie sich mit diesem Plane beschäftigte, wie seine Sehnsucht davon träumte, ihn zu verwirklichen. Und in seinem ganzen Wesen entdeckte sie den Trieb nach geistiger Hebung und Befreiung.

Aber er war kein Phantast, er verlor sich nie in seine Träume, er griff schnell und freudig zur Arbeit, wie und wo er sie fand. Während er sprach, hatte er frisch und froh zum Segelumlegen die Hände gerührt, da sie gegen den Wind kreuzten; es war eine Freude, ihm zuzusehen.

Korl aber hatte, während Jochen sich über jene Angelegenheit äußerte, nicht ein Wort dazwischen geredet. Er wußte, daß er hier nichts zu sagen hatte.

Emmi war nachdenklich geworden.

Indessen näherte sich das Boot in schneller Fahrt immer mehr der Stelle, wo die Netze ausgesetzt waren.

Bewegter als in der Nähe der Küste war hier die See, und neckisch-ausgelassen warf manche Welle Schaum-

flocken und Spritzwasser über den Rand des Fahrzeugs auf seine Insassen.

Emmi, die unmittelbar an der Luvseite saß, wurde vornehmlich mit diesen feuchten Scherzen bedacht.

„Setten 'S sich leewer mihr nah de Leesied 'röwer!" riet ihr Korl, aber sie schüttelte den Kopf und blieb sitzen, wo sie saß; das bischen Nässe sollte sie nicht verjagen.

So recht behaglich fühlte sie sich indessen nicht. War es das ungewohnte Frühaufstehen oder das mangelhafte Frühstück, oder gar die schaukelnde Bewegung des Bootes, die jetzt immer merklicher wurde — sie empfand eine gewisse Beklemmung.

Wenn sie seekrank würde! Nur das nicht! Wie würde es dann mit der Kameradschaft aussehen, die sie im Innern geschlossen hatte! Seefest mußte sie sein!

Und sie war es doch auch. Sie war doch schon öfters bei bewegter See hinausgesegelt, und auf ziemlich stürmischer Dampferfahrt nach Helgoland war ihr nicht das Geringste geschehen.

Aber sie hatte oft genug gehört, daß bei vielen Menschen das Befinden ausschlaggebend sei — heute seefest, morgen nicht. Und mit ihrem Befinden war es jetzt nicht gerade gut bestellt. Hätte sie nur was Ordentliches genossen! Wenn sie an den kalten Zichorienkaffee und das Bratenschmalz dachte, mußte sie ein gelindes Schaudern niederkämpfen.

Und dann erinnerte sie sich dessen, was die Fischer gesagt hatten: beim Einholen der Netze würden die meisten Menschen seekrank. Wie sollte das werden! Ihr wurde schwül und bange.

Sie knöpfte ihre Jacke auf und setzte den Hut zurück, daß der Wind ihr Hals und Stirn kühlte. Freier und leichter ward es ihr. Sie wollte sich nicht ängstigen, sie wollte nicht.

Leichten Tons plauderte sie, mit Korl vornehmlich, der manche drollige Entgegnung hatte.

Jochen spähte derweil nach den Netzen aus. „Wi möten noch eenmal ümleggen," rief er Korl zu. Und nun kamen ihnen die Korkzeichen ihrer Netze deutlich ins Gesicht. Noch eine kurze Strecke, dann ließ Korl das Großsegel flattern, das Jochen schnell herunternahm, auch der Klüver fiel, und unweit von den Netzmarken verlief sich das Boot.

Jetzt griffen die beiden Männer zu den langgestielten Eisenhacken, fingen mit ihnen die Netztaue und zogen sie heran, und dann holten sie ein.

Heftiger wurde das Schwanken. Emmi, die aufgestanden war, um genauer zusehen zu können, mußte sich sorglich festhalten. Schon fühlte sie sich wieder beklommen.

Und jetzt erschienen die ersten Maschen an der Oberfläche. Nichts darin. Und dann eine Masse Tang und Algen mit Muscheln und Krustentieren, nun aber ein paar zappelnde, silbern glitzernde Heringe, und immer mehr. Und ein paar Flundern dazu. Sie freute sich des Fanges. „Sind das schon viel?" fragte sie.

„Nee, dat's noch gor nix!" gab Korl zur Antwort.

Das heftige Schaukeln nahm kein Ende, und der schleimige Fischgeruch füllte ihre Nase, ihren Mund und drang ihr schon in die Kehle. Schlimm und übel wollt' es ihr werden.

Doch gewaltsam raffte sie sich auf. „Ich will mitziehen.“

„O, Se maken sich jo natt.“

Sie hatte schon mitangefaßt und zog mit aus Leibeskräften. Sie sah nichts Rechtes mehr und hörte auch nichts, sie zog nur und zog.

Und dann, als die Netze sämtlich aufgenommen waren, als sie sich wieder hingesetzt hatte und das Boot auf der Rückfahrt begriffen war, da merkte sie, daß ihr Kleid förmlich triefte.

Aber sie achtete nicht groß darauf. Auch nicht auf die plump-ehrliche Fürsorge ihrer Begleiter, die ihr Jochens Mantel als Decke aufnötigte. Sie hatte noch schwer mit ihrem Befinden zu kämpfen.

Doch allmählich überwand sie alle Anfechtungen. Und nun fühlte sie sich nicht wenig stolz. Sie war nicht seekrank geworden! Nichts als eine gelinde Schwäche war es gewesen, daher, daß sie so früh aufgestanden war und noch nichts Warmes genossen hatte. Sonst hätte sie überhaupt gar nichts gespürt! Und jetzt sprach sie wieder kameradschaftlich mit ihrem Freunde Jochen.

„Na, ich denk' wir können heute mit unserm Fang zufrieden sein.“

„Ja, Se hebben uns Glück bröcht.“

„Hab' ich das?“

Sie freute sich darüber wie ein Kind.

Und dann kam das Gespräch wieder auf die Erwerbsverhältnisse. Zuletzt auf den Sozialismus. Wie die Fischer zu der sozialen Bewegung standen, das mußte sie wissen.

Jochen gab ihr darüber knappe und klare Auskunft.

Was ein rechter Fischer wär', der liebte die Freiheit über Alles. Auf der See, da wär' sie zu Hause. Keine Schranken, keine Grenzen, nicht die vielen Gesetze und Rechte, an denen man sich sonst überall den Kopf stößt. Da fühlt der Fischer sich frei, wenn er sein eigen Boot unter den Füßen hat. Freilich, ohne Eigentum könne er für sein Teil sich auch keine Freiheit denken. Und darum hab' er kein Zutrauen zum sozialistischen Staat, so viel er davon verstehe. Wie er, dächten die meisten unter seinen Berufsgenossen. Nur ein paar seien Sozialdemokraten; die versprächen sich von der großen Umwälzung besonderen Nutzen. Besser könnte ja freilich Vieles in ihren Lebensverhältnissen sein. Aber daß die durch die sozialistische Verfassung besonders gehoben würden, wollte eben den Meisten nicht einleuchten. Und der eigene Vorteil, das wäre ja in der Politik die Hauptsache, nach der sich alles richte, sie, die Fischer, natürlich in ihren Parteianschauungen auch. Auch noch in andern Dingen; doch könne man nicht sagen, daß sich der Eigennutz bei ihnen gerade breit mache, es wäre viel genossenschaftliches Empfinden unter ihnen, viel Anhänglichkeit und Hilfsbereitschaft. Und wo sich wirkliches Elend unter ihnen zeigte, würd' es mit vereinten Kräften bekämpft. Es gäbe ja so viel Elend in der Welt — aber mit der allgemeinen Menschenliebe wär' doch nichts geschafft, und wenn die Nächstenliebe nicht wirklich für die Nächsten sorgte, wäre sie nichts als Redensart. Das sei so seine soziale Ueberzeugung.

Sie mußte ihm zustimmen. Etwas gereift war diese Anschauung für seine sechsundzwanzig Jahre, sie hatte mehr Idealismus und revolutionäres Empfinden vermutet. Aber

es schien ihr doch besser so. Und dann — er *that* auch, was er predigte. Den Kaedings zu Liebe hatte er seine rege jugendliche Wander- und Unternehmungslust bezwungen. Das war ein wirkliches soziales Liebeswerk, an welchem er außerdem fortdauernd arbeitete. Denn noch immer sehnte er sich aus diesen Verhältnissen heraus. Das fühlte sie wohl.

Ob denn in Göhren viel Politik getrieben würde, fragte sie weiter.

Im Sommer nicht, da hätten sie zu viel zu thun. Aber im Winter würde genug raisonniert. Dann würde auch viel gelesen, Zeitungen, Flugblätter und Bücher. Auch hätten sie verschiedene leidenschaftliche und beredte Parteimänner. Der bedeutendste unter ihnen, mit dem er am liebsten spräche, wär' der frühere Lehrer des Dorfes, Paul Münnich, ein Sozialdemokrat vom Kopf bis zu den Zehen. Er hätte der Regierung offen seine Gesinnung kundgegeben und dann seinen Abschied genommen. Jetzt sei er gewöhnlicher Fischerknecht. Der gefiel ihm, weil er Mut hätte. Und lernen könnte man auch von ihm.

Immer näher rückte die Küste, schon konnte man die Badeanstalten, den Strandpavillon und auf den Uferhöhen die Hotels deutlich erkennen, und wenn man genau hinblickte, auch schon Menschen am Strande unterscheiden. Es war etwas über sieben Uhr geworden, die Zeit, wo sich dort das Leben zu entfalten begann. Und nach einer viertel bis halben Stunde landeten sie an der Brücke.

Zwei Fischerboote lagen schon da, die andern waren noch *unterwegs*.

Emmi verabschiedete sich mit Händedruck von Jochen und Korl. „Vorläufig meinen besten Dank. Ich hoffe, wir sehen uns heute noch.“ Die beiden zogen die Mützen und Korl grinste freundlich dabei.

Dann machte sie sich auf den Weg nach Hause. Sie sehnte sich nach trockenen Kleidern und nach einer guten Tasse Kaffee. Mit Freude dachte sie an die Fahrt, die inhaltsreich für sie gewesen war. Und sie erschien sich als „forscher kleiner Kerl.“

Jochen nahm die Segel herunter, Korl schnürte das Tragnetz zusammen, in welches der Fang gelegt war.

Auf der Brücke traten Vater Schmidt, der alte Schüttelbüchstänzer, und der Riese mit der dünnen Stimme, die eben mit ihrem Boote fertig geworden waren, an sie heran.

„Na, Jochen,“ sagte der Lange, „hüt häst Du öwer 'ne feine Ladung an Buurd hadd.“

Jochen sagte kein Wort. Statt seiner antwortete Korl: „Wi sünd oock de Kierls dortoo. Di, Du olles langes Reff, kann sowat natürlich nich passieren.“

Den Großen verließ seine Gelassenheit nicht. „Du möst et ehr andahn hebben, Jochen — un wi steht de Saak bi Di?“

Und jetzt nahm Vater Schmidt das Wort, der schmunzelnd und an seinem Priem kauend dastand. „Segg' mal, Jochen, büst Du eenglich de Fischer orer de Fisch?“

Stumm wie ein Fisch war Jochen jedenfalls. Ein paar Mal hatte er auffahren wollen und seine Augen wurden heiß. Dann aber folgten sie, unbekümmert um die Andern, Emmis schlanker Gestalt.

Am späten Nachmittag, da sich die Tante dank der besänftigenden Macht eines langen Mittagsschlafes mit der morgentlichen Vergangenheit ihrer Nichte vollends ausgesöhnt hatte, saßen die beiden Damen hübsch einträchtiglich an der See im Sande.

Auch im Sande der Langeweile, wie Emmi ihrerseits erklärte. Die Gesellschaft der Tante dünkte sie heute unerträglich öde, die Gesichter und Gruppen rings umher hatten nichts Ansprechendes mehr für sie, den vollen Genuß der See raubte ihr die blendende Sonne — sie langweilte sich einfach. Ihre einzige Rettung war die Erinnerung an die Morgenfahrt.

Jochens Kraft und Entschiedenheit, seine Bestimmtheit in Gedanken und Wort beschäftigten ihren Geist, und ihre Phantasie träumte von seinen Augen, so hell, so mutig und unternehmungsfroh, die jünger waren als sein ganzes Wesen, von dem herben Zug um seinen Mund, von seiner hohen kräftigen Gestalt.

Echte Männlichkeit in jedem Zug. Nicht angekränkelt von den Feinheiten konventioneller Bil dung, nicht abgestumpft von ihren Reizen und Genüssen, nicht verwässert durch ihr leidiges Theoretisieren, frisch und ursprünglich und selbst erfrischend. Wenigstens für sie.

An ihre Vergangenheit mußte sie denken, an die schwülnervöse Atmosphäre ihrer kurzen Ehe. Und wie sich das krankhaft Ueberfeinerte und Ueberreizte, das Schwankende und Schwache, das im Wesen ihres Mannes vorherrschte, ihren geschärften Blicken mehr oder weniger dann bei allen Männern zeigte, die sie näher kennen lernte

oder die sich gar um ihre Hand bewarben. Sie hatte Angst vor dieser Schwachheit.

Hier aber war Gesundheit und Kraft! . . . .

„Herr Dr. Helms!" flüsterte die Tante ihr zu. Der Genannte kam ehrerbietig grüßend an sie heran.

Nach den gebührlichen allgemeinen Redensarten fragte er, ob er sich der Gesellschaft der beiden Damen erfreuen dürfe.

Die Tante bat ihn mit einer bei ihr ungewöhnlichen Lebhaftigkeit, Platz zu nehmen. Emmi nickte gelassen. Und dann sprachen sie über dies und das, erst leichthin und oberflächlich, dann eindringlicher und wärmer, wobei Dr. Helms öfters in philologischer Gründlichkeit wie in einer Versenkung zu verschwinden beliebte. Bei der Tante machte ihn denn auch diese Unfaßbarkeit besonders interessant. Emmi hingegen amüsierte sich erst im Innern darüber, wie ihr überhaupt sein Theoretisieren keine Achtung abgewann. Das war ja doch Alles dummes Zeug!

Dann aber, durch ein anregendes Wort, durch reizvolle Gedanken wurde in ihr Streitlust geweckt.

Das Gespräch war allmählich, nach wechselvoller Irrfahrt, dort gelandet, wohin sich heutzutage Aller Blicke lenken: bei der sozialen Frage. Selbst die Tante interessierte sich für den sozialen Staat, „diesen dunkelsten aller Erdteile", wie Doktor Helms sich ausdrückte.

Vielleicht, daß er als einer der berufenen Pfadfinder sich erschien. Jedenfalls hielt er für sehr wichtig, was er sprach. Aber es reichte zunächst über Allgemeines und

Bekanntes nicht hinaus. Erst als die natürlichen Menschenrechte in den Vordergrund der Erörterung traten, kamen ausgeprägtere Gedanken bei ihm zu Worte.

„Auch die Konvention ist ein natürliches Menschenrecht," erklärte er geradezu. „So wahr es zu jeder Zeit, selbst im Naturzustand der Menschheit — wenn man überhaupt davon reden darf — Erziehung und Ueberlieferung gegeben hat, so wahr ist das Anerzogene immer ein integrierender Bestandteil des inneren Menschen gewesen, etwas, mit dem man doch jedenfalls rechnen muß, weil es vorhanden ist, und das man achten muß, weil es durchaus seine Berechtigung hat. Ja, es ist ein Naturrecht so gut wie alle andern. Alle natürliche Entwickelung beruht eben auf der Ueberlieferung; wer diese über den Haufen wirft, vernichtet die ökonomischen wie die ethischen Werte, ohne die eine Entwickelung unmöglich ist. Was sich von ihr zu unverkennbaren Vorurteilen verknöchert, muß natürlich entfernt werden. Da ist der schonungslose Kampf der beste. Aber gegen die Konvention schlechthin, vornehmlich gegen unsere sittlichen Ueberlieferungen und Anschauungen den Vernichtungskrieg eröffnen, das ist nicht nur widersinnig, das ist zugleich die baare Inhumanität. Und dabei beruft sich der Sozialismus immer und immer darauf, wie human er sei. Da giebt es kein noch so schweres Verbrechen, das nicht erklärlich und darum verzeihlich wäre. Ja, das Verbrecherische ist geradezu ein Naturrecht, denn es liegt im Blut. Und jedes Menschenrecht hat auf Humanität Anspruch. Nur das ursprüngliche Recht des Menschen, sich von der Ueberlieferung tragen zu lassen, das allein nicht. Warum? Ich kann

es nicht sagen. Vielleicht, weil es Ausnahmen geben muß, damit die Regel fester bestehe."

Diesen in wohlgesetzter Rede vorgetragenen Gedanken mußte sie im Wesentlichen zustimmen, ob sie gleich nur ein einseitiges Bild entwarfen. Sie veranlaßten sie sogar zu der Bemerkung: „Und dabei hat sich unter diesen Konventionsstürmern selbst eine ganz gehörige Konvention ausgebildet!"

„Gewiß, wie das beim Zusammenschluß Gleichgestimmter, Aehnlichdenkender gar nicht anders möglich ist. Und diese Erkenntnis sollte sie eigentlich zur Milde gegen die Bourgeois und ihre Konvention erziehen — wenn sie sich nur nicht selbst nach den konventionellen Verhältnissen und Anschauungen der Besitzenden sehnten! Daher all der Haß."

„Glauben Sie nicht an einen Ausgleich der Gegensätze?"

„O ja! Und ich glaube auch, daß dieser Ausgleich von den Besitzenden ausgehen muß."

„Und wie denken Sie sich das?"

Menschenliebe, allgemeine Menschenliebe, das sei die einzige Lösung und Erlösung. Sie müsse unsere Empfindungswelt immer mehr beherrschen, sie müsse fortgezüchtet und veredelt werden durch Erziehung, durch Vererbung.

Immer weiter breitete sein Idealismus die Arme aus, die ganze Menschheit zu umfangen, und seine Augen leuchteten. Tante Alma saß in eine Art Andacht versunken da. Emmi aber wußte nicht recht, ob sich nicht vielleicht seine Gefühle an seinen schönen Worten begeisterten.

Jedenfalls setzte sie den unbegrenzten Abstraktionen seiner Empfindungsthätigkeit ein nüchternes „charity begins at home", seiner idealen allgemeinen Menschenliebe die reale Nächstenliebe, seiner Propaganda des Gefühls die Propaganda der That entgegen. Und sie dachte dabei an Jochen als ihren Bundesgenossen.

Mit Gedanken und Empfindungen — so erklärte sie — wäre man bei uns zu Lande schnell genug bei der Hand, aber werkthätige Hilfe ließe auf sich warten. Erst der drängenden Not entspränge bei uns Deutschen die That. Wenn bei uns etwas fortgezüchtet und veredelt werden müsse, das Empfinden sei es nicht, das schon allzuviel des Ueberirdischen und Veredelten habe, sondern das Handeln. Und in der sozialen Frage wär' ein Liebeserweis, eine Aufopferung, eine Selbstentäußerung, die nur Einem zu Gute käme, mehr wert, als hunderttausend für die Gesamtheit sich regende Liebesempfindungen, die vor lauter Gefühl nicht zur That gelangten.

Im Laufe der Erörterung wurden sie Beide immer extremer, bis Emmi den Kampf aufgab. Das fruchtlose Theoretisieren langweilte sie auf die Dauer. Und sie erklärte ihm das unverhohlen.

Wie kam sie überhaupt dazu, sich auf solche abstrakte Erörterungen einzulassen!

Er offenbarte freilich in seinen Gedankengängen und seinem Empfindungsleben eine gewisse Eigenart, die fesselnd wirkte. Das ließ sich nicht leugnen. Und so war ihre Teilnahme erklärlich.

Aber ohne lebensvolle Bedeutung waren seine Ergüsse doch. Er war offenbar am grünen Tisch zu Hause.

Einer von den papierenen Herren. Ein blasser Theoretiker.

In wunderbaren Farben leuchtete das Meer. Ein Wolkenstreifen hatte sich vor die Sonne geschoben, deren Strahlen erst in der Ferne, dort gedämpft, dahinter dann in ungeschwächter Helle über die Wellen sich gossen.

Die Tante erzählte, daß sie gestern Abend zum ersten Mal in ihrem Leben das mächtige Meeresleuchten gesehen habe.

„Das ist mir interessant", entgegnete Doktor Helms. „In der Ostsee hab' ich das nie bemerkt. Es waren leuchtende Furchen, nicht wahr?"

„Ja, ganz recht. So — bewegliche Streifen."

„Hm! Schade, daß ich um die Zeit nicht hier war. Schade! In der Nordsee hab' ich es einige Male gesehen. Bei Helgoland. Ein wunderbares Schauspiel war es, als die Räder eines Dampfers die Feuermassen aufwühlten."

Tante Alma, die der Meinung war, daß Wißbegierde nach Jugend aussehe, fragte angelegentlich, wie dieses Phänomen zu erklären sei.

Und er entwickelte ihnen, was die Wissenschaft von der Phosphoreszenz der Strahlentiere, von dem Spaltpilz, der tote Seetiere leuchtend überziehe, von den „Bazillen des Meeresleuchtens", die man künstlich gezüchtet habe, auch, was sie von den Zwecken, denen dieses Licht im Haushalte der Natur diene, weiß oder zu wissen glaubt. Dabei unterließ er nicht als Kuriositäten zwei Erklärungsversuche früherer Zeiten zu erwähnen: den des Geistlichen Taechard, der gegen Ende des 16. Jahrhunderts die An-

sicht vertrat: das Meer schlucke am Tage das Sonnenlicht ein und strahle es Nachts wieder aus, während sein Zeitgenosse Robert Boyle die Ursache in der Reibung zwischen Luft und Wasser fand, welche die Axendrehung der Erde erzeugt.

Emmis Teilnahme wurde wiederum reger. Was wußte er doch Alles!

Das machte Eindruck auf sie.

Wissen ist eine Macht.

Aber Kraft — Kraft ist es nicht. Oft ist es sogar Schwäche.

Kraft aber war das Einzige, was sie anerkannte, dem sie sich beugte.

Ihr Mann war auch sehr wissensreich gewesen. —

Am Abend kam ein Gewitter heraufgezogen. Es war nur schwach und von kurzer Dauer, aber es regnete danach in Strömen.

Bei Kaedings waren Gäste in der Küche, ein paar eingeregnete Nachbarsleute. Vater Schmidt war dabei, und Hanning, seine Tochter. Die Andern waren der Riese mit seiner Ehehälfte, die halb so groß war wie er, dafür aber durch Breite und Rundung entschädigte, und Stine Kröger, Hannings Freundin, wie sie eine Fischerstochter.

Stine galt allgemein als Jochens Braut.

Da die Stühle nicht ausreichten, hatten sie es sich auf dem Holzstapel, der Wassereimerbank und dem Feuerherd selbst bequem gemacht.

Die Frauen führten das Wort. Dorfklatsch war es zumeist; Betrachtungen wirtschaftlicher Art über Wollpreise, Kartoffelkrankheit und Schweinefutter mischten sich hinein.

Nur Stine saß still und nachdenklich da. Zuweilen schweiften ihre dunklen Augen, die das harte Gesicht seltsam belebten, unruhig forschend zu Jochen hinüber, der auf dem Feuerherd thronte und wie die andern Männer aus kurzer Pfeife vor sich hin paffte.

Er war mit seinen Gedanken nicht hier.

Draußen plätscherte der Regen ohne Unterlaß, drinnen das gleichtönige Geschwätz der Weiber. Selten nur warf der alte Schmidt eine kurze launige Bemerkung dazwischen, selten auch erhob der Lange seine dünne Stimme zu einer trocknen Erklärung; Korl Kaeding aber, der müde und dem Einschlafen nahe war, knurrte nur, wenn das Gespräch ihn einmal berührte.

Vater Schmidt wurde allmählich ungeduldig.

Er stand auf und trat zu seiner Tochter.

„Kumm, Hanne, wi möten gahn. De Regen lätt sich von Juch doch nich bespräken."

Sie nickte, blieb aber sitzen und führte die Rede zu Ende, die gemächlich ihrem frischen, etwas breiten Munde entströmte. Ihre Worte richteten sich vornehmlich an Lieschen, die dicke Frau des Langen, der auch zum Aufbruch bereit stand.

„Kumm", mahnte der Alte noch einmal. „Ji könt jo buten wieder reden!" Dabei warf er nach draußen, wo es noch immer goß, einen schalkhaften Seitenblick.

„Stine, Du bliwwst woll noch hier?" fragte Hanne, die sich jetzt erhob.

„Ja."

Die andern Besucher machten sich auf den Weg, die Weiber banden die Schürzen ab und nahmen sie über

den Kopf, eilig trollten sie sich durch den Regen. Hastig, mit schlenkernden Armen nachhelfend, trottete Vater Schmidt hinter sie her. Langsamen Schrittes stolzte der Riese ihnen nach, die Hände in den Taschen, den Kopf in den aufgeschlagenen Rockkragen duckend. Aber in ganz kurzer Zeit schon hatte er die Uebrigen eingeholt, und dann marschierte er weit vor an der Spitze des Zuges.

Korl Kaeding erhob sich, gähnend und sich rekelnd, von seinem Platz. „Mudder, kumm to Berr!“ wandte er sich an seine Frau, bot Stine und Jochen kurz und trocken Gute Nacht und ging in die Schlafstube.

Frau Kaeding begab sich noch einmal zu ihren Badegästen und fragte nach, ob die Herrschaften noch Wünsche hätten. Als das verneint wurde, kam sie zurück, schaffte mit schneller Hand Ordnung in der Küche und sagte dann auch Gute Nacht.

Die beiden jungen Leute blieben allein.

Jochen klopfte seine Pfeife aus. Dann trat er auf Stine zu und fragte sie offen und ruhig: „Na, Stine, Du hest woll wat up'n Herzen?“

„Ja. Un Du hest woll wat up'n Gewissen, dat Du so fragst!“

Sie zitterte vor Erregung und ihre Augen flackerten.

„Up'n Gewissen?“ Frei blickte er ihr in's Gesicht.

Und nun brach eine Flut von Vorwürfen aus ihrem Munde: Drei Tag hätt' er sich nun schon nicht um sie bekümmert — drei Tag lang! Jetzt mit einem Mal — was sollte sie nur davon denken? Aber sie ahnte wohl, woran es läg', was und wer schuld daran wäre. Und

sie wollte von ihm hören, woran sie eigentlich sei, sie wollte Gewißheit haben.

Jochen ließ sie ruhig ausreden. Dann sagte er ernst, aber ohne Schroffheit: „Hüer mal, wenn Du glöwst, dat Du mi Vörschriften to maaken hest, denn irrst Du Di.“

Fragend starrte sie ihn eine Weile an, dann lenkte sie ein.

So sollte er das doch nicht auffassen, und sie könnte ja nicht dafür, daß sie so in Aufregung wäre, sie hinge so an ihm, und es thät' ihr so weh, wenn er sie so links liegen lasse — ob er sie denn nicht mehr gerne habe, sie könnte sich darüber nicht beruhigen!

„Ick will Di nah Huus bringen, Stine. Unnerwegs könen wi uns jo utspräken.“

Er ging mit ihr ins Freie. Der Regen wollte just aufhören. Durch die dünnen jagenden Wolken stahl sich dann und wann das Mondlicht.

Stumm gingen sie eine Weile neben einander. Er dachte, wie er das Wesen des Mädchens doch gleich durchschaut hatte. Ihre unruhige Leidenschaftlichkeit, die von der Gelassenheit und Härte der meisten Mönchguterinnen so seltsam abstach. Das war ein Erbteil von ihrer Mutter, die eine Polnische war, — ebenso wie die Augen. Aber dieser Glut war doch ein gut Teil Härte und Trotz und Hohn sogar beigemischt, und oft genug war dieser Zug vorherrschend.

Der herbe Trotz der Jungfräulichkeit.

Jochen hatte es in der Empfindung, daß ihre Leidenschaft, so lange dieser Trotz ihr blieb, in Schranken gehalten würde, daß sie aber Alles durchbrechen müßte, sobald sie ihn verloren habe.

Und durch ihn sollte sie ihn nicht verlieren. Er hatte sie nicht lieb genug dazu. Ihre Eigenart hatte ihn erst angezogen, seine Neigung zu ihr war dann aber immer schwächer geworden.

Auch lagen die verliebten Jahre hinter ihm. Er hatte manches Mädchen im Arm gehabt, das nicht untröstlich war, als er es verließ. Aber bei Stine würde es anders sein. Das wußte er genau. Und jetzt freute er sich, daß er seiner Sinne Herr geblieben war, daß er ihre kaum verhaltene Glut nicht entfesselt hatte.

Ohne Scheu wie stets nahm er zuerst das Gespräch wieder auf.

„Du wist also weeten, wurans de Saak mit uns beir steht?"

„Ja, Jochen." Angst klang aus ihrer Stimme, Furcht vor der Gewißheit, die sie doch wollte.

Zarte Rücksicht war sonst nicht Jochens Art, und es war auch kaum Einer im Dorf, der beim Andern auf sie rechnete. Hier aber fühlte er sich bewogen, behutsam vorzugehen.

Doch seine Entschiedenheit wankte nicht.

„Stine, Du glööwst, dat wi so good to 'nanner passen —"

„Ja — glööwst Du dat nich?"

„Nee, Stine."

Sie blieb stehen wie angewurzelt. Aber nur kurze Zeit. Dann ging sie hastigen Schrittes weiter. Kein Wort kam über ihre Lippen.

Er blieb an ihrer Seite.

Fahl blickte der Mond durch den vom Winde zerzausten Wolkenschleier.

Und nun war es ihm, als stieß sie ein heiseres Lachen aus.

Plötzlich stand sie wieder still.

„Bruukst nich wieder mit to gahn", würgte sie hervor. Und dann kam es hart und schneidend heraus: „Wi sind farig mit 'nanner! Oewer 'n poor Hüser kumm doch man mit! Denn kannst Du Dien Berlinerin gu'n Nacht seggen' Dor wahnt se! Kiek, se hett noch Licht!"

Er bezwang sich. Und da sie sich schnell von ihm wandte, sagte er ihr ruhig „Gu'n Nacht."

Sie antwortete nicht. Aber einen langsameren Schritt nahm sie an. Es sollte nicht aussehen, als ob sie vor ihm fliehe, vor ihm und seinem Bekenntnis. Das wär' zu viel Ehre.

Hoch trug sie den Kopf. Aber er sah ihr gar nicht nach.

Er hatte sie wohl ins Herz getroffen, aber sie würd' es verwinden. Es war ja nichts geschehen, was sie Beide enger verband. Er hatte keine Verpflichtungen gegen sie.

Wie gut, daß es so war!

„Emmi, heut ist nun der siebente September."

„So? . . . ja. Aber was soll das?"

„Ich mein', es wird Zeit, daß wir an die Abreise denken."

„Meinst Du! Nun, dann können wir ja 'mal daran denken."

Die Damen saßen beim Morgenkaffee. Die Tante war in schlechter Stimmung. Sie behauptete, die Woh-

nung sei feucht, wenigstens in dieser Zeit, da der Herbst vor der Thüre stände, und Vorboten ihres Rheumatismus machten sich bemerklich.

Jetzt sah sie ihre Nichte mit großen unsicheren Augen an. Sie wurde wieder einmal aus deren Antwort nicht klug. Dann sagte sie mit überraschender Bestimmtheit:

„So viel kann ich Dir sagen, lange bleib' ich nicht mehr hier sitzen. Ich reis' nächstens. Wenn Du nicht mit willst, bleibst Du eben allein hier.“

„I wo,“ sagte Emmi gelassen und schlürfte in aller Gemütsruhe ihren Kaffee.

Das war nicht geeignet, die Tante zu beruhigen. Aber sie schluckte ihre Aufwallung hinunter, und dann sagte sie, noch immer erregten Tones: „Dr. Helms fährt übermorgen auch schon.“

„Das geschieht ihm ganz recht.“

Nun gab Tante Alma alle weiteren Erklärungen und Erörterungen auf. Und dann entschloß sie sich — wie immer nach solchen Auseinandersetzungen — das Weitere abzuwarten.

Das hieß in diesem Falle: sie machte sich mit dem Gedanken vertraut, doch länger in diesem Nest bleiben zu müssen, als ihr lieb war.

Zu müssen — nein, dagegen legte sie doch im Innern Verwahrung ein. Aber — was sollte sie allein anfangen? Sie hatte ja keinen Menschen. Keinen wenigstens, bei dem sie so nörgeln und bohren, den sie so anzapfen, mit dem sie sich so reiben konnte.

Und diese Reibungswärme war ihr Behagen.

Emmi badete noch immer. Jeden Morgen machte ihr Tante Alma dieselben Vorstellungen: es bekäme ihr nicht, die kalten Herbstbäder besonders reizten sie viel zu sehr, sie wär' ja auch schon ganz nervös geworden, viel nervöser, als sie früher gewesen, das nenne man nun eine Kur u. s. w.

Dem gegenüber verhielt sich Emmi entweder teilnahmslos, oder sie lachte die Tante aus und machte Witze über sie, oder aber sie wurde auch unmutig und dabei rücksichtslos. Jedenfalls aber that sie doch, was sie wollte. Was sie sich einmal in den Kopf gesetzt hatte, geschah auch.

Die Tante aber ließ gleichwohl nicht nach mit Vorstellungen und Vorschriften; das gehörte bei ihr zur geordneten Lebensführung.

Daß Emmi ihr nervöser erschien, war erklärlich. Das Unstäte, Haschende ihres Wesens hatte sich in der That gesteigert, ihre Launenhaftigkeit machte lebhaftere Sprünge. Dann wieder konnte sie lange Zeit wortlos und regungslos dasitzen, sinnend, traumverloren.

Wenn sie nur das Baden lassen wollte! Aber heute wollte sie schon wieder gehen. Die Tante hatte ihre gewohnte Rede gehalten, Emmi hatte während dessen ihre Strandmütze vor dem Spiegel aufgesetzt, und als die Tante nun so ziemlich fertig war, sagte sie ruhig: „Wir woll'n jetzt gehen. Komm."

Und Tante Alma begleitete sie bis zur Badeanstalt.

Als die Tante nach einer halben Stunde, die sie mit einem Spaziergang im Walde verbracht hatte, nach dem Damenbade zurückkehrte, um Emmi abzuholen, begegnete sie Dr. Helms.

Er schloß sich ihr an, fragte angelegentlichst nach dem Befinden der Damen und ließ sich — worauf er offenbar gewartet hatte — mitteilen, daß Frau Emmi im Bade sei.

„Und übermorgen wollen Sie reisen?“

„Ja wohl, gnädige Frau, ich muß.“

„Berufspflichten?“

„O, nein, ich bin ganz unabhängig. Simpler Privatgelehrter. Aber zur Hochzeit hat man mich eingeladen. Sonst würd' ich gerne noch bleiben. Wie lange gedenken Sie noch hier zu verweilen?“

„Nicht lange mehr. Den Tag hab' ich noch nicht bestimmt. Ich finde, es wird schon recht herbstlich.“

„Ja — aber der Herbst an der See ist unter Umständen wunderschön. So ein Herbststurm ist was Großartiges. Wenn nur die langen Abende nicht wären! Freilich, bei angenehmer Gesellschaft können auch die herrlich sein.“

„Angenehme Gesellschaft — wo jetzt Alles fortreist . .“

Er konnte die Empfindung, daß ihm das zum Teil gelte, nicht abweisen, und im Innern schmunzelte er verbindlich.

Der Waldweg hatte sie allmählich nahe an den Eingang zur Damenbadeanstalt geführt.

Nicht lange, da kam Frau Emmi heraus, munter und frisch. Nur etwas verfroren war sie. „Guten Morgen! Ach war das schön!“ Und sie rieb die Hände und trippelte umher, um sich Bewegung zu machen.

„Was meinen die Herrschaften zu einem Dauerlauf?“ fragte sie dann.

„Ich meinerseits muß danken,“ erklärte die Tante, Dr. Helms aber lächelte unentschlossen. Es war doch wohl nicht ernsthaft gemeint.

Schon aber lief sie davon, das Kleid vorn mit der Hand schürzend, in wilder Eile. Der gesteifte Unterrock knisterte und rauschte.

Erst am Ende des Weges machte sie Halt, drehte sich ein paar Mal auf dem Absatz um und erwartete die Beiden, die in etwas beschleunigtem Schritt nachgegangen kamen.

„'s ist doch ein langweiliger Stubengelehrter,“ dachte sie.

Als sie wieder beisammen waren, sagte sie leichthin: „So, und jetzt möcht' ich einen Cognac trinken.“

Aus reinem forciertem Uebermut. Sie war sonst durchaus keine Freundin von dem „scharfen Zeug.“

Festen Schrittes ging sie auf das Restaurant des Warmbades los, Dr. Helms mußte wohl oder übel mit und die Tante folgte mechanisch. Sie wußte nicht recht, was sie glauben sollte — war es Scherz oder Ernst?

Sie traten ein. Dr. Helms wandte sich an Tante Alma: „Was befehlen Sie, gnädige Frau?“

„Tante trinkt einen Benediktiner.“

„Emmi!“

„Na, hab' Dich nur nicht so!“

„Nein, nein, Herr Doktor — ich danke für Alles, ich trinke nichts.“

„Wirklich nicht?“

„Nein, danke sehr.“

„Nun“ — wandte er sich an den Wirt, — „dann geben Sie uns bitte zwei Cognacs — den besten, den Sie haben.“

Er opferte sich. Vor Tisch konnte er keine Spirituosen vertragen. Aber er konnte die Dame doch nicht allein Cognac trinken lassen.

„Emmi — Du willst wirklich . . .“

„Gewiß doch! Prost Tante! Prosit, Herr Doktor!“

Die Tante wandte sich ab. Sie fühlte sich verletzt und war ungehalten. Aber sie zähmte in Rücksicht auf die Gegenwart des Doktors ihre Zunge. Und sie blieb wortkarg während des ganzen Beisammenseins.

Auf den Doktor übte das Burschikose in Emmis Wesen einen prickelnden Reiz. Angelegentlicher noch als sonst ruhten seine kurzsichtigen Augen auf ihren Zügen. Und ganz ausgelassen wurde ihm zu Sinn, wozu der Cognac seinen Teil beitrug. Er machte Witze, schlechte und erträgliche und übermütige sogar.

Sie fand es possierlich, was er mit seinem steifbeinigen Wesen für Sprünge vollführte. Und da sie sich laut darüber amüsierte, glaubte er an eine neue Offenbarung seiner Unterhaltungsgabe, und der heitere Einklang ließ nicht nach.

An den Strand und dann am Rande der See entlang führte sie ihr Weg. Hier sah man, wie sehr sich schon die Reihen der Badegäste gelichtet hatten. Verödet waren die Höhlen und Burgen, die emsige kleine Hände geschaffen. Das kleine Volk fehlte überhaupt fast ganz. Hier und da noch ein Strandkorb, in dem eine tücherumhüllte Gestalt hockte. Was sonst an lebenden Wesen vereinzelt auftauchte, machte sich Bewegung. Die Zeit, da Männlein und Weiblein malerisch lagernde Gruppen bildeten, war vorüber.

Von Fischern keine Spur. Die Fahrzeuge waren auf den Sand gezogen. Als sie an ihnen vorübergingen, gab Emmi Acht, ob sie nicht Jochens Boot herausfand. Da — da war es. Natürlich, sie kannte es ganz genau.

Lebhaften Schrittes gingen sie weiter, die See immer hart zur Seite.

Und dann machte Emmi Halt. Sie bückte sich nach einem platten Stein und warf ihn über's Wasser hin, daß er schnellend drei-, vier-, fünfmal aufhüpfte.

„Bravo! das war sehr schön!“ erklärte der Doktor.

Emmi wiederholte das Spiel. Nicht immer gelang es so gut wie das erste Mal, aber sie übertraf doch Dr. Helms, der es ihr jetzt nachthat, bei Weitem.

Er wurde immer eifriger, daß ihm der Kopf glühte, aber es nützte ihm nichts; Emmi blieb Siegerin.

„Butterstullenwerfen nennt man das ja wohl?“ fragte sie und dann schnellte sie ihren Stein viermal über die Wasserfläche.

„Ja!“ Er mußte sich mit zwei Treffern begnügen.

„Woher kommt eigentlich die Bezeichnung?“

Er wußte es nicht. Aber das störte ihn auch nicht. „Darüber“ — so ließ er sich vernehmen, indem er sich aufrichtete und Luft schöpfte — „ist man sich nicht ganz einig. Wahrscheinlich ist die Plattheit das tertium comparationis, der Vergleichungspunkt, der platte Stein wird als Butterbrot bezeichnet. Aber etwas Symbolisches“ — und nun kam er ins geistreiche Doziren — „liegt auch in diesem wie in allen volkstümlichen Ausdrücken. Dem gierigen, ewig hungrigen Meer, — der Mensch in seinem souveränen Hohn wirft ihm Steine zu statt des Brotes —“

„Na na!" entgegnete Emmi kopfschüttelnd. „Wissen Sie was, Herr Doktor? Ich vermisse die Butter auf Ihrem Brot."

„Wie meinen Sie das, gnädige Frau?" Er verstand es so, als habe seinen Worten die Würze gefehlt.

„Nun, Sie reden da immer bloß vom Brot. Vom Butterbrot-Werfen ist doch aber die Rede. Und soll ich Ihnen sagen, wie ich mir die Bezeichnung erkläre? Sehen Sie, weil der Stein so hinrutscht über das Wasser, wie geschmiert, daher der Name."

„Das — leuchtet mir allerdings ein. Sie mögen recht haben." Er gestand es unumwunden zu, und das gefiel ihr.

Und sie war so freundlich gegen ihn, daß seine gute Laune ihn nicht verließ.

„Ja, wissen Sie", bemerkte er lachend, „bei Ihnen geht es wie geschmiert, bei mir aber nicht — Sie haben gut erklären."

Tante Alma hatte ziemlich teilnahmslos dabeigestanden. Jetzt aber mahnte sie, daß es wohl Zeit sei, umzukehren.

„Unsere Butterstullen haben Dich wohl hungrig gemacht, Tantchen?"

Sie gingen denselben Weg zurück, unter lebendigem Geplauder.

Bei den Fischerbooten bemerkte Emmi Gestalten — zwei Fischer waren es. Noch konnte sie sie nicht deutlich erkennen, aber ihr schien es, als ob Jochen der eine sei. Immer mehr, je näher sie kamen. Und nun sah sie es genau.

Sie freute sich auf die Begegnung.

Er hatte mit seinem Boot zu thun.

Korl Kaeding — das war der andere — machte sich eben auf den Weg dem Dorfe zu und ließ Jochen allein.

Sie bemerkte jetzt, daß das Boot umgekehrt war, den Kiel nach oben. Er war dabei, es zu theeren. Ihr Kommen bemerkte er nicht. Als sie ihm schon von Weitem „Guten Tag!“ zurief, drehte er sich um, zog die Mütze und arbeitete dann ruhig weiter.

Emmi trat an ihn heran. Ihre Begleitung folgte.

Er stak in einem schäbigen Arbeitskittel, der seiner Beschäftigung angemessen war. Seine Zuversicht litt keineswegs darunter, und frei und ungeniert blickte er den Ankömmlingen ins Gesicht. Die Tante blieb in angemessener Entfernung.

„So fleißig, Herr Jürgens?“ redete Emmi ihn an.

„Na, 't is de höchst Tied, dat et 'mal theert wadd.“

„So?“

„Ja. Kieken 'S 'mal hier.“

Er wußte, daß er bei ihr Interesse für sein Boot voraussetzen durfte, und so führte er sie auf die andere Seite, wo das Fahrzeug einzelne auch ihren Augen sichtbare schadhafte Stellen zeigte.

Und er erklärte ihr, daß hier mit Werg nachgeholfen werden müßte; sie hätten das nicht erwartet, und nun wäre Korl nach Hause gegangen, das Nötige zu holen.

Doktor Helms, den Jochen kaum beachtete, fühlte sich allzu sehr in den Hintergrund gedrängt, und er warf jetzt die Frage ein, ob sie denn reinen Theer verwendeten.

„Ja“, entgegnete Jochen.

Nach neuerem bewährtem Verfahren pflege man doch dem Theer einen Zusatz von Kalk zu geben, auch Holzasche menge man ihm bei, Zinnvitriol und Kolophonium — und übrigens hätten schon die alten Römer —

Emmi hustete vielsagend und lächelte verschmitzt. Da brach er ab und wandte sich dem nächstliegenden wieder zu.

Aber so wär es nun einmal: die Fischer, die in der Einsamkeit des weiten Meeres eigentlich zu Hause seien, hätten etwas Abgeschlossenes und Beharrendes in ihrer Art, wie die Wüstenbewohner; ablehnend verhielten sie sich gegen das Neue, und wenn es auch vom Guten sei; hartnäckig hingen sie am Alten, Hergebrachten. Das habe ja seinen poetischen Zug, aber es sei doch bedenklich. Und so und ähnlich ging es weiter.

Jochen sah ihn groß an. Wie kam er dazu, ihm hier eine Rede zu halten? Und genug Herausforderndes lag darin, wenn es auch nicht bös gemeint war. Der herablassende, dabei selbstgefällige und brüske Ton war nicht dazu angethan, die tadelnden Worte abzuschwächen. Und Jochen in seinem niedergehaltenen Streben nach geistiger Hebung und Befreiung war gegen solche Aburteilung empfindlicher, als die andern.

Aber er hatte sich in seiner Gewalt, und während er rührig weiter arbeitete, gelangte er dahin, den Redner schwatzhaft zu finden. Fast lächerlich.

Auf einen Wortkampf mit ihm hätte er sich nicht eingelassen, auch wenn er dazu im Stande gewesen wäre.

Und nun fing der vielwissende Doktor, nachdem er mit dem Theer fertig geworden war, vom Werg und dessen Verwendung an.

Er wollte hier auch praktische Ratschläge geben und so richtete er an Jochen die Frage: „Wissen Sie, wozu man noch sonst Werg vortrefflich gebrauchen kann?"

„Ja", entgegnete der und sah ihm ruhig ins Gesicht, „to'n Mundstoppen!"

Das wirkte. Helms verstummte. Die Tante wandte sich zum Gehen. Emmi mußte sich zwingen, daß sie nicht hell auflachte.

Der Doktor war mit der Tante schon unterwegs. Sie reichte Jochen die Hand, sagte ihm lachend: „Adieu", und „Auf Wiedersehn!" und schloß sich dann den Beiden an.

„So etwas muß man sich bieten lassen, wenn man die Art Leute zu sehr verwöhnt!" bemerkte Tante Alma, gerade als sie neben ihnen war.

„Aber gnädige Frau, mir ist die Sache ja so furchtbar gleichgiltig. So ein — — Naturmensch hat eben andere Sitten."

Er ärgerte sich ganz gehörig. Emmi merkte es genau. Sie aber fühlte sich garnicht veranlaßt, für ihren Freund einzutreten. Er war der Mann, sich selbst zu schützen, seine Sache selbst zu führen. Kurz und fest, mit einem Wort und mit überlegenem Humor.

Helms hatte gesehen, daß sie ihm die Hand gab. Das wars, was ihn besonders wurmte. Seine Stimmung war gründlich umgeschlagen. Aber es sollte keiner merken. Er wollte ausdrücklich die Person, die schuld daran war, die ihm seinen siegesfrohen Uebermut vergällt hatte, nicht bei Seite lassen. Gleichmütigen Tones fragte er Emmi:

„Wie heißt denn dieser Fischer eigentlich?"

„Jochen Jürgens. Und da kommt der Fischer, mit dem er das Boot zusammen hat, der heißt Korl Kaeding".

Korl ging grüßend vorüber.

„Hm! Korl Kaeding — Jochen Jürgens", sagte der Doktor, „fällt Ihnen bei dem Namen nichts auf?" Er flüchtete sich zu wissenschaftlichen Betrachtungen.

„Nein, nichts Besonderes."

„Denken Sie, mein Wirt heißt Paul Pagelow. In allen drei Namenverbindungen haben Sie die Allitteration. Sollte das Zufall sein? Sollte nicht vielmehr in der Namengebung sich eine gewisse Formempfindung aussprechen? Darüber müßte man Untersuchungen anstellen. Ich glaube schon öfters besonders bei niederdeutschen Namen auf solche Spuren gestoßen zu sein."

Er zog sein Notizbuch und machte sich Aufzeichnungen. Er hatte sein Gleichgewicht wiedergewonnen.

Das gefiel nun Emmi wiederum ebenso, wie seine Erörterungen über Allitteration sie fesselten.

Auch die Tante hörte aufmerksam zu und Emmi konnte nicht umhin, ihr nachher zu erklären: sie, die Tante, hätte doch noch immer sehr viel von der höheren Tochter an sich, die mit ganzer Seele dem Vortrag des Litteraturlehrers lausche.

Verschiedentlich aber mußte Emmi noch an jenen Auftritt denken, der sich am Strande abgespielt: Die beiden Männer einander gegenüber, der eine geleckt, äußerlich wie im Innern, beweglich, geistreich räsonierend und herausfordernd, der andere rauh, in schäbigem und schmutzigem Werktagskleid, ruhigen Stolz dem flackernden Selbstbewußtsein entgegenstellend, unbekümmert um den Wortschwall

weiterarbeitend und endlich all die vielen Worte zerblasend mit einem Laut seiner herzhaften Natur, die sich so leicht nicht imponieren ließ.

Herbststürme brausten über Rügen dahin. Die ganze Nacht schon hatte es in den Lüften getost. Von der Wucht der Windstöße erzitterten die leichtgebauten Häuser.

Die Tante behauptete, als sie am Morgen aufwachte, sie hätte die ganze Nacht hindurch kein Auge zugethan.

Am Strande waren die Männer beschäftigt, die Zellen der Badeanstalten abzuschlagen und zu bergen. Hoch stand schon die Flut, und es war noch mehr Wasser zu erwarten bei dem mächtigen Nord-Nord-Ost. Die Seewarte hatte die ganze deutsche Küste gewarnt.

Emmi ließ es sich nicht nehmen, an den Strand zu gehen.

Hei! wie das draußen brauste und schnob. Demütig, um Gnade flehend, beugten die Buchen ihre Häupter vor dem Sturm, dem wilden Gewalthaber. Einer knorrigen Eiche, die sich nicht hatte bücken wollen, waren die Zweigarme abgeschlagen; so verstümmelt der Tyrann, was ihm zu trotzen wagt.

Als Emmi aus den Dünen heraustrat, warf sie der Wind wieder zurück. Mit aller Kraft nahm sie dann den Kampf auf gegen den Ungestümen. Aber sie konnte sich kaum auf den Beinen halten und mußte fürchten, daß er ihr die Kleider vom Leibe reißen würde.

Da gab sie es auf.

Sie blieb hinter der schützenden Dünenhöhe, ging nur soweit hinauf, daß sie auf das Meer blicken konnte und gab sich dem großartigen Schauspiel hin.

So hatte sie die Ostsee noch nie gesehen, so mächtig und wild. Hoch bäumte sich Welle hinter Welle, den brüllenden Rachen voll Gischt, und wütend, tosend, fauchend stürzten sie sich auf das Land. Ein unübersehbares Heer von Ungeheuern, rastlos im Ansturm, zügellos in ihrer Wut.

Als sie sich etwas mehr nach rechts über ihren Wall herüberbog, sah sie die Männer bei der Damenbadeanstalt beschäftigt. Das Herrenbad war bereits abgetragen.

Ein hartes Stück Arbeit bei dem Sturm, der einem schon das Gehen fast unmöglich machte. Sie hatte es erfahren. Aber ohne große Mühe, wenn auch langsam verrichteten die starken, wetterharten Männer ihr Werk. Eine Zelle nach der andern wurde abgeschlagen. Bald würden Wind und Wellen das Nachsehen haben.

Der Arbeit aus der Nähe zuzuschauen, ging sie hinter den Dünen entlang, bis zu dem Steg, der zum Damenbad führt. Von da drang sie unter geschickter strategischer Benutzung der schützenden Dünenschanzen möglichst weit vor. Von hier aus konnte sie alles beobachten. Auch die einzelnen Gestalten erkannte sie deutlich. Jochen fand sie gleich heraus; in seiner Nähe bemerkte sie auch Korl Kaeding.

Es standen nur noch drei Zellen auf der nach Westen gelegenen Brücke. Das Abschlagen besorgten sechs Männer, unter denen auch Jochen und Korl waren, während sechs andere die Stücke hinter die Dünen trugen, wo sie aufgestapelt lagen, bis sie mit Fuhrwerk ins Dorf geschafft wurden.

Von jeder Zelle ward zuerst das Dach abgehoben. Zwei gingen hinein, lösten die eisernen Haken und Krampen,

die das Dach mit den Wänden verbanden, die vier andern hielten die vier Ecken und hoben dann das Dach ab, möglichst horizontal, damit es der Wind nicht faßte. Darauf wurde diejenige Wand, welche der Sturmrichtung abgekehrt war, von den beiden benachbarten und vom Boden freigemacht; zum Schluß mußten zwei benachbarte Wände stehen bleiben, die dem Wind möglichst ihre Kante boten. Dann wurden auch diese gelöst und — vom Wind die Brücke herunter in den Sand geschleudert. Dieser letzte Teil der Arbeit war gefährlich. Und Emmi bemerkte, daß die gleichgiltige Art der Männer es vielfach an Behutsamkeit fehlen ließ.

Da! Eben mußte einer von ihnen, der das Gleichgewicht verlor, mit in den Sand. Glücklicherweise waren die Bretter schon gefallen und er erhob sich ohne Schaden.

Jetzt kam die vorletzte Zelle. Emmi wurde immer ängstlicher. Sie hätte ihnen zurufen mögen, sie sollten doch recht vorsichtig sein.

Jochen vor Allen, der müheloser und sorgloser als die Andern zu hantieren schien, nahm sich offenbar gar nicht in Acht.

Die eine Wand fiel und — nun auch die andere — und jetzt — —

Ein gellender Schrei entrang sich Emmis Brust, den der Sturm erstickte — das Entsetzliche war geschehen — das schwere Gerüst hatte drei Männer mit sich gerissen und begraben. Auch Jochen! Sie stürzte auf die Unglücksstätte zu. Mit der Kraft der Verzweiflung kämpfte sie gegen den Sturm. Aber nur ein paar Schritte weit kam sie. Da mußte sie sich halten an einem Pfahl, und an

ihm sank sie hin. Starr hefteten sich ihre Augen auf die Gruppe von Männern, die den Gestürzten halfen .... Was war geschehen ...?

Endlich sah sie Jochen — ja das war er — sein Hinterkopf — seine Schultern — und jetzt wandte er sich um — ha! das war Blut — Blut an seiner Stirn! Er faßte sich gleichmütig hin und wischte es ab mit der Hand und dann bückte er sich zu seinen Unglücksgefährten. Und nun richtete er sich wieder auf, als wär' ihm nichts geschehen. Stark und fest stand er da.

War es noch gut abgegangen? — —

Schon brachten sie die andern Beiden. Korl Kaeding wurde geführt von Zweien, er sah totenblaß aus, konnte aber seine Glieder gebrauchen; der Andere hingegen mußte getragen werden, er konnte das eine Bein nicht ansetzen, das aus der Hüfte gefallen war.

Der Arme stöhnte vor Schmerz, sie trugen ihn nicht sanft. Es war der fischäugige junge Fischerknecht, der sich an dem Schüttelbüchsabend so rührig gezeigt hatte.

Jetzt sahen die Männer Emmi, die sich inzwischen an dem Pfahl, der bei der Badeanstalt für die Wäscheleine errichtet war, wieder erhoben hatte. Jochen ging den Andern voraus auf sie zu. Ehe er noch Worte fand, fragte sie bebend unter angstvollen Blicken: „Sie bluten — sagen Sie — ist es schlimm?"

„Nee — 't hätt nix to bedüden."

„Aber Sie müssen sich doch verbinden lassen."

Er schüttelte den Kopf. „Dat Bloot steht all von sülvst." Und er wischte sich die Stirn mit dem Tuch.

„Sie werden doch zum Arzt gehen — ich bitte Sie darum!“

Forschend blickte er in ihre flehenden, sorgenden Augen. Dann lachte er, es war ein Leuchten, wie sie es nie gesehen, und dann sagte er munter: „Um so 'ne lütte Schramm, de von sülvst heelt? So lang 'n sich sülvst helpen kann, sall man keenen Annern fragen. Ick kann jo gor nich mitreden“ — fügte er ernst hinzu — „de is dat veel schlimmer gahn.“ Er deutete auf die beiden Andern, die jetzt herankamen.

„Wi willn hinner de Dünen,“ wandte er sich an Emmi, „dit is keen Strandweder för junge Damen. Holl'n Se sich fast an mienen Arm.“

Sie that es. Und so führte er sie an geschützten Ort. Ob die beiden Andern schwer verletzt seien, fragte sie. Schwer — das glaube er nicht. Korl habe sich die eine Seite zerschlagen, wohl auch etwas gequetscht, hoffentlich habe er sich innerlich keinen Schaden gethan. Beim Andern sei etwas verrenkt.

Eine Bank stand in der Nähe. Man brachte die Verunglückten dahin. Korl setzte sich nieder, er diente seinem Leidensgefährten als Kopfkissen, der neben ihm hingelegt wurde.

Einer von den Fischern eilte ins Dorf, um einen Wagen zu besorgen und den Doktor zu rufen.

Die andern Männer gingen wieder gelassen an die Arbeit. Vater Schmidt wandte sich an Jochen: „Du bliwwst hier woll so lang' bi de Beiden.“

„Ick?“

„Ja Du! Du hest doch ook 'n düchtigen Buff affkrägen, und to dohn is jo so good wie gor nix mihr.“

Emmi war an die Verunglückten herangetreten. Ihre liebenswürdige Teilnahme milderte die Schmerzen. Korl grinste schon wieder ganz vergnügt, und in sein Gesicht kehrte die Farbe wieder. Auch sein Genosse fand in der Nähe der jungen Frau, auf deren reizender Gestalt seine großen glotzenden Augen unverwandt ruhten, Trost und Linderung.

Als sie Jochen anblickte, sah sie, daß aus seiner Wunde noch immer Blut hervorsickerte. Sein Tuch war schon ganz mit Blut getränkt. Sie bot ihm ihres. Er zauderte erst es anzunehmen, dann griff er freudig danach. Und in seinem Auge stand mehr zu lesen als Dank.

Bald darauf kam der Arzt und hinter ihm das Fuhrwerk. — — —

Am Nachmittag ging Emmi auf Krankenbesuch.

Als sie bei Kaedings in die Küche trat, fand sie Korl da im alten Großvaterstuhl sitzen, den man für ihn hier aufgestellt hatte. Er schmauchte aus seiner kurzen Pfeife. Die Kleinen spielten um ihn herum.

Mit einem „Schon raucht er wieder, Gott sei Dank!“ trat Emmi auf ihn zu und fragte nach seinem Befinden.

Die eine Seite wär' zerschunden und zerschlagen, aber es sei nichts entzwei, und inwendig wär' auch Alles heil geblieben.

Wie es Jochen ging und wo der wäre?

Der sei zur Apotheke gegangen, Salbe zu holen. Ihm selbst wäre nur 'n Pflaster aufgelegt und damit gut.

Jetzt kam Frau Kaeding aus der Schlafstube. Emmi befaßte sich nun mit ihr und den Kindern. Sie hatte den Kleinen etwas mitgebracht, eine große Düte voll, aus der sie mit vollen Händen austeilte. Strahlenden Auges nahmen die Kinder die vielen Süßigkeiten in Empfang und alle stopften sich gleich wie auf Kommando die Mäuler voll; die Mutter hatte ihre Not, Vorrat für kommende Tage zu bergen.

Dann erst bedankten sich Alle unbeholfen und etwas verschüchtert, aber ehrlich und von Herzen, nur Minna, der kleine vierjährige Flachskopf, genierte sich vor der feinen Dame allzu sehr.

„Na, Minna?" mahnte die Mutter, „bedank' Di mal hübsch bi de Tante für de schönen Saaken!"

Die Kleine barg stumm und verlegen ihren Kopf in die Schürze der Mutter.

„Segg 'mal, wat is denn dat mit Di, Minna? Wist Di denn nicht Danke seggen?"

„Wenn de Tante weg is," kam es kleinlaut zurück, und Alle lachten.

„Wo ist denn eigentlich das Zimmer von Herrn Jürgens?" erkundigte sich Emmi.

„Dat is hier." Frau Kaeding führte sie ohne Weiteres hinein.

Emmi sah sich genau in dem kleinen Raume um.

Weißgetünchte, fleckenlose Wände. An der einen deckten zwei saubere Kattunvorhänge die Gaderobe. An der andern stand eine mächtige Lade und neben ihr in Reih und Glied drei Paar hohe Stiefel. Darüber, in Mannshöhe, trug ein breites, schmuckloses Brett Schnitzwerke aller Art, zwei

vollständig aufgetakelte Schiffsmodelle, mehrere Modelle von Brücken und ein paar Nachbildungen von Badezellen. Ueber dem Bett aber hing eine ganze Sammlung von Gerätschaften und Waffen aus den Tropen. Die hatte der alte Jürgens mitgebracht, erklärte Frau Kaeding.

Als sie eben wieder in der Küche waren, kam Jochen zurück. Er begrüßte Emmi mit hellen Augen. Ihr forschender Blick fand keine Veränderung an ihm. Er hatte wohl keinen Schaden genommen.

„Ist Alles gut bei Ihnen?" fragte sie.

„Ja, mi fehlt gor nix. 't is jo öwerhaupt nich de Red' wirt."

Emmi nahm in der Küche Platz. Und sie plauderten über dies und jenes eine ganze Weile. Frau Kaeding entwickelte schließlich ihre ganze Haushaltung, wovon sie lebten und leben müßten, wie sie alles einrichtete und daß es schließlich ja auch so ginge. Eigentliche Klagen kamen nicht über ihre Lippen, und das wirkte auf Emmi, die schon durch die Ordnung in der Wirtschaft gewonnen war, noch anziehender. Sie hatte das Verlangen, der Frau etwas zu schenken. Vom Zaune brechen ließ sich das freilich nicht. Aber es würde sich schon eine Gelegenheit finden.

Es fing an, dämmerig zu werden, als sie aufbrach. Frau Kaeding brachte sie bis an die Thür, Jochen ging mit bis an das Stacket des Vorgartens.

Es raste noch immer in den Lüften. Wie gehetzt flogen die dünnen Wolken am Himmel dahin. Schneller als den oberen gelang den untenziehenden die jähe Flucht. Ein endloses Jagen, endlos wie der Ansturm der Wogen.

„Wie es wohl jetzt an der See aussieht?“

„Will'n Se hen, denn will ick mit Se gahn. För Damen alleen is dat doch hüet nix!“

„Ja, kommen Sie! Ich möchte einmal dicht ans Wasser heran.“

Er holte seine Mütze und sie machten sich auf den Weg.

Von Westen her flutete ein gelber Schein durch die Luft, fast schwefelgelb, unheimlich grell und fahl zugleich.

„Wie seltsam der Himmel aussieht!“

„Dat is meistens so, wenn wi Sturm hebben.“

Sie sagten nicht viel, bis sie an den Strand gelangt waren.

Fest klammerte sie sich an ihn, als sie die Dünen verließen, das machte ihn stolz und sie froh. So mit einander bekämpften sie den Sturm. Bis dicht an die See führte er sie, wie sie es wünschte.

Mächtiger noch als am Morgen bäumten sich die Wogen im Kampfe gegen das widerspenstige Land, auf dem ihre Macht nur langsam vorschritt. Zoll für Zoll mußten sie den Boden erstreiten. Aber sie drangen vor und ihr Toben ließ nicht nach.

Zu Füßen der beiden Menschen lagen Haufen von Schaum, vergilbt und entfärbt durch den feuchten Sand. Das waren die Leichen der Wellen, die hier auf der Wahlstatt geblieben.

Flocken und Spritzwasser flogen den Beiden ins Gesicht. Sie achteten nicht darauf. Sie hatten genug zu thun mit dem, was sie sahen und was sie empfanden — dicht nebeneinander.

Sie fühlte sich so sicher an diesem kraftvollen Arm und er sich stärker und stolzer, da er sie beschützte.

Der Abend zog herauf. Aber sie würden noch länger so gestanden haben, wenn die Ermüdung Emmi nicht plötzlich übermannt hätte. Das Stehen war trotz des festen Haltes eine schwere Arbeit.

„Wir wollen jetzt gehen!“ stieß sie hervor.

Er fuhr auf, als hätte er geträumt, und dann führte er sie zu den Dünen zurück. Aber ihre Füße versagten den Dienst, sie schwankte uud strauchelte.

Da nahm er sie ohne Weiteres auf den Arm wie ein Kind.

Sicheren Schrittes trug er sie in die Dünen. Wo die Macht des Sturmes sich schon brach, hielt er sie noch umschlungen. Sein Herz schlug laut, er fühlte sich wie beflügelt von dieser Last. Seine Sinne berauschten sich an ihren zarten und weichen Formen. So war ihm noch nie gewesen. Und als er sie niedersetzte, ruhte sein Auge verzückt auf ihrem kleinen Fuß, auf ihren feinen, von knappem, glänzendem Leder umschlossenen Knöcheln, auf dem spitzenbesetzten Saume ihres Jupons.

Er atmete auf, als sie neben ihm stand.

„Ich bin Ihnen schwer geworden“, sagte sie. Ihre Stimme bebte. Ihr war so heiß wie ihm.

„Nee — ick möcht' Se ümmer wieder drägen!“

Das war das letzte Wort, das heute zwischen ihnen gewechselt wurde bis zum Lebewohl.

Stumm gingen sie den Berg hinauf und zu Emmis Wohnung, wo sie sich mit innigem Händedruck verabschiedeten.

Langsam schlenderte Jochen nach Hause. Dort traf er Besuch an. Der alte Schmidt und der Lange, die sich nach Korls Befinden erkundigt hatten, saßen bei Kaedings in der Küche.

Als Jochen eintrat und man sich „Gu'n Abend" gewünscht hatte, wurde es einen Augenblick still in der Runde. Die haben von Dir gesprochen, dachte Jochen. Er ahnte auch, was.

„Na, Jochen, de Kopp heelt jo woll all wedder?" fragte der Lange mit seiner langgezogenen dünnen Stimme.

„Ja."

„Wur is dat öwer mit dat Herz?" fragte Vadder Schmidt.

Jochen sah ihn still an mit seinem festen Blick.

„Dat is nich heel un wadd nich heel", setzte der Große ergänzend hinzu.

„Ja, ja, ick glöw ook, dor is wat ut'n Liem gahn", mischte sich nun auch Mudder Kaeding hinein, die bei Herzensangelegenheiten nicht stumm bleiben durfte.

Und Alle nahmen Jochens Ruhe für Gelassenheit, und sie rückten ihm noch näher und kamen ihm mit „de hübsche Berlinerin" und „dat wier doch noch de Moeh wierth".

Nur Korl warf auf Jochen bedenkliche Seitenblicke, ihm war es, als säh' er etwas um seine Nasenflügel zucken — die Ruhe war Ruhe vor dem Sturm —

Und da sagte der Lange: „Jä, Jochen, dor maak Di man 'ran!"

Mit jähem Ruck fuhr Jochen auf, er schlug auf den Küchentisch, daß ein paar Gläser klirrend auf den Boden stürzten und das Geschirr hoch in die Luft flog.

„Dunnerweder noch 'mal! Wer nu blot noch een Wuurd seggt von mi un ehr — den slah ick de Knaaken to Knaakenmehl! Verstaht ji mi?"

Lautlose Stille. Nur Jochens Tritte, der ein paar Mal auf und abging, schallten durch den Raum. Dann zuckte er zusammen, als hätte er den Zorn bezwungen, und begab sich langsam in sein Zimmer.

Einer der seltenen und um so machtvolleren Ausbrüche seiner kräftigen Natur. Sie hatten Alle allen Respekt davor.

Soviel aber war den Anwesenden jetzt klar, was sie sich flüsternd bestätigten: daß die Sache tief bei ihm ging. —

Emmi fand die Tante beim Briefschreiben. So war sie eine Zeit lang ungestört, und sie hing ihren Empfindungen und Gedanken nach, bis die Tante sie aufstörte mit der Bemerkung: „Ich hoffe, dies ist mein letzter Brief aus der Verbannung."

„Ach Du Aermste! Aber Dich hält doch eigentlich Keiner."

Ueber diese Entgegnung geriet die Tante in gelinde Aufregung.

„Nein — mich hält Niemand, aber Dich scheint Einer zu halten."

„Ja — aber dabei bist Du doch nicht unentbehrlich."

Jetzt ärgerte sie sich tüchtig über diese Sprache ihrer Nichte, und daß sie ihr überhaupt nichts anhaben konnte. Vor Aerger blieb sie eine Weile sprachlos.

Dann hob sie von Neuem an: „Man sollte meinen — wenn es nicht absurd wäre, das anzunehmen — —"

„Nun, sprich Dich nur rein aus, Tantchen."

„Es scheint fast so, als wärst Du verliebt!"

„Ist das absurd?"

„Ja — in diesen Fischer!"

Jetzt regte sich auch bei Emmi die Galle. Sie verbäte sich entschieden eine Kritik ihres Thuns und Lassens in diesem Tone, eine Aburteilung ihrer Stimmungen und Empfindungen, eine Verunglimpfung von Leuten, die ihr nahe ständen.

Sie sprach so nachdrücklich, daß sie bei Tante Alma die Gefühlsseite anschlug.

Sie wüßte ja nichts oder so gut wie nichts von ihrem Empfindungsleben — so erklärte ihr die Tante — ob es denn wahr wäre, daß sie zu diesem Fischer Neigung gefaßt hätte? Ihr selbst wär' das undenkbar. Das Geistige wäre doch das Vorherrschende und Bestimmende —

„Gut! Aber das Geistige deckt sich keineswegs mit der Bildung, mit ihren Gesetzen, ihren Anschauungen und Vorurteilen. Glaubst Du denn, daß in einem Fischer nicht ebenso viel geistige Individualität stecken kann wie in einem Gebildeten? Mag Wissen und Gewandtheit noch so viel wert sein, Kraft und Entschiedenheit steht höher und ist bedeutungsvoller für Alles, fürs Leben, für die Geschichte und auch — für das Weib."

Ihre Wangen glühten und ihr Auge leuchtete. Die Tante sagte nichts mehr.

Emmi aber dachte an ihre erste Ehe. An all die Reize, mit denen sie Bildung und Geschmack zu umgeben gewußt,

und in deren Mitte sie sich doch so haltlos, so unbehaglich, so arm gefühlt hatte. Krankenstubenluft hing an all diesen Reizen.

Ihr Mann war überarbeitet, ein Opfer seines aufreibenden Geschäftes und seines Ehrgeizes, nervös, dann ernstlich leidend, überhaupt eine schwache, wenig widerstandsfähige Natur gewesen.

Er hatte sie gequält mit Launen und Eifersüchteleien, und noch mehr mit seinen überströmenden Zärtlichkeiten, wenn ihn die Reue ergriff. Wie oft hatte sie sich frostig und schauernd abgewandt von seiner weichlichen Zerknirschung, wie mußte sie durch Mitleid ein Gefühl des Ekels niederzwingen, wenn er weinend den Kopf in ihren Schooß barg.

Männlichkeit! Männliche Kraft! Wie hatte sie sich danach gesehnt!

Als treue Pflegerin hatte sie ihm zur Seite gesessen, als er auf dem Krankenbett lag. Und es erschütterte sie, als er starb. Aber sie trauerte nicht lange um ihn. Er war ihr fremd gewesen.

Was sie aber gesucht und ersehnt hatte mit der ganzen Inbrunst ihres weiblichen Empfindens, das nach Hingabe dürstete, das sich anzulehnen, sich anzuschmiegen verlangte, das mit Jubeln und Verzagen auf eine Offenbarung starker Männlichkeit gewartet — erst still und in der Sehnsucht selbst ein gewisses Genügen findend, dann immer unruhiger, immer eigenwilliger und trotziger hindrängend zu der Erfüllung — sie hatte jetzt gefunden, was sie so lange gesucht. Sie hatte ihn gefunden. Sie wollte und konnte nicht von ihm lassen. Sie wollte ihn haben — ganz und gar — und immer — und gleich!

Sie hatte sich entkleidet, hastig, mit glühenden, klopfenden Schläfen, sie wollte in den Kissen sich bergen vor ihren stürmischen Wünschen und ihrem brennenden Verlangen. Und sie preßte den Kopf in die Federn und erstickte ihre Thränen. Mit feuchten Augen schlief sie ein zu heißen seligen Träumen. —

Der folgende Tag ein Sonntag. Der Sturm hatte sich in der Nacht gelegt. Ein friedlicher sonniger Morgen leuchtete Emmi entgegen, als sie die Augen aufmachte. Schnell sprang sie aus dem Bett und eilig zog sie sich an.

Die Tante legte sich noch auf die andere Seite, als sie schon fix und fertig war. Allein trank sie Kaffee, und dann ging sie hinaus, die Dorfstraße entlang, planlos hinein in die weite schöne Welt.

Dort im Grunde liegt Jochens Haus. Sie blieb stehen und sah es eine ganze Weile an. Von den Bewohnern ließ sich keiner blicken. Aus dem Schornstein stieg der Rauch gradauf in die stille klare Luft. Mudder Kaeding kochte wohl Kaffee für ihre Kleinen.

Was Jochen wohl jetzt that? Ob er an sie dachte? Sie ging weiter. Klopfenden Herzens sprach sie sich sein letztes Wort vor und wieder vor: daß er sie immer weiter tragen möchte! Heiß und kalt wurde es ihr, da sie daran dachte, wie fest und innig sie seine kräftigen Arme umschlangen. Wie schön war das — und wie schön ist das Leben und die Welt — und was liegt noch alles vor ihr an Freude und Glück!

Sie war ganz Hoffnung und Zuversicht. So schritt sie immer weiter auf dem einsamen Weg. Und sie freute sich an allem, was die Natur ihr zeigte.

Jetzt trat sie in den Wald ein. Leise rauschte es in den Zweigen. Dann und wann traf das zarte, dünne Gezirp der Meisen ihr Ohr. Sonst kein Laut. Ihr Schritt wurde langsamer, und sie begann zu träumen —

Da! ein schwellender, zitternder, machtvoller Ton, den sie lange nicht gehört hatte: Glockenklang. Ganz aus der Nähe. Von Middelhagen, dem Kirchdorf, kam der Ruf. Sie horchte auf, und voll Andacht lauschte sie den Klängen.

Sie war nicht tief religiös, keine frommbeschauliche Natur und jedenfalls keine Kirchgängerin. Aber immer, wenn ihr Empfindungsleben sich gesteigert hatte, war sie geneigt zu innerer Einkehr, und der sinnlich-, macht- und hoheitsvolle Zauber des Glockentons und Orgelklanges zog sie dann ins Gotteshaus.

Die schönsten Erinnerungen aus ihrer stillen Kindheit schwebten auf diesen Tonwellen zu ihr herüber.

Sie war in einer kleinen Stadt der Mark geboren, nicht weit von der alten, fast schwermütigen Kirche stand ihr Vaterhaus, und die Glockenklänge mischten sich in ihre frühesten Träume. Erst als sie erwachsen war, kam sie nach Berlin, wo der rastlos-rauschende Verkehr, wo das Klingeln der Pferdebahnen die Laute der Kirchenglocken erstickt und überflutet.

Sie war keine Kirchgängerin. Sie wußte ihren Gott überall zu finden. Was sie jetzt ins Gotteshaus rief war noch etwas außer dem Glockenton. Ein recht irdischer Wunsch, der aber darum nicht weniger tief war. Sie dachte an Jochen, der, wie sie wußte, öfters in die Kirche ging.

Als sie aus dem Walde heraustrat, sah sie das Dorf vor sich liegen, friedlich, wie versunken in stille Beschaulichkeit. Uebers Feld aber von Göhren her kamen schon Leute zum Gottesdienst. Sie beschleunigte ihre Schritte.

Als sie ins Dorf gelangte, traten die Leute aus den Häusern, im Sonntagsstaat; vor der Brust hielten sie in steifer Ehrbarkeit die großen Gesangbücher. Bei den Frauen überwog die Mönchguter Tracht; am Sonntag, beim Kirchgang zeigten sie sich gern in der altehrwürdigen und zugleich prunkhaften Kleidung. Im schwarzen faltenreichen Rock, darüber eine farbige Schürze gebunden, mit rotem, goldstreifenverziertem Brustlatz und buntem Busentuch geschmückt, auf dem Kopf Unterhaube, Mütze und kappenartigen Strohhut, von dem lange Bänder wehten — so stolzierten sie gravitätisch dahin.

Auch Göhrener waren schon zur Stelle. Sie sah manches bekannte Gesicht. Zwei junge Mädchen in der heimischen Tracht strichen dicht an ihr vorüber. Die eine von beiden sah sich nach ihr um: zwei dunkle Augen blickten sie an, voll unverhohlener Neugierde und mit ausgesprochenem Unwillen. Emmi dachte sich nicht viel dabei. Sie wußte nicht, wer Stine Kröger war.

Als sie in die Nähe der Kirche gelangte, wandte sie sich um nach den Gruppen, die noch hinter ihr kamen.

Und ihre forschenden sehnsüchtigen Blicke fanden Jochen. Er ging mit Frau Kaeding, dem alten Schmidt und verschiedenen andern.

Ohne weiteres trennte er sich von seiner Begleitung, als er Emmi bemerkte. Sie grüßte zu den andern hinüber,

die ruhig ihres Weges gingen, und reichte Jochen die Hand, die er herzhaft drückte.

Auch er war heute als Mönchguter gekleidet. Nicht immer trug er die Landestracht. Er liebte seine Heimat und ihre Gebräuche, aber er hing nicht engherzig an ihnen. Zur Arbeit fand er das angestammte Kostüm nicht zweckmäßig, und darum war er alltags nicht oft darin zu sehen. Am Sonntag war das etwas anderes.

Emmi fand die Tracht durchaus nicht kleidsam. Die weiten sackartigen Hosen erschienen ihr sogar komisch. Und doch freute sie sich, ihn so zu sehen. Wie kräftig hob sich seine Brust unter dem bunten gestickten Kamisol! Ueberhaupt war es ihr, als ströme so noch mehr Frische und Ursprünglichkeit von ihm aus.

Er blickte sie an, länger und eindringlicher als sonst. Dann fragte er: „Willn Se sich ook 'mal unsen ollen Paster anhüren? Man nimmt von em ümmer wat mit nah Huus. Wenn man ook nich all's glööwt, wat he seggt. Jeder hett jo öwerhaupt sienen eegen Glooben. Wer öwerhaupt wat eegens hett. Und dat is good."

Sie freute sich über seinen ausgesprochenen Individualismus und nickte ihm innig zu. Sie waren vor der Kirche angekommen.

„Will'n wi naheer Beid' tosam trügg gahn?" fragte er leiser, heimlicher, als seine Art war.

Es durchbebte sie. „Ja, ja!" flüsterte sie ihm zu. Und dann trennten sie sich.

Frauen und Männer saßen gesondert in der Kirche.

Emmi hörte nichts von dem schwerfälligen, etwas plärrenden Gesang. Sie dachte nur an den Ausdruck,

mit dem Jochen gefragt hatte, ob sie zusammen zurückgehn wollten — — „wie Beid'“ — eine Offenbarung lag darin.

Als dann der Pastor zu reden begann, folgten ihre glückbeschwingten Gedanken seinen Worten, bis sie dann über seine Bahn höher und höher emporstiegen. Es war ein alter Mann, voll Resignation. Aber mit offenem Blick fürs Leben. Von bestimmten Erscheinungen des Lebens ging er aus, von einem ganz besonderen Ereignis, das die Zeitungen gerade besprachen, das wars, was seiner Predigt den Reiz frischer Thatsächlichkeit gab. Und da es ihm an Gemüt, an einfacher, schlichter Empfindung nicht fehlte, die nur hier und da vor dogmatischen Schranken zurückwich, so vertraute sie sich gern seiner Führung an.

Aber dann ging ihre Jugend mit ihrem jungen Hoffen, mit ihrer seligen Zuversicht seiner gemessenen, abwägenden Betrachtung des Menschenlebens und Glückes voraus, immer weiter voraus.

Seine Predigt war nicht lang, ohne größere Gefühlsergüsse und ohne viele schöne Worte. Alles in allem war sie ihm dankbar für das, was er ihr gab. Andacht und Befriedigung stand noch auf allen Gesichtern zu lesen, als sich das kleine anspruchslose Gotteshaus langsam leerte.

Jochen wartete draußen auf sie. Unbekümmert um die andern, um Seitenblicke und heimliches Tuscheln Umstehender, ging er ihr entgegen, als sie heraustrat. Und dann machten sie sich zusammen auf den Heimweg.

„Will'n wi nich dörch't Holt gahn?“ fragte er.

Sie nickte.

Von den Göhrenern ging niemand sonst nach dieser Seite. Nur ein paar Middelhagener, die in diesem Teil des Dorfes wohnten. Als die Häuser hinter ihnen lagen, waren sie allein.

Linder Sonnenschein flutet über die herbstlichen Felder. Alles ist Licht und Frieden. Kein Laut läßt sich ringsum vernehmen.

Von ihren Lippen kommt kein Wort. Still treten sie in den Wald ein. Auch hier ist Frieden. Von den Buchen rieselt sacht das goldene Laub. Leise geht durch die Zweige der Atem des Waldes.

Eine ganze Strecke wandern sie so wortlos neben einander. Und jetzt kommen sie an eine Lichtung. Vor ihr steht eine Bank. In sie hinein strömt ein Brausen und Rauschen — Klänge der See, die den Sturmestanz noch nicht vergessen kann. Sie sinds, die Jochen aus seiner Versunkenheit wecken. Er hebt den Kopf und zeigt auf die Bank.

„Ick heww Se wat to fragen“, sagt er festen Tons. Sie setzt sich und blickt zu ihm auf mit leuchtenden, erwartungsvollen Augen. Er nimmt neben ihr Platz.

„Wi sünd nu so oft tosam west, mi is dat, as künn dat gor nich anners sien, as müßten wi ümmer tosamen blieben. Ick heww jo nix as mi sülwst, öwer ick denk, dat is 'noog! Un leew heww ick Se, mihr as ick seggen kann —“

Er hatte nichts mehr zu sagen. Sie lag an seiner Brust, und seine frischen Lippen preßten sich auf ihren glühenden Mund. Wieder und wieder.

Dann sprang sie auf, jubelte laut, drehte sich um sich selbst und flog wieder in seine Arme, auf seinen Schooß. Er hielt sie fest an sich, als wollte er sie nie wieder lassen. Heißer und heißer ward ihr Blut, in jähen Wellen schoß es ihr durch die Adern — wild küßte sie ihn — und plötzlich entschlüpfte sie eidechsenartig seinen Armen.

Sie strich sich das Haar aus der glühenden Stirn. Und dann rief sie ihm zu: „Greif' mich!" Und rannte, das Kleid aufschürzend, durch die Lichtung. Er lief ihr nach, aber er konnte sie nicht einholen in seinen schweren Stiefeln und den weiten faltigen Hosen.

Da drehte sie sich um und lachte ihn aus. „O mein oller schwerfälliger Jochen!"

Er lachte mit, aber es war ihm doch nicht ganz recht, was er da zu hören bekam.

Sie merkte das, trat langsam auf ihn zu, legte ihren Arm in seinen und sagte: „So, nun woll'n wir hübsch vernünftig sein, wie es sich für ein gesittetes Brautpaar gehört."

Arm in Arm gingen sie weiter.

Und nun plauderte sie, daß sie es sich schon lange in den Kopf gesetzt hätte: ihn wolle sie haben und keinen andern, und wenn er nicht um sie angehalten hätte, dann hätte sie um ihn angehalten —

„Dat müßt' doch 'n schönen Kierl sien, de sich sien Fru nich nimmt, de sich von de Fru to'n Mann nehmen lätt", sagte er ernst.

„Na hör 'mal", entgegnete sie lachend, „warum muß eigentlich immer der Mann derjenige sein, welcher — Na,

sei nur ruhig! Ich glaub', ich hätt' Dich auch doch nicht genommen, wenn Du mich nicht genommen hättst. Das ists ja, was mir so an Dir gefällt, Deine Entschiedenheit und Dein Stolz — ach!" -- und sie hielt ihm den Mund hin zum Kusse.

„Sonst gefällt mir ja manches nicht an Dir!"

„Haha? Na, wat denn nich?"

„Zum Beispiel, daß Du keinen Bart trägst, daß Du Dich rasierst. Erstlich mal kratzt das so beim Küssen, und zweitens denk' ich mir Dich im Vollbart viel kraftvoller noch und männlicher. Du hast doch so starken Bartwuchs. Laß Dir doch 'n Vollbart stehen, ja?"

„Mientwegen, wenn't wieder nix is!"

„Vorläufig nicht. Das andere findet sich denn auch so nach und nach", sagte sie schelmisch.

„Du schienst jo wat Groot's mit mi in 'n Sinn to hebben", entgegnete er munter.

Der Reiz ihres Wesens ließ gewisse leise Bedenken, die sich dann und wann in ihm regten, nicht aufkommen. Würde sie zuviel Forderungen an ihn stellen? Aeußere Zugeständnisse ihr zu machen, ward ihm nicht schwer. Aber von innerer Eigenart und Empfindung ließ er sich von niemanden etwas rauben.

Doch die Frage, wie sich in der Zukunft das Zusammenleben mit ihr gestalten würde, trat ihm noch nicht voll ins Bewußtsein. Ein wenig Ernst mischte sich nur ein, als er leichten Tones fragte: „Denn muß ich nu auch woll hochdeutsch sprechen?"

„I wo, um des Himmels willen! Hochdeutsch wirst Du ja lernen im Lauf der Zeit. Ich hör' aber so gern Dein Platt. Das darfst Du nie ganz lassen."

Unter Kosen und Scherzen legten sie den Weg nach Göhren zurück. Arm in Arm traten sie ins Dorf. Warum sollten es nicht gleich alle sehen und wissen?

„Du bringst mich nach Haus, nicht wahr? Du stellst Dich der Tante als mein Verlobter vor. Die wird schön überrascht sein." Sie kicherte vor sich hin.

So hatte Emmi die Tante noch nie ihre Augen aufreißen sehen. Und so lange war diese noch nie eine Antwort schuldig geblieben.

Jochen benahm sich sehr taktvoll. Auch während der stummen Szene.

Nachdem die Tante ihren Glückwunsch gestammelt und Emmi ihn gebeten hatte, am Nachmittag zum Kaffee wiederzukommen, empfahl er sich. Nicht ohne Emmi vorher an sich zu ziehen und sie herzhaft zu küssen.

Die Tante war im Innersten erstarrt über diese „Brutalität".

In Emmi aber jubelte es: Famos ist er doch! Die Alte imponiert ihm ebenso wenig wie sonst was! Und sie verhehlte ihre Freude nicht.

Lange blieb die Tante ratlos und ohne Worte; Emmi ließ ihr Zeit zur Sammlung. Endlich fand sie dann einen erlösenden Ausdruck für ihre Empfindungen: „Nein, nein, nein, nein!" hauchte sie kopfschüttelnd.

„Ja, ja, ja, ja!" behauptete Emmi dagegen, und sie lachte ungezwungen der Tante ins Gesicht.

Die Tante war jetzt nahe daran, sich gehörig auszusprechen. Aber dann hätte sie Emmis Empfindungen aufs Gröblichste verletzt. Das wollte sie denn doch nicht und sie bezwang sich. Sie wußte überhaupt nicht, wie weit sie gehen durfte, und so beschränkte sie sich, um zunächst zu sondieren, auf die Bemerkung: „Was werden nur die Leute dazu sagen!"

„O mein Gott, ja! Daran hab' ich ja noch gar nicht gedacht! Schaudervoll! Höchst schaudervoll!" Und Emmi rang in komischer Verzweiflung die Hände.

Die Tante ließ sich nicht irre machen. Sie bohrte weiter. „Es ist ja einfach unfaßbar für mich! Und ich würde es für eine Komödie Deiner Laune halten, wenn ich nicht mit eigenen Augen gesehen hätte — —"

„Ja, ja, was einmal geschehen ist, läßt sich nicht mehr ungeschehen machen!" bemerkte Emmi mit schelmisch-weisheitsvoller Resignation.

„Wie denkst Du Dir denn eigentlich, daß das werden soll?"

„Wunderhübsch, denk' ich, wirds. Jedenfalls wird recht bald geheiratet!"

Während des Mittagessens, das die Damen in der letzten Zeit allein in ihrem Zimmer einnahmen, kam die Tante immer mehr zu sich. Es gab etwas, was sie gern mochte.

Von dem jüngsten Ereignis selbst sprach sie gar nicht bei Tische. Dagegen teilte sie Emmi mit, was ihr Dr. Helms beim Lebewohlsagen anvertraut hatte. Er habe gesagt, daß er sich für Emmi auf das Lebhafteste interessiere.

„Das hat er Dir gesagt?“

„Ja. Siehst Du! Das hast Du wohl nicht erwartet! Das scheint Eindruck auf Dich zu machen.“

„Gewiß! Das imponiert mir riesig — daß er sich so hinter Dich steckt. O Mann, Mann . .! Na, er soll zur Belohnung auch die erste Verlobungs- oder Vermählungsanzeige haben!“ —

Als Jochen nach Hause kam, war dort die Kunde, daß er mit Frau Emmi Arm in Arm durchs Dorf gegangen war, schon glücklich angelangt.

Man kannte Jochens frisch zugreifende Entschlossenheit, die keine Worte, keine Voranzeigen liebte, und war auf alles gefaßt. Fragend blickten Korl und seine Frau ihm ins Gesicht. Er ließ sie nicht lange warten.

„Ick heww mi eben verlobt.“

„Mit de Berlinerin? Mit Frau Büsing?“

„Ja.“

Eine kleine Pause. Dann trat Frau Kaeding auf ihn zu, drückte ihm die Hand und sagte herzlich: „Na Jochen, denn wünsch' ick Di ook veel Glück — alles Gode wünsch ick Di.“ Und Korl, der noch immer an den Lehnstuhl gefesselt war, hielt ihm die Rechte hin und schüttelte seine kräftig. „Du büst doch n' verdeubelten Kierl!“ Und nach einer Weile setzte er hinzu, mit überlegener Miene, als hätte er es längst voraus gesehen: „Na, de lütte Fru wier jo ook so verleewt in Di!“

Nachdem die Ueberraschung geflogen war und die Freude Worte gefunden hatte, herrschten bei den Eheleuten die Gedanken vor, wie es nun mit ihrer Wirt-

schaft werden sollte. Frau Kaeding fragte Jochen behutsam: „Du bliwwst denn woll nich mihr hier?"

„In 'ne nächst Tied woll nich. Ick will wat von de Welt sehen und wat liernen. Oewer so veel kann ick Juch seggen: ick bliw wat ick bün, ick bliew 'n Göhrener un bliew 'n Fischer."

„Du gehst denn woll mit nah Berlin?"

„Dat 's mien Plan."

„Un — Du kümmst werrer?"

„Ja."

Aus dem Allen konnte sie nun freilich keine große Beruhigung schöpfen. Aber ein strahlendes Licht ging ihr jetzt auf. Sie fragte weiter: „Fru Büsing hädd woll veel Geld?"

„Dat weet ick nich", entgegnete Jochen fast barsch, „öwer dat stüert mi ook nich!"

Geld — was kümmerte ihn das Geld. Er brauchte es nicht. Was lag ihm daran!

Un doch — die Erfüllung seiner Zukunftspläne, die ihn immer beschäftigt, bald seine Gedanken ausgefüllt, bald in der Ferne ihm vorgeschwebt hatten wie leuchtende lockende Sterne — sie hing doch vom Gelde ab. Vom Geld das ihm nicht gehörte. Wenn er von der Welt was sehen, wenn er was lernen und seine Ideen zur That machen wollte, dann brauchte er das Geld. Und Geld, das einem nicht gehört, bedeutet Abhängigkeit und Unfreiheit.

Das alles kam ihm jetzt zum Bewußtsein und wollte leise Schatten auf sein Glück, seinen Stolz, seine Freude

werfen. Aber sie waren so strahlend, daß sie die Trübungen nicht duldeten.

Sie hat Dich ja so lieb, und ihr Geld ist nicht wie fremdes Geld — so redete seine Empfindung ihm zu — und schließlich so oder so, wenn ich es verwende, ist es ein Darlehen, das sich glänzend verzinst durch mein Können, meine Kraft.

Er war nicht in der Stimmung, sich Bedenken hinzugeben.

Und als er mit den Kaedings beim Mittag saß, die noch immer grübelten und besorglich dreinschauten, schlug er auf den Tisch und rief: „Wat sünd dat för Gesichter an mienen Verlobungsdag! Vergnögt will'n wi sien! Ick laat Juch nich in'n Stich, dor könt Ji Juch up verlaaten.“

Und er ließ von den Kindern Bier zum Essen holen und sie stießen damit an auf die Verlobten und waren froh und guter Dinge. —

Als Jochen am Nachmittag seine Braut besuchte, fand er sie allein. Die Tante war zum Hotel gegangen, um die Rechnung zu bezahlen.

Die Liebenden begrüßten sich mit glühenden Küssen. Dann setzten sie sich dicht nebeneinander.

„Wir hätten doch eigentlich zusammen essen müssen“, meinte Emmi. „Das heißt allein, ohne die Tante, Aber na — nun bleiben wir doch für heute beisammen. Tante wird freilich bald zurückkommen. Schad't aber nichts. Wenn sie uns genirt, brennen wir durch.“

Gleich darauf fand die Tante sich wieder ein. Sie grüßte etwas steif, aber nicht verletzend. Allmählich be=

gann sie das Unglaubliche zu fassen und in das Unvermeidliche sich zu fügen.

Sie tranken den Kaffee zu Dreien. Jochens Ungezwungenheit und frische Offenheit fuhr mit ihren hellen Strahlen rücksichtslos in Tante Almas lichtscheue, käuzchenhafte Seele. Sie fühlte sich unbehaglich, hier und da sogar ernstlich verletzt. Aber ihr müdes Wesen, das sonst nur durch Emmis ihr liebgewordene Ungezogenheiten sich reizen und wecken ließ und dann in Nörgeleien ausbrach, gewöhnte sich im Lauf der Zeit an Alles, sogar an das Licht. Sie beteiligte sich an der Unterhaltung und söhnte sich so nach und nach aus mit Emmis Loos.

Bis in den späten Nachmittag saßen sie zusammen. Dann sprach Emmi den Wunsch aus, sie wolle noch ein wenig mit ihrem Verlobten spazieren gehen. Die Tante blieb zu Hause.

Unterwegs sagte Emmi zu Jochen: „Eigentlich wars doch dumm, dadrin so lange mit der Tante zusammenzusitzen.“

Jochen nickte.

„Aber ich habe eigentlich rechtes Mitleid mit ihr. Keiner hat sie wirklich lieb gehabt. Davon ist sie so eingetrocknet. Ich kann ja auch nicht gerade sagen, daß ich sie sehr liebe . . . .“

„Un dorüm deeht se Di leed?“ warf Jochen scherzend ein.

Sie drohte ihm mit dem Finger und er küßte sie.

Und dann sprachen sie ernst von der Zukunft. Sie meinte, er käme doch wohl zunächst mit nach Berlin. Ja, aber seinem Berufe blieb er treu. Natürlich! Den sollte er ja auch nicht aufgeben. Und Jochen erklärte ihr

lachend: Da hülfe ihr nun nichts mehr; da ein Fischer sie zur Frau nähme, würde sie auch 'ne Fischerfrau. Sie wolle versuchen, sich darein zu finden, entgegnete sie gleichfalls lachend. Und dann gewann der Ernst wieder die Oberhand.

Sie entwickelte ihm, daß er jetzt in die Lage käme, seine Träume zu verwirklichen. Fischer solle er bleiben, aber ein großer Fischer solle er werden. Neue Bahnen solle er der Fischerei öffnen. Die Mittel wären jetzt zu seiner Verfügung.

Wieder erfaßte ihn ein beklemmendes Gefühl, da das Geld vor ihn trat. Und aus dieser Empfindung heraus kamen ihm die Worte; „Ick wull, Du harst gor nix, und keemst to mi so as Du büst!"

Sie sah ihn eine Weile an. Dann meinte sie: es wäre doch besser so. Er solle doch auch daran denken, wie sehr die Ausführung seiner Pläne den andern zu Gute kommen würde.

„Ja ja — öwer mi wier't leewer, dat Geld gehüert mi!"

Sie lachte, und dann wurde sie nachdenklich über dieses Bekenntnis. War es ihm so schwer, von ihr etwas anzunehmen, die sie mit Freuden ihm alles hingeben würde? Schon aber entzückte sie diese neue Offenbarung seines spröden Stolzes.

Doch predigte sie ihm eindringlich, daß das Hochmut wäre und Eitelkeit, daß er dabei nur an sich selbst denke, und das dürfe er nicht. Das wäre doch auch nicht seine Art, alles Kleinliche wär ihm ja fremd.

Ihre Worte überzeugten ihn nicht, aber ihre Liebe that es. Und seine Liebe. Und seine Bedenken wichen immer mehr zurück.

Dann brachte Emmi zartfühlend die Sprache auf Kaedings. Und sie teilte ihrem Verlobten folgenden Entschluß mit, den sie schon früher erwogen hatte. Sie wollte sich in Göhren ankaufen und hatte sich dazu das kleine Haus ausersehen, das ihm und Kaeding gehörte. Sie denke nun so: sie wolle ihnen das Haus abkaufen und Korl Kaeding als Verwalter darin lassen, gegen freie Wohnung und noch anderweitige Vergünstigungen.

Jochen war durchaus damit einverstanden. Er mußte eine größere Summe Geld in Händen haben, um sich für Berlin und für die Heirat auszustatten. Die kam dann als sein Gut und Eigen in seine Hände, und er brauchte das. Korl aber, so meinte er, würde unter so günstigen Bedingungen auch seine Einwilligung geben.

Sie beschlossen, sofort zu Kaedings zu gehen und die Sache ins Reine zu bringen. In der Küche bei Kaedings war Besuch. Vater Schmidt mit seiner Tochter war da und der Lange und dessen Frau. Als das Brautpaar in die Thür trat, machten sie verlegene Gesichter. Zaghaft erwiderten sie den Gruß der Kommenden und dann herrschte eine Zeitlang Schweigen, bis Frau Kaeding einen Stuhl für Emmi brachte, sie zum Sitzen einlud und dann, so nebenbei, auch ihren Glückwunsch abstattete. Nun machten sich die andern, als wäre ein Bann von ihnen gewichen, an Jochen und gratulierten ihm halblaut.

Nach einer Weile wagte sich der alte Schmidt an Emmi hinan, räusperte sich und wünschte viel Glück und Segen, und darauf kamen auch die andern der Reihe nach mit ihrem: „Ick gratulir' ook veelmals."

„Ich dank' Ihnen Allen noch einmal herzlichst", wandte sich Emmi an sie, als diese Gratulationscour vorüber war. „Und nächsten Mittwoch, da wollen wir die Verlobung feiern. Sie müssen auch kommen, ich lade Sie hiermit ein. Sie wollen doch?"

„Ja — ja — worüm nich!" Sie nickten alle.

„Und das ganze Dorf ist überhaupt geladen. Aber Schüttelbüchs muß wieder getanzt werden. Nicht wahr, Herr Schmidt, Sie sorgen dafür, daß das geschieht?"

„Jaa — ich werd' das schon machen", erklärte der Alte und nickte wichtig.

Aber eine recht vertrauliche Stimmung wollte trotz Emmis freundlicher Einladung nicht aufkommen, und nach kurzer Zeit verzogen sich die vier Gäste.

Nun konnten sie ungestört an das Geschäft gehen. Emmi setzte ohne Umschweife Korl ihren Plan auseinander und nannte ihm einen mehr als angemessenen Preis. Er war verblüfft und dann unschlüssig. Es sträubte sich in ihm etwas dagegen, sein Eigentum, den eigenen Herd aufzugeben. Und er sagte das zögernd aber unverhohlen.

„Das versteh' ich", sagte Emmi. „Aber ich bin und bleibe der Meinung, daß Sie es dann leichter haben. Denken Sie nur an die Sorgen, die Ihnen allein schon die Zinsen für die Hypotheken machen. Und jetzt würden Sie baar Geld zukriegen. Aber wenn Sie nicht wollen . . ."

Seine Frau, die mehr beweglichen Handelsgeist hatte, als er, und feineren Instinkt für Vorteil und verborgene Wohlthaten, redete ihm zu. Er aber sagte: „Jochen, wat meenst Du denn?"

„Ick för mien Person bün dörchut dormit inverstaan. Un ick glööw, dat Du gor nich beder fohren kannst."

War Jochen nicht mit von ihrer Partei? Unter andern Umständen wär' er seinem Urteil sicher gefolgt. Aber so waren bei ihm noch einige Bedenken zu überwinden.

„Glauben Sie nicht", sagte Emmi weiter, „daß das nur für heute und morgen sein soll. Wir setzen einen Kontrakt auf, der für — nun meinetwegen für zehn Jahre zunächst Giltigkeit hat. Und den Sie nur allein unter angemessener Kündigungsfrist lösen können. Ist Ihnen das recht?"

Immer mehr erschien auch ihm der Verkauf und das neue Verhältnis in freundlichem Lichte. Er willigte ein. Und da es geschehen, war er äußerst zufrieden.

Er dachte jetzt mit besonderer Zärtlichkeit an das Gehalt, das er für seine „Verwaltung" bekommen sollte! Baares Geld! Baar Geld lacht.

Es wurde dann festgestellt, daß Korls Anteil als Hypothek aufgenommen werden solle, während Jochen also sein Geld ausgezahlt zu haben wünschte.

Man besprach das im nüchternsten geschäftsmäßigen Ton. Zum Schluß, als dann die Einzelheiten genau festgesetzt waren, erklärte Emmi, sie würde noch heute abend an ihren Rechtsanwalt schreiben, daß er den Kontrakt aufsetze und die Gelder für sie flüssig mache.

Und dann sprang sie auf, reckte sich, als hätte sie so lange geschlafen und sagte: „Ach! — und jetzt bin ich wieder Mensch!" Sie trat zärtlich auf Jochen zu und der zog sie an sich und küßte sie.

Mutter Kaeding aber, die herzensfroh war über den Vertrag und in solcher Stimmung zu Liebeserweisen geneigt, folgte dem guten Beispiel; da die beiden andern genug mit sich zu thun hatten, beugte sie sich ungestört zu ihrem Korl nieder, zu dem Schlingel, der jetzt so friedlich und häuslich im Lehnstuhl saß, weil er mußte, und aus Mitleid und Freude und alter Liebe gab sie ihm auch ein paar Küsse. Sie schmatzten laut, weil sie etwas ungewohnt waren, und Emmi blickte auf, sah das Bild und lachte. —

Am Mittwoch war dann das Verlobungsfest, zu dem sich alle Göhrener mit wenigen Ausnahmen im Saale des Hotel Brandenburg zusammenfanden.

Das Bier floß in Strömen und Punschbowlen gab es auch. Jeder konnte trinken was und wie viel er wollte.

Und Schüttelbüchs wurde getanzt, mit derselben Kraft und Ausdauer und demselben Nachdruck wie am Fischerfestabend. Und dann brachte Vater Schmidt ein Hoch auf das Brautpaar aus, in das alle jubelnd und gläserklirrend einstimmten.

Auch Tante Alma war auf dem Fest und sie tanzte sogar, zweimal Walzer herum, mit Vater Schmidt.

Unter den Tanzenden fiel Emmi ein junges Mädchen auf, das von allen am wildesten und unermüdlichsten sich drehte. Sie hatte fast etwas Bacchantisches, trotz der Steifheit ihrer Bewegungen; es lag in den Augen, im Werfen des Kopfes, im Zucken der geschwellten Nasenflügel. Dem Brautpaar schenkte sie gar keine Beachtung.

Immer lauter wurde der Jubel, immer ungezwungener die Freude, da machten sich die Brautleute und mit ihnen Tante Alma auf den Heimweg. Als sie aus dem Saal traten, sahen sie in der nächsten Laube, in die ein Fenster das Licht warf, die wilde Tänzerin, zärtlich an einen jungen Fischer sich schmiegend.

„Wer ist das eigentlich?“ fragte Emmi.

„Stine Kröger“, antwortete Jochen in kurzem Ton. Emmi dachte, er wüßte nichts Gutes über sie zu sagen, und sie forschte nicht weiter.

Die Tante war, entsetzt über dieses beleuchtete tête-à-tête, mehrere Schritte auf die andere Seite getreten und in beträchtlicher Entfernung von einander gingen sie weiter.

Plötzlich stolperten alle Drei im Dunkeln, und da, wo Emmi und Jochen angestoßen waren, ließen sich dünne Knurrlaute vernehmen. Als sie nachforschten, ergab sich, daß der Lange ihnen im Weg gelegen. Emmi und Jochen waren gegen seinen Kopf und seine Schultern gelaufen, weit davon hatten die Füße der Tante ein Hindernis bereitet.

Sie lachten über diesen Schlagbaum; Jochen rief zwei Fischer herbei, die den Betrunkenen wärmer und weicher betteten, und dann gingen sie nach Hause.

Jochen suchte gleich sein Lager auf. Und er träumte von seiner Liebe und von dem neuen Leben, das ihm nahe bevorstand, von Berlin. Emmi hatte ihm in den letzten Tagen so viel davon erzählt. — —

Jochen freute sich auf die Fahrt in die neue Welt. Sein Wikingerblut regte sich. Und als er zehn Tage

nach der Verlobungsfeier von der Heimat und den Freunden Abschied nahm, ward ihm die Trennung nicht schwer.

Es war ja auch nur auf kurze Zeit.

Emmi war schon fünf Tage früher mit der Tante abgereist. Jochen hatte die Damen bis Greifswald begleitet. Emmi, verliebt und abenteuerlustig wie sie war, wollte ihn mit nach Berlin nehmen, so wie er ging und stand. Und sie suchte ihn zu umstricken. Aber er blieb fest.

Der Hering hatte sich gerade in der Göhrener Bucht gezeigt. Wer konnte wissen, wie lange er noch blieb. Jetzt galt es alle Kraft in Bewegung setzen. Und da Korl noch immer nicht fahren konnte, mußte er um so thätiger sein.

Emmi schmollte. Aber seine Festigkeit imponierte ihr. Und ihr Abschiedskuß war so heiß, er brannte noch lange auf seinen Lippen.

Eine ganze Weile blickte er dem Zug nach, der sie ihm entführte. Nicht lange, dann folgte er ihr! So reich und groß und schön that sich die Welt vor ihm auf. Trotz des Scheidens fühlte er sich glücklich.

Die Menschen, die ihn verstohlen oder unverhohlen musterten, den gewöhnlichen Mann, der die feine Dame im Arme gehalten und geküßt hatte, kümmerten ihn nicht,

Gewöhnlich sah er aus, das war ihm selbst bewußt. Er hatte seinen besten städtischen Rock angelegt, aber der war, wenn auch noch gut erhalten, doch von eigentümlichem, veraltetem Schnitt nnd sein schwarzer Schlapphut hatte auch durchaus keine moderne Façon.

Sein offener Blick erkannte sehr wohl den Unterschied zwischen seiner Kleidung und der Tracht der Städter. Und er sagte sich: in Berlin kannst Du so nicht herumlaufen. In dem feinen Berlin und wenn man eine so feine Braut hat! Er beschloß, gleich hier mit dem Einkauf seiner neuen Ausstattung zu beginnen. Geld genug hatte er bei sich, und so kaufte er sich in einem Kleiderladen einen fertigen Anzug, der ihm nicht übel saß. Und einen neuen Schlapphut nahm er sich auch mit nach Hause.

In dieser neuen Ausrüstung trat er seine Reise nach Berlin an.

Durch ein Meer von Lichtern fuhr der Zug. Eine zahllose Menge von leuchtenden Zeichen und Laternen auf den vielen Geleisen, und rechts und links erhellte Fenster, Häuser, Häuser, wohin Jochen blickte, so hoch und groß, wie er sie sich nicht einmal gedacht hatte — und noch immer nicht Berlin.

Der Zug hielt. „Gesundbrunn'!" riefen die Schaffner.

Und dann setzte sich das mächtige Dampfroß schnaubend, fauchend, nur noch widerwillig der Menschenhand gehorchend wieder in Bewegung. Langsamer ging jetzt die Fahrt. Rasselnd liefen die Wagen über die vielen Weichen.

Und jetzt ein langgezogener Pfiff. Und bald darauf fuhr der Zug in die Halle des Stettiner Bahnhofes ein.

Wie hoch und wie mächtig! Und die vielen Menschen! Wie sollte man sich hier nur finden!

Emmi hatte geschrieben, sie würde ihn abholen. Mit seinem plumpen Handkoffer ging er langsam nach dem Ausgange, dem die Menschenwelle zuflutete. Daß sie hier sei, daran zweifelte er nicht, aber würden sie sich sehen?

Plötzlich fühlte er sich erfaßt und umschlungen. Emmi war es. Sie hatte ihn schnell herausgefunden, trotz seines neuen Anzugs, den sie einen Augenblick wie befremdet musterte. Aber er selbst war doch ganz der Alte! Das waren seine Augen vor allem, die sie so hell und frisch anschauten und die so unbefangen und unverstört in diese neue, ihnen fremde, ihn mit betäubendem Schwall umbrausende Welt blickten.

Zärtlich zog er seine Braut noch einmal an sich und dann trat Tante Alma aus dem Hintergrunde auf ihn zu. Sie reichte ihm die Hand und er drückte sie kräftig — so kräftig, daß sie die Zähne zusammenbeißen mußte. Dann hängte sich Emmi an seinen Arm und sie verließen den Bahnsteig.

An der Thür der Vorhalle ließ sich Emmi vom Schutzmann eine Droschkenmarke geben, ein Verfahren, dem Jochen fragend zuschaute. Und dann sagte sie ihm, als sie auf dem Vorplatz angelangt waren: „Nun ruf' mal fünfundvierzig einundfünfzig!

„Fünfundvierzig einundfünfzig!" schrie er mit kräftig hallender Stimme über den Platz. Und während er schrie, begriff er erst, um was es sich handelte.

Keiner rief so laut, wie er. Die Tante hielt sich erschreckt die Ohren zu, Emmi aber freute sich über seine ungenierte Kraftleistung.

„Hier fünfundvierzig einundfünfzig!" antwortete ein heiserer Baß aus nicht weiter Entfernung, und die Drei schlängelten sich durch die vielen Wagen, die Jochen staunend überblickte, zu ihrer Droschke.

„Potsdamer Bahnhof!" beauftragte Emmi den Kutscher.

War das ein Brausen und Rauschen rings umher, ein Drängen und Tosen — ein Element wie das Meer, dieses Menschentreiben. Fast heimisch fühlte sich Jochen berührt. Keine Spur von Zagen empfand er vor dieser mächtigen Flut. Er freute sich sogar, mitten in ihrem Gewoge zu schwimmen, das seine Kraft und seinen Mut reizte und Kampfesfreude in ihm weckte.

Und dann drückte er Emmi wieder an sich, sein Glück, das ihn auf das bewegte Meer eines neuen Lebens gezogen.

Emmi musterte ihn von der Seite, wenn er hinausblickte in das Straßenleben, den Kopf trotzig vorgebeugt, hell und kühn der Blick seiner Augen, und sie drängte sich fester an seinen starken Arm.

Dann und wann aber störte sie etwas an ihm, was sie als unausgeglichen, als Halbheit empfand. Die städtische Tracht wollte ihr bei ihm noch nicht gefallen. Als Mönchguter wär' er ihr lieber gewesen. Da war seine Erscheinung etwas Ganzes.

Jetzt war es nicht Fisch nicht Fleisch.

Aeußerlich! Wie konnte nur das Aeußerliche sie so beschäftigen! Wenn er sonst nur blieb, wie er war!

Freilich, die Kultur würde auch ihn belecken, die Bildung würde manches von ihm abstreifen, was ihr zu seiner Eigenart zu gehören schien, was ihr lieb geworden

war. Natürlich würde das geschehen, und das mußte auch sein. Unschwer würde sie darauf verzichten. Anderes, Besseres, Wertvolleres würde er dafür eintauschen. Nur an den Kern seines Wesens sollte ihr nichts rühren, an seine ursprüngliche Kraft, seinen Mut, seinen Stolz und an seine Wahrheit. Daß er nichts scheute, das wars, was ihm solche Macht gab. Auch über sie. Und diese Macht sollte ihm bleiben, unverkümmert durch die Reize eines verfeinerten Lebens, durch die Verflüchtigung erweiterter Anschauungen, durch gesellschaftliche Abstumpfung und Verflachung des Eigenwillens und Wahrheitsdranges. Sie brauchte seine Kraft für ihr Leben, für ihre Liebe. Wenn er diese Kraft nicht behielte — — —

Forschend, fast ängstlich ruhten ihre Blicke auf seiner starken Gestalt, auf seinen offenen, energischen Zügen und tauchten dann in seine Augen, in denen sie Zuversicht und Gewißheit fanden. Sein Wesen war so stark und frei, es würde sich nie knechten lassen. Deutlich stand es in seinen Augen zu lesen. Und sie verlachte ihre Sorge, und ihre Liebe duldete keine Zweifel mehr.

Sie kamen auf den Potsdamer Platz.

„Wie hell!" rief Jochen bewundernd. Und dann hielt die Droschke vorm Bahnhof und sie stiegen aus.

Während Jochen sich umblickte nach diesem und jenem, stand Emmi beim Kutscher und bezahlte. Jetzt kam er dahinter, und jetzt war es zu spät.

„Dat is öwer nich in Ordnung, dat Du betahlst!"

„Aber Schatz, sei nicht komisch!"

„Nee, dat will ick nich!"

„Gut, denn woll'n wir also zu Hause abrechnen!"

Sein Stolz wollte ihr zuerst wieder kleinlich erscheinen, und nicht besonders liebevoll. Nach ihrem Empfinden war durchaus das, was sie hatte, auch sein.

Aber sie verstand seine spröde Art und ließ ihr Gerechtigkeit widerfahren. Nur daß in ihr die Besorgnis auftauchte: wie soll das später werden? Und sie beschloß, sobald wie möglich mit aller Entschiedenheit auf Gütergemeinschaft zu dringen.

Vorläufig ließ sie Jochen sich am Schalter eine Fahrkarte zweiter Klasse nach Friedenau kaufen — sie und die Tante hatten Dauerkarten — und dann stiegen sie die Treppe zum Bahnsteig hinauf.

Ein Bahnhof, zu dem Stufen hinaufführen — wieder etwas Ungewohntes, über das sich Jochen erstaunt äußerte.

Sie hatten es gut getroffen, in drei Minuten schon ging der Zug, und bald waren sie an Ort und Stelle.

Die kleine Villa, die Emmi mit der Tante bewohnte, war hell erleuchtet.

„Sieh mal Schatz, da wohnen wir!"

„Ah!"

Sie gingen durch den Vorgarten; in der Hausthür empfing sie Minna, das saubere, zierliche Mädchen, mit freundlichem „Juten Abend!"

„Na, Minna, ist alles in Ordnung?"

„Ja wohl, gnädige Frau." Sie hatte Jochens Handkoffer angefaßt, um ihm den abzunehmen.

„Danke, das lassen Sie man, den thu' ich besser allein tragen", wehrte er ihrem Diensteifer.

Zögernd gab sie nach.

„Das ist also mein Bräutigam, Minna", sagte Emmi, während das Mädchen den Damen im Flur beim Ablegen half, „Herr Jürgens." Und vertraulich scherzend, wie sie das zuweilen that, fragte sie dann: „Na, wie gefällt er Dir?"

Minna musterte Jochen verstohlen und dann sagte sie aus vollem Herzen: „Oh, sehr jut!"

Er hatte nichts davon gehört. Die Einrichtung des vornehmen Hauses beschäftigte ihn. Aber verschüchtert war er keineswegs von der neuen Umgebung, wenn ihr Glanz sich ihm auch eigentümlich auf die Sinne legte.

Emmi trat an ihn heran. „So, Liebster, jetzt sollst Du erst essen. Und dann gehen wir mit Dir und Deinen Sachen nach Deiner Wohnung. Ich hab' hier ganz in der Nachbarschaft ein Zimmer für Dich gemietet, bei einer netten alten Frau. Na, es ist ja nur auf ganz kurze Zeit, und auf die dumme Welt muß man nun einmal Rücksicht nehmen."

Er nickte. Und dann gingen sie hinein in Emmis kleinen Salon. Ein vornehm und geschmackvoll eingerichtetes Zimmer, hier und da keck oder gar etwas bizarr in der Anordnung, an Einzelheiten fast überreich. Eine alte Verwandte aus der guten einfachen Zeit pflegte, so oft sie sich einfand, zu fragen: „Jott, wer stäubt denn das alles ab?"

Jochen hatte noch niemals solche Pracht gesehen. Er fühlte sich von ihr gedrückt, nicht, weil sie ihm imponiert hätte, aber sie brachte ihm den Unterschied des Besitzes ins Bewußtsein und ließ ihn die Brutalität des Geldes

empfinden, das den abhängig macht und knechtet, der es nicht selbst in seiner Gewalt hat.

Abhängig — wenn er sie auch liebte und sie ihn, die Abhängigkeit blieb bestehen.

Heiß, fast erstickend durchflutete es ihn. So stark hatte ihn dieses Gefühl noch nie gepackt.

Seine Augen suchten Emmis Gesicht. Alles, was sonst darin stand von Pikanterie, von Launenhaftigkeit und Eigensinn, war verschwunden. Nur Hingabe und Sehnsucht lag auf ihren Zügen.

Sie würde ihn niemals die Abhängigkeit fühlen lassen. Ha! das wäre auch noch besser! Es krampfte sich in ihm etwas zusammen. Stolz und frei richtete er sich auf, sieghaft erhob sich sein Kraftbewußtsein.

Und wieder blickte er in ihre Augen, ihre liebevollen, sehnsüchtigen Augen, und sein Herz schwoll und er sah die Zukunft in rosigstem Schein. Er sagte sich, was er sich immer nach solchen Anfällen gesagt hatte, und jetzt mit größerer Zuversicht als je: Ein Darlehen ist es ja nur. Durch Deine Kraft trägt es glänzende Zinsen. Nur das Lehrgeld, das Du tausendfältig wieder einbringst. Und von wem kannst Du es lieber nehmen, als von ihr, die es glücklich macht, mit dir zu teilen, die empfängt, wenn sie Dir giebt! Zärtlich faßte er ihre Hand.

„Du bist ja so nachdenklich? Fehlt Dir was?“ fragte sie.

Er schüttelte den Kopf. „Nee!“

Die Tante ging hinaus, nach dem Essen zu sehen. Die Liebenden waren allein. Er zog sie an sich und

küßte ihren welligen Scheitel, ihre Stirn, ihren Mund. Das durch rosarote Schirme gedämpfte Licht der Lampen, die lauschigen Vorhänge, der weiche Teppich, die schwellenden Polster und Kissen und das Parfum ihres seidenen Kleides, — schwül umwob es ihn, kosend streichelte es seine Sinne. Heißer, inniger umschlang er sie und zog sie nieder auf den Polsterstuhl und hielt sie fest auf seinem Schooß. Und brennender wurden ihre Küsse.

Im Eßzimmer nebenan ging die Thür. Emmi sprang auf und rief: „Tante, bist Du da?"

„Ich bins, gnädige Frau", ließ sich Minnas Stimme vernehmen, „ich wollte man sagen, daß anjerichtet is."

„'s ist gut, wir kommen."

Bei Tisch hieb Jochen gehörig ein. Emmi freute sich über seinen urgesunden Appetit. Sie selbst aß fast gar nichts.

Die Tante beobachtete mit kritischem Blick sein Benehmen bei Tisch. Vornehm war es nicht. Natürlich aß er mit dem Messer. Und die Art, wie seine groben Hände Messer und Gabel benutzten, war weniger gewandt als kräftig. Aber das Feste, Zugreifende, Unbefangene und Unverlegene in seinem Wesen, das auch sie immer mehr empfand, wirkte auf sie versöhnend.

Ein Oh! der Ueberraschung aber entschlüpfte ihrem Munde, als er sich Rum zu seinem Thee goß. Er sah ihr munter ins Gesicht:

„Sie meinen woll" — mit der Tante sprach er hochdeutsch, weil sie platt nicht verstand —, „das that ich aus Versehen? Aber nee! Es war meine würkliche reelle Absicht!"

„Na, wenns Ihnen nur bekommt.“

„Was sollt es nich! Das is unsereiner gewennt — gewohnt.“

Emmi griff nach der elektrischen Klingel, deren Knopf in einer birnenförmigen Kapsel vom Gasarm an der Schnur herunterhing, mitten über dem Tisch und so bequem erreichbar. Das Mädchen kam mit neuen Tellern zu einem neuen Gericht.

„Allens is heutzutage elektrisch“, sagte Jochen, und er erklärte auf seine Art, daß ihn die Elektrizität besonders interessiere. Die wolle er studieren; die wäre auch vielleicht für die Fischerei von großer Bedeutung. Das elektrische Licht übe auf die Fische ja besondere Anziehungskraft, und schon damals, als er zuerst davon gelesen habe, wäre in ihm der Plan aufgetaucht: ob es nicht lohnen könnte, die Fahrzeuge mit elektrischen Lampen auszurüsten, oder von der Küste aus die See zu erleuchten und so beispielsweise den Heringszügen eine besondere Richtung anzuweisen. Natürlich sei das bisher nur ein Traum gewesen. Jetzt aber wolle er diesen Plan allen Ernstes prüfen. Und er erklärte weiter, daß er überhaupt die Maschinentechnik gründlich kennen lernen wollte, und ferner wollte er sich auch theoretisch, naturwissenschaftlich mit dem Leben, den Gewohnheiten, den Bedürfnissen der Meerestiere beschäftigen. Und wenn er dann seine Studien abgeschlossen hätte, dann ging es ans Werk und dann sollten die Göhrener was erleben!

Seine Augen flammten; sie lehnte den Kopf an seine Schulter und blickte stolz zu ihm auf.

Nach Tisch führten die Damen Jochen nach der für ihn gemieteten Wohnung. Es war drei Häuser von Emmis Villa, im zweiten Stock eines großen freundlichen Hauses. Die Vermietherin, Frau Baacke, eine alte, schüchterne Dame, die bessere Tage gesehen hatte.

„Hier, liebe Frau Baacke, bring' ich Ihnen meinen Verlobten, meinen Hans — Herr Jürgens", stellte Emmi Jochen vor, nachdem sie eingetreten waren.

„Sehr erfreut", hauchte die alte Dame und sie knixte tief. Er aber trat einfach auf sie zu und reichte ihr die Hand.

„Darf ich die Herrschaften ersuchen, mir zu folgen", lispelte sie dann und öffnete das für Jochen bestimmte Zimmer. Ein großer, altfränkisch, aber um so behaglicher und ohne Aufwand ausgestatteter Raum.

Jochen nickte befriedigt.

„Gefällt es Dir?" fragte Emmi.

„Ja, sihr!" —

Er vertrug sich aufs Beste mit seiner Wirtin, die sich freilich den Verlobten der vornehmen Frau Büsing ganz anders vorgestellt hatte. Aber sie machte sich keine besonderen Gedanken darüber; selbst dazu war sie zu diskret und zu ängstlich.

Viel Mühe hatte weder sie noch ihr Dienstmädchen von ihm. Am liebsten half er sich selber. Und oft auf die schnellste und ursprünglichste Art. Schmutziges Wasser goß er mehrmals einfach zum Fenster hinaus. Was sollte er da erst lange klingeln und Geschichten machen. Frau Baacke hatte es ein paar mal selbst gesehen, ein paar mal davon erfahren, aber ihm darüber nur die leisesten

Andeutungen zu machen — diese vielleicht mit der bescheidenen Frage einzuleiten, ob das Mädchen auch immer ordentlich für alles sorge, das brachte sie nicht fertig.

Seine derbe unbekümmerte Art machte auf sie, die immer Zagende, gewaltigen Eindruck, und sie hätte Furcht vor ihm gehabt, wäre er nicht so treuherzig dabei gewesen. So aber wurde ihr der Abschied ordentlich schwer, als er nach vierzehn Tagen auszog, um zu Frau Emmi als deren Ehemann überzusiedeln.

Jochen Jürgens, Fischer
Emmi Jürgens, verw. Büsing,
geb. Fehlandt.
Vermählte.

So war zu lesen auf den Heiratsanzeigen, die das Paar verschickte.

Das sieht ihr ähnlich! so urteilten die meisten von Emmis Bekannten. Einen Fischer! Den hat sie entweder aus bloßer Caprice genommen, oder sie ist fürchterlich verliebt. Na — sie muß ja selbst wissen, wozu und warum.

Auch Dr. Helms, der vor drei Wochen den Damen seine Aufwartung gemacht hatte, erhielt diese Anzeige.

Ueber ihre Fassung war erst von Jochen, Emmi und der Tante Rat gepflogen worden. Er seinerseits verlangte, daß er recht und schlecht als Fischer bezeichnet werde. Emmi widersprach nicht, die Tante aber machte behutsam verschiedene Bedenken geltend. Die fochten ihn aber nicht im geringsten an, im Gegenteil. Und seiner

Bestimmtheit konnte Emmi nicht widerstehen, mit einem entschiedenen „Ja, ja, ja!“ brachte sie alle Einwände der Tante zum Schweigen.

Und während Jochen sich jetzt fragte, ob diese rein äußerliche Angelegenheit wirklich den unerschütterlichen Ernst seiner Forderung verdiene, war Emmi ganz Feuer und Flamme für die Erfüllung seines Verlangens geworden, nicht nur weil seine schlichte Entschiedenheit sie hinriß, zugleich weil der Gedanke sie prickelte, was für Gesichter die Andern, diese „konventionelle Sippschaft“ dazu machen würden. —

Und nun waren sie Mann und Weib. In vollen Zügen genossen sie ihr Liebesglück.

Aber trotz der vielen Stunden seligen Sichvergessens blieb die Festigkeit, mit der sich Jochen seiner Aufgabe, seiner Berufsbildung zuwandte, ungeschwächt. Und je frischer seine Thatkraft, je herber seine Männlichkeit, die vom Leben noch mehr wollte als Liebe, sich offenbarte, umsomehr vertiefte sich Emmis weibliches Empfinden, das in der Liebe ihr alles fand.

Sie waren glücklich.

In der kurzen Zeit des Brautstandes hatte Jochen zunächst die vielen, wechselnden, ungewohnten, überraschenden und mächtigen Eindrücke, die das Berliner Leben ihm wahllos aufdrang, in seiner Weise zu ordnen und zu verarbeiten sich bemüht. Er faßte nicht besonders schnell auf. Auch sein Begriffsvermögen zeigte sich spröde und knorrig. Aber was er sich angeeignet hatte, das hielt er fest.

Emmi, die seine Begleiterin und Lehrmeisterin war, hatte auch hier an der Eigenart seines Wesens, das sie ihrerseits nun noch mit verliebten Augen ansah, so viel Freude, daß sie seine Naivetäten und Einfältigkeiten, die ihr bei anderen unleidlich gewesen wären, als Naturlaute mit innerem Jubel begrüßte. Und sie sagte ihm öfters, sie lerne mehr von ihm, als er von ihr, was er bei seiner Scheu vor irgendwelcher Abhängigkeit nur zu gern hörte.

Jetzt wollte er mit seinen elektrotechnischen Studien beginnen. Der Lehrer dafür war bereits gefunden. Ein Onkel von Emmis erstem Mann, Herr Kuhler — seine Freunde nannten ihn „Couleur" wegen seines kolorierten Gesichts, d. h. wenn er nicht dabei war —, der Direktor einer elektrotechnischen Fabrik, hatte sich bereit erklärt, Jochens Unterweisung auf diesem Gebiet zu übernehmen.

Das war brieflich geschehen. Zweimal hatte das junge Paar ihn nicht zu Hause getroffen. Für heute Abend nun hatte ihn Emmi zum Thee geladen, und er hatte zugesagt. Gegen seine Gewohnheit, wie er kurz und bündig schrieb, nur weil sie es wäre; und dabei bät' er sich aus, daß es kein Thee sei mit Weibern, sondern mit Rum — mit echtem Jamaica-Rum. Wenn außer ihr und der Tante noch Frauenzimmer dabei wären, käm' er nicht.

Nun war er da, der alte Knabe. Kein liebenswürdiger Gast. Bissig der Ausdruck seines cholerischen Gesichts, knurrig die kurzen Fragen und Antworten, die ausschließlich Emmi galten. Um Jochen kümmerte er sich fast gar nicht, so daß der alle Mühe hatte, seinen

Verdruß zu bemeistern. Der alte widerhaarige Bursche sollte sein Lehrer werden! Nun — wenn das nur gut ging!

Jochens Unmut fand ein Behagen darin, die Züge des alten Kuhler gemächlich zu mustern. Sein kahler Schädel, den ein Kranz struppiger Borsten umrahmte, die Bulldoggennase, deren Färbung gerade im Uebergang von Rot zu Blau begriffen ins Violette hinüberspielte, die als Buschklepper hinter dem Strauchwerk von Brauen lagernden verschmitzten Augen — das stimmte Jochen doch immer mehr zur Großmut. Wer so aussah, konnte nicht liebenswürdig sein.

Und dann kam er immer mehr dahinter, daß der Alte gar nicht so schlimm war wie sein Gesicht. Emmi wurde sehr gut mit ihm fertig. Sie ulkte ihn oft genug kräftig an, er ging mit grimmiger Selbstironie darauf ein. Während des sehr guten Essens aber suchte und fand er auch bei Jochen Anknüpfungspunkte, und als er gehörig satt war und ein halbes Dutzend Tassen steifen Theegrog hinuntergespült hatte, wurde er sogar im Verkehr mit ihm umgänglich und gesprächig.

Sie redeten über Jochens Studiengang. „Vor der Elektrizität nehmen Sie sich aber in Acht", sagte dann der Alte, „gehn Sie nicht zu dicht 'ran! Kucken Sie mal auf meine Nas! Das ist alles von der verdammten Elektrizität!"

„Macht die so'n Durst?" fragte Jochen kurz.

Ein verflixter Schlingel, dieser junge Kerl! dachte Kuhler. Aber verschnupft war er nicht darüber, im Gegenteil. Und er nahm die Gelegenheit wahr, schnalzte

mit der Zunge und sagte: „Nun sehn Sie 'mal an, das größte Geheimnis der Elektrizität haben Sie schon erfaßt! Riesigen Durst macht sie. Appropos Durst! Sag 'mal, Emmi, hast Du eigentlich noch von dem gelblackigen Château Margaux?"

„Gewiß, Onkel, ich hab' schon für Dich 'raufholen lassen."

„Das ist brav, Emmi. Du bist doch 'n relativ vernünftiges Frauenzimmer."

Nun mischte sich auch die Tante ins Gespräch.

„Das ist das erste mal, wo ich von Ihnen höre, daß Vernunft gewissermaßen auch bei Frauen zu finden ist."

„Himmel ja! Das überrascht mich auch."

„Gut, Onkel, daß Du Dich gebessert hast", erklärte Emmi und wehrte damit von vornherein einem boshaft-satirischen Erguß, zu dem er sich gerade zurecht setzte. „Wenn ich daran denke, wie Du damals warst!"

„Wann?"

„Als ich mich — zum ersten mal verheiratete."

Sie blickte Jochen forschend dabei an. Aber auf seinem Gesicht zeigte sich keine Wolke. Wie sollte es auch? Er empfand zu natürlich, als daß ihn sentimentale Eifersucht auf ihre Vergangenheit anwandeln konnte. Und nun erzählte sie: „Denk' Dir, Hans, als er die Heiratsanzeige bekam, schickte er seinem Neffen ohne ein begleitendes Wort als Hochzeitsgeschenk — einen Strick."

„Na, sagte das noch nicht genug?" knurrte der Alte unter befriedigtem Schmunzeln und schenkte sich ein neues Glas ein.

Emmi und die Tante ließen nicht nach, ihn an seine Bekehrung glauben zu machen, und schließlich gab er zu, daß er kein Weiberfeind mehr sei.

„Ja wißt Ihr, Kinder, das war so lange, als mir die Weiber zu schaffen machten!" erläuterte er diese seelische Wandlung. „Jetzt, wo mit mir das alles vorbei ist" — die Augen der Tante wurden ängstlich — „wo ich vom Weibe nichts mehr zu hoffen und zu fürchten habe, jetzt hat die liebe Seele Ruh'. Und jetzt hab' ich überhaupt erst Freude von meinem Leben, da das ewige Rumlaufen mit heißen Wallungen aufgehört hat! Gott sei Dank, daß das hinter mir liegt! Jetzt wirds erst schön."

Auch ein Standpunkt, dachte Jochen. Die Tante aber brachte die Rede schnell auf einen anderen Gegenstand. Und so plauderten sie noch eine Weile lebhaft über dies und das, bis der alte Direktor aufbrach.

Draußen knurrte er noch einmal das Dienstmädchen an, als sie ihm den Ueberzieher anhalf und er nicht gleich in die Aermel kam. „Himmel, wer hindert mich denn da, meinen Rock anzuziehen!" Aber Minna ließ sich nicht verblüffen. Und beim Thüraufschließen bekam sie ihre zwei Mark. Sie war schon mit den Eigentümlichkeiten des Herrn Direktors vertraut, auch mit dieser letzten. —

Gleich am andern Tage suchte ihn Jochen, wie das abgemacht war, in seinem Bureau auf. Es war gegen zwei, zu der Zeit, wo er geschäftlich am wenigsten zu thun hatte.

Knurrig und brummig empfing er seinen Besuch. Hätte Jochen seine Art nicht gekannt, er wäre gleich wieder

umgekehrt. Und dann ging der Alte mit gewissem zornigem Eifer sofort ans Werk.

Er hatte auf seinem Bureau verschiedene kleine betriebsfähige Modelle von Dynamomaschinen mit Beleuchtungsapparaten. Eine der Maschinen setzte er in Thätigkeit. Und ohne sich mit vorbereitenden Einleitungen aufzuhalten, redete er zu seinem Schüler von dem Zusammenhang zwischen Magnetismus und Elektrizität, was Jochen aber bei seinem Mangel an jeglicher Vorbildung höchst spanisch vorkam.

„Haben Sie das verstanden?“

„Nee!“

Kuhler fing nochmal an. Als er dasselbe wiederholt hatte, fragte er zum zweiten mal: „Haben Sie's nun begriffen?“

„Nee!“ sagte Jochen ganz entschieden. Er wollte noch etwas hinzufügen, aber jetzt wurde der Direktor abgerufen und Jochen blieb mit seinen Betrachtungen allein.

Er war nicht mutlos, aber ärgerlich. Das war ein schöner Unterricht. Ihm fehlte ja die Grundlage, der Zusammenhang mit dem, was ihm da vorgeredet wurde. Sein Lehrer mußte tiefer anfangen. Der Alte kam zurück. Freundlicher sah er nicht aus.

„Na, denn muß ich mit dem Rummel wohl noch 'mal loslegen.“ Und er hielt seinen Vortrag zum dritten mal. „Wenn Sie's aber nu nicht verstehen . . .!“

„Nee, ich versteh' das nich, das . . .“

„Dann müssen Sie aber ein mörderliches Rindvieh sein!“

Jochen stand einen Augenblick starr, als hätte er nicht recht gehört, dann schoß ihm das Blut in die Schläfen, dicht trat er vor den Alten hin, hielt ihm die Faust unter die Nase und rief:

„Wenn Se nich so'n ollen Theeketel wier'n, denn geew't jetzt Buulen!“

Kuhler wich erschreckt zurück. Ein doller Kerl, dieser Fischer! Er imponierte ihm. Seine Fassung hatte er bald wieder: „Donnerwetter! Sie sind ja ein ungemütlicher Kunde! Rindvieh — das sag' ich zu jedem meiner Bureaubeamten. Na, wenn Sie's nicht vertragen können! Und ich — ich bin also 'n alter Theekessel“ — fügte er mit seinem knurrenden Lächeln hinzu — „und bald hätt' es Beulen gegeben — Himmel und Wolkenbruch — na, lieber nicht!“

„Wenn Ihnen das nich paßt, daß ich herkomm', dann hätten Sie das ja man gleich ordentlich sagen können!“

„Gewiß paßt es mir! Nu seien Sie man bloß nicht ungemütlich! Ich glaub, wir werden uns verstehn. So 'ne kleine Reibung — das gehört zur Elektrizität.“

Der Alte gab ihm die Hand, Jochen ergriff sie schnell. Der Friede war geschlossen.

„So wird das aber nix mit 'm Lernen“, sagte Jochen dann. „Ich muß fragen. Anders gehts nich.“

Und nach dieser Methode kamen sie schon am ersten Tage zu einem Ergebnis.

Viel war es freilich nicht, was er nach Hause trug. Aber Emmi war doch manches von dem, was er gesehen und gelernt hatte, unbekannt. Er freute sich, sie belehren zu können, und durchs Lehren lernte er weiter,

wenn auch nur neue Fragen in ihm auftauchten, nach deren Lösung er Verlangen trug. Emmi aber hörte ihm gern zu.

Es hatte schon Stunden gegeben, wo ihr der Geschmack nach prickelnder Unterhaltung stand. Seine langsame Gediegenheit hielt nicht Schritt mit der Beweglichkeit und Regsamkeit ihrer Gedanken, von denen dazu noch viele außerhalb seiner Sphäre kreisten. Sie hätte sich dann und wann einmal geistig austollen mögen.

Aber ganz flüchtig kam und verschwand dieser Wunsch, ein huschender Schatten. Sie hatte ja eine ganze Welt an ihrem Hans, auch an seiner geistigen Eigenart. Und nun erst sein Kuß, seine Liebe . . .!

Allerdings, etwas lebhafter und gewandter hätte er sein können. Und seine Unerfahrenheit und Naivetät konnte in einzelnen Fällen doch störend sein. Nur, daß sie niemals den Eindruck der Hilflosigkeit hervorrief. Nie war er verlegen oder gar mutlos, und das war ja eben das Prächtige an ihm. Ein ganzer Mann! Danach hatte sie sich ja immer gesehnt. Und sie war ja zuweilen sogar besorgt, er könnte von seiner Ursprünglichkeit, seiner Schwerfälligkeit, seiner Herbheit und Entschiedenheit etwas einbüßen, es könnte sich hier in Berlin Halbheit, Oberflächlichkeit, Zerfahrenheit in sein Wesen einnisten, er könnte dem Schein opfern, Geschmeidigkeit und Gefügigkeit lernen —

Wie kam sie nur darauf? War es der übergroße Wert ihres Besitzes, was die Sorge, etwas davon einzubüßen, in ihr erregte? Oder hatte er wirklich Anlage dazu, dem konventionellen Getriebe auf Kosten seines

inneren Wesens Zugeständnisse zu machen? Es war ihr, als höre er sich gerne loben, als könnte er zu Eitelkeiten neigen. Und wie er sich allmählich die städtische Kleidung zu eigen machte —

Nein, nein, nein! Was sollten diese Phantasien! Flüchtige Gedanken — huschende Schatten — —

In die „Gütergemeinschaft", die von Emmi gleich eingeführt war, hatte er sich bald gefunden. Seine Bedenken wurden immer geringer, Emmis Zartgefühl und Hingebung ließen die Scheu vor Abhängigkeit nicht mehr in ihm aufkommen.

Sie hatte ihm die Schlüssel zum Geldschrank übergeben, die Verwaltung und Buchführung in seine Hände gelegt. Rechnen war immer seine starke Seite gewesen, und er widmete sich diesen Geschäften mit besonderer Freude.

Wenn sie Geld brauchte, mußte sie ihn darum ersuchen. Das hatte erst für sie einen großen Reiz. Dann gab es aber Augenblicke, in denen sie es als Zwang empfand. Nahm er nicht manchmal geradezu die Miene eines Vormundes, eines Kontrolierenden an, wenn sie größere Summen für sich haben wollte?

Dann trat ihr ins Bewußtsein, wie stolz und spröde er sich früher gegen ihr Besitzthum verschlossen hatte, wie ihr Geld ihm Beklemmungen machte, wie er aus innerstem Herzen wünschte: ich wollte, Du hättest nichts und kämest zu mir, wie Du bist.

Das war jetzt anders.

Natürlich! Es sollte und mußte doch so sein, wie es war! Was ihr auch für Ideen kamen!

Flüchtige Gedanken — huschende Schatten — —

Die Liebe blieb. —

Die Tante, welche das obere Stockwerk der kleinen Villa bewohnte, hatte Geburtstag. An diesem Tage pflegte sie eine kleine Gesellschaft zu geben, für die Emmi ihre Räume zur Verfügung stellte. Mit müder Hartnäckigkeit hielt Tante Alma an solchen Gewohnheiten fest. Sie dachte nicht daran, daß es in diesem Jahre anders sein könnte. Und Emmi war durchaus damit einverstanden, daß es blieb wie es war. Lockte sie die Unterhaltung oder reizte sie der Gedanke, mit Jochens Person die Gäste zu verblüffen? Beides beschäftigte ihre Phantasie.

Auch Dr. Helms erhielt eine Einladung. Und er war der Erste, der sich einstellte. Er trug etwas wie überlegene Resignation zur Schau, war nicht nur äußerst artig gegen die Damen, sondern auch sehr rücksichtsvoll und aufmerksam gegen Jochen und enthielt sich, wenigstens zu Anfang, aller doktrinären Ergüsse und Geistreicheleien.

„Wie gefällts Ihnen denn in Berlin, Herr Jürgens?“ fragte er.

„O — gut! Man bloß, daß es noch so viel giebt, was mir fremd is.“

„Das wird sich ja geben.“

„Das wirds. Ich muß alles verstehn. Ich laß das alles so eben an mich 'rankommen.“

„Das ist die beste und sicherste Lernmethode. Aber sagen Sie mal, Herr Jürgens, haben Sie nicht dann und wann Heimweh nach Ihrer See?“

„Heimweh? Das woll nich. Aber manchmal denn zuckts mir so in den Knochen — arbeiten möcht' ich — Segel aufsetzen, Netze aufziehn — un denn — ja — die See! Erst wenn man von ihr weg is, denn merkt 'n erst, wie schön daß sie is — und wie es auf ihr is, so schön un so frei!"

„Nicht wahr, in Göhren selbst ist Ihnen das nie so recht zum Bewußtsein gekommen?"

„Ich glaube nich."

Dr. Helms machte jetzt Miene, an diesem verpflanzten Fischer weitere ethnologische Beobachtungen anzustellen, als neue Gäste kamen. Ein Polizeilieutenant und ein Bankbuchhalter mit ihren Frauen, die Schwestern und Verwandte von Tante Alma waren.

Sie sahen Jochen heute zum ersten mal. Mit großen Augen und unverhohlener Neugier blickten die beiden Damen ihm ins Gesicht. Größere Gelassenheit und Zurückhaltung legten die Herren an den Tag. Jochen aber bewahrte seinen herben Gleichmut.

Es erschienen dann noch zwei ältere Damen, Fräulein Windelband und Frau Kunzendorf, Erstere hager und eckig, Letztere von ganz gewaltigem Leibesumfang, übrigens dieselbe, der das Abstauben in Emmis Salon Kopfschmerzen machte.

Die Gesellschaft war vollzählig.

Als Tischnachbarn hatte sich Emmi Dr. Helms ausgesucht; Jochen saß neben der Frau Polizeilieutenant, zu seiner Linken hatte er Frau Kunzendorf.

Seine Tischdame war mit einem gesegneten Mundwerk begabt. Sie redete fast ohne Unterlaß, und liebens-

würdig, wie sie war, überhob sie Jochen der Mühe, ihre tausend und ein Fragen zu beantworten, indem sie es selber that.

Er hörte bald nicht mehr, was sie sagte, zumal am ganzen Tisch eine lebhafte Unterhaltung entbrannt war. Emmi sprach sehr angeregt mit Dr. Helms. Oft ruhten Jochens Augen auf ihr. Auch Tante Alma plätscherte mit in der Flut der Konversation. Einsilbig und still waren nur Jochen und seine Nachbarin zur Linken, Frau Kunzendorf.

Die gute Dame hatte genug mit dem Essen zu thun — und mit dem Lachen, das für sie keine Kleinigkeit war. Der Bankbuchhalter, ein Vollblut-Berliner, machte ab und zu einen seiner blutigen Kalauer, die ihr Zwerchfell besonders kitzelten. Dann hatte Jochen in nächster Nähe den eigentümlichen Anblick, wie sich allmählich das viele Fleisch in lachende Bewegung setzte — und dann noch immer lachte und schmunzelte, wenn ihr Auge längst wieder ernst blickte oder gar über einen Vorgang sich ungehalten äußerte. Ihm kam das sehr spaßhaft vor, und er mußte oft laut mitlachen.

„Nicht wahr, Herr Jürgens, Sie sind Fischereibesitzer?“ fragte jetzt die Frau Polizeilieutenant.

Er hörte es nicht. Aber das Gespräch ringsum war gerade in ruhige Bahnen eingelenkt, und alle spitzten die Ohren.

„Sie sind Fischereibesitzer, Herr Jürgens?“

„Ich? Nee, ich bin 'n ganz gewöhnlichen Fischer.“

Sie hörten es alle. Emmi sah ihn an. Als seine Augen die ihren trafen, nickte sie ihm zu.

Bedurfte es dessen! Brauchte er von ihr eine Anerkennung dafür, daß er die Wahrheit gesagt hatte? Nein, er gewiß nicht. Aber sie schien es zu brauchen, ihr mußte wohl diese Zustimmung ein Bedürfnis gewesen sein. Er machte sich seine Gedanken darüber.

Und dann beschäftigte es ihn, wie Emmi so angelegentlich und interessiert mit Dr. Helms plauderte. Er konnte nicht plaudern. Ihm war die Unterhaltungsgabe versagt. Er paßte ja auch nicht hinein in diese Gesellschaft.

Aber das war ihm nicht leid. Keineswegs. Und sie imponierten ihm durchaus nicht mit ihrem Gerede und Gethue. Was sie waren, war er noch alle Tage.

Aber er stellte doch aufs Neue Vergleiche an zwischen sich und ihnen. Aus seinem Selbstbewußtsein begannen Auswüchse der Eitelkeit zu keimen.

Pa! Schließlich ließ sich das doch alles lernen, wenn er wollte. Wollte er aber überhaupt?

Er hatte sonst in diesen Räumen, so lange er hier war, die erste Rolle gespielt. Heute war es nicht so. Er empfand es wie eine gelinde Kränkung.

Und dazu überflutete das Parfüm dieser Gesellschaft, der bestechende Glanz ihrer Worte, der gleißnerische Schein ihrer Formen und ihrer Künste betäubend und reizend zugleich seine Sinne.

Es wurde nach Tisch Klavier gespielt, gesungen und gesprochen über dies und das. Auch von der Liebe. Aber sie sprachen von ihr blasiert, übersättigt — wie man vom verdorbenen Magen spricht. So wenigstens erschien es ihm und auch Emmi, die sich an dieser Unterhaltung

nicht beteiligte. Oft blickte sie zu Jochen hinüber, heiß und verständnisinnig. Sie Beide — Sie Beide ganz allein wußten, was Liebe sei — aber sie redeten nicht darüber.

Und von der Liebe ging es zur Ehe. Dr. Helms hielt einen längeren Vortrag, in dem er die Beziehungen zwischen Ehe und Liebe erörterte. „Meistens aber" — so erklärte er — „ist die Ehe eine Lösung, — eigentlich eine Fesselung — die gewaltsam in das Liebesleben hineingreift — die dea ex machina im Liebesdrama -- "

„Det is die Küchenfee", fügte in seinem trockenen Ton der Bankbuchhalter hinzu, dessen Finger in leisen Phantasien über die Tasten glitten.

„Wie meinen Sie das?" fragte Dr. Helms, der von dieser Störung nicht eben freudig überrascht innehielt.

„Na — dea ex machina: die Jöttin von der Maschine —!"

Alle lachten, nur Jochen nicht, der den „Witz" nicht verstand.

Auch Emmi amüsierte sich, dann aber schweiften ihre Blicke zärtlich zu Jochen hinüber, der vereinsamt dasaß, und ihr Temperament begann Vergleiche zu ziehen.

Er war doch die einzige Persönlichkeit in diesem Kreise. Bloße Typen die Andern!

Bei dem Einen verwässerte sich das Empfindungsleben in geistreiche Tiraden, in alexandrinisches Theoretisieren, der Andere that die Gefühlsprobleme mit einer schnoddrigen Redensart ab. Typen der Gesellschaft, wie sie ihr überall entgegengetreten. Und als Dritter im

Bunde dieser Herr Polizeilieutenant, der nur das Oberflächlichste sagte, weil er fürchtete, der Staat käme in Gefahr, wenn er mehr aus sich herausging, eine penible Strebernatur, die Seele gekrümmt wie ein Paragraphenzeichen, ein Beamter, dessen Gedanken und Empfindungen es sich zur Ehre anrechneten, ausschließlich Gedanken und Empfindungen seines Chefs zu sein.

Ueberall hier das Individuelle verblaßt und verkümmert — bei Jochen dagegen blühend und strotzend in frischer Kraft.

Wie gerne hätte sie jetzt an seiner starken, stolzen Brust geruht! —

Dr. Helms hatte darauf verzichtet, seine Rede kunstvoll abzuschließen. Die Frau Polizeilieutenant zog mit schnippischer Beredsamkeit jetzt Jochen ins Gespräch.

„Sie sagen ja gar nichts! Wie denken Sie denn nun eigentlich über Liebe und Ehe? Wie?“

„Darüber spricht man nich.“

„O — erlauben Sie 'mal — wir haben ja doch eben noch darüber gesprochen, dächte ich. Sie freilich, Herr Jürgens, Sie scheinen überhaupt das Wort zu verachten, Sie haben auch vorhin gar nicht geredet — warum sagen Sie eigentlich nichts?“

„'s is besser, man sagt nichts un is still, als daß man nichts sagt un viele Worte macht.“

Sie fühlten sich alle getroffen. Am meisten die Frau Polizeilieutenant. „'s ist 'n Flegel!“ dachte sie, und sie gab sich nicht mehr mit ihm ab. Emmi war selbst ein wenig erschreckt, und mit verdoppelter Liebenswürdigkeit stellte sie das Gleichgewicht wieder her.

Er bemerkte ihre Bemühungen wohl. Und wenn sie ihm auch verstohlen zunickte — lieber wäre es ihm gewesen, sie hätte ganz offen mit ihm die Gesellschaft an die Luft gesetzt.

Auch sie sehnte sich immer mehr danach, mit ihm allein zu sein. War es das viele Reden von der Liebe oder seine neue rücksichtslose Kraftäußerung, was ihr Blut in heißere Wallung brachte?

Als die Gäste gegangen waren, schmiegte sie sich zärtlich auf seinen Schooß.

Am andern Tage, beim Frühstück, als Jochen wortkarg an ihrer Seite saß, kam es ihr in den Sinn und auf die Zunge, daß die Gesellschaft alles in allem doch recht anregend gewesen sei. Namentlich der Dr. Helms wäre doch ein interessanter Mann. Jochen machte dieses Bekenntnis nicht gerade gesprächiger. Und ihr wurde es immer klarer, daß ihre geistige Lebendigkeit reizvoller Unterhaltung bedürfe. Natürlich nur dann und wann. Aber so ganz ohne das ging es doch nicht!

Jochen setzte beim alten Kuhler ohne Unterbrechung seine Studien fort. Langsam aber sicher ging er seinen Weg.

Mit seinem Lehrer vertrug er sich jetzt aufs Beste. Und wenn sie sich dann und wann anknurrten, so diente das nur zur Befestigung ihres guten Einvernehmens.

Der träumerisch-phantastische Zug, der bei Jochen zuweilen leuchtend die Schroffheit und Nüchternheit seines geistigen Wesens durchbrach, äußerte sich hier mehr als anderswo und entschädigte den Alten öfters durch aben-

teuerlich-kühne Erfinderideen für die Schwierigkeiten, die ihm die systematische Unterweisung des „pommerschen Dickschädels“ machte.

Vorwiegend beschäftigte sich Jochens Einbildungskraft mit der Verwertung von Kräften, die im Menschenleben nutzlos vergeudet werden. Die vielen Leute, die in den Straßen Berlins herumlaufen — könnte man die Arbeit ihrer tretenden Beine, den Druck ihres Gewichtes nicht der Elektrizität dienstbar machen? Er dachte sich das Pflaster aus leicht beweglichen, federnden Platten bestehend, die das Gehen nicht sonderlich erschweren, nach einiger Gewöhnung es sogar erleichtern könnten und würden. Der Druck müßte dann weiter auf unterirdische, in Tunnels aufgestellte Maschinen übertragen, von ihnen gesammelt und in Kraft umgesetzt werden.

Mit Einzelheiten dieser und ähnlicher Entwürfe ließ sich seine Phantasie nicht ein; ihm fehlte es zu sehr an Zusammenhängen, an mechanischen Kenntnissen und Erfahrungen. Der Alte aber hatte, wenn solche Projekte auch seinem praktischen Ermessen als Phantastereien erschienen, doch seine Freude daran. Er ließ sich gern von Jochen etwas vorphantasieren, wozu dieser freilich nicht immer aufgelegt war. Aber das lebhafte Interesse und die unverhohlene Anerkennung, die er dafür bei dem Alten fand, gaben seinem Selbstbewußtsein neue Nahrung.

Emmi erschien es oft, als brächte er etwas besonders Herrisches aus diesen Stunden mit heim, und sie war geneigt, das dem Einfluß des groben alten Onkels zuzuschreiben, der in der Fabrik nicht selten den Tyrannen hervorkehrte, der vor allem aber dem zarten Geschlecht

gegenüber nicht die geringste Rücksicht walten ließ. Und sie war gar nicht damit einverstanden, daß diese in gewisser Hinsicht wahlverwandten Männer auch abends beim Bier zusammentrafen.

Häufig geschah es nicht, und Jochen blieb auch immer nur wenige Stunden von Hause fort, stets war er zur rechten Zeit wieder daheim. Aber sie hätte doch gewünscht, daß er, wenn er sie schon allein ließ, sich beim Abschied, bei der Rückkehr aufmerksamer und feinfühliger gegen sie zeigte. Daß er es bedauerte, sie nicht mitgenommen zu haben, daß er daran dachte, wie sie sich allein langweilen mußte, darauf wartete sie umsonst.

Wie er es das erste mal überhaupt fertig brachte, am Abend, wo es gerade zu Hause am traulichsten wird, so ohne Weiteres allein seiner Wege zu gehen! Seine Selbständigkeit konnte doch etwas Verletzendes haben.

Freilich, wenn er dann zurückgekommen war und er sie auf seinen Schooß nahm, dann traten nur süße Worte über ihre Lippen. Und dann war sie ganz Hingebung, ganz Liebe.

Und gerade die zehrende Glut ihrer Liebe war wohl mit schuld daran, daß sie so zur Reizbarkeit neigte, jetzt mehr als je. —

„Mutting, hat das aber wieder 'n bischen fein geschmeckt", sagte Jochen nach dem Mittagessen, und er rekelte sich unbändig in der Sofaecke. Emmi, die heute besonders nervös-feinfühlig war, fand das unleidlich. Aber ihre Andeutungen wirkten nicht, und weiter mochte sie nicht gehen. Jochen ließ sich auch durch das Erscheinen des Dienst-

mädchens, das Emmi zum Abdecken hereinklingelte, nicht in seiner Bequemlichkeit stören.

Emmi musterte ihn, wie er sich so dehnte. „Ich glaube, Jochen, Du wirst dick.“ Dieser Gedanke erhöhte ihre Stimmung nicht gerade.

„Ach wat!“ sagte er und klopfte sich auf die Weste, „ich hab' mich man bloß heut so dickgefressen!“

Das war für sie heute des Guten zuviel. Sie wünschte gesegnete Mahlzeit und ging in den Salon. Hier setzte sie sich mit einem Buch in den Schaukelstuhl, aber sie las nicht; sie erwartete, er würde ihr nachkommen. Er mußte doch fühlen, daß er sie verletzt hatte! Aber er kam nicht.

Dafür hörte sie alsbald vom Eßzimmer her seine tiefen regelmäßigen Atemzüge herüberrauschen. Sie stand auf und trat in die Thür: er war in der Sofaecke fest eingeschlafen.

Sie mußte sich Thränen verbeißen.

Dieser Tag brachte die ersten Schatten anhaltender Mißstimmung. Am Nachmittag wollte Jochen zu Kuhler in die Fabrik. Ehe er fortging, sagte er seiner Frau, er würde auch wohl am Abend nicht zurückkommen; der Alte hätte ihn gebeten, den Abend mit ihm zu verbringen, er habe noch nicht fest zugesagt, aber er sei jetzt entschlossen, in Berlin zu bleiben.

Emmis Verstimmung, die er wohl empfand, über deren Grund er sich aber nicht ganz klar wurde, beachtete er absichtlich nicht.

„Und was soll ich denn allein den ganzen langen Tag anfangen?“

„Jä Kind, das mußt Du doch woll selbst am besten wissen.“

„Ich werde ins Theater gehen.“

„Wat denn? Ohne mich?“

„Nun, Du gehst ja doch auch ohne mich.“

„Das stimmt, aber — — na thu, was Du nicht lassen kannst.“

Er hatte seine besonderen Erwägungen dabei. Nicht als ob er engherzig über die Frauenrechte gedacht hätte. In seiner Heimat, wo die Frauen schwer arbeiteten und mehr als eine ihren Mann stand, war ihre Kraft geschätzt, ihre Stellung würdig, ihre Selbständigkeit geachtet. Hier aber drängte sich ihm die Frage auf: wie ist dein Verhältnis zu ihr? Wie ist es mit deinen Rechten bestellt, wie mit ihren? Du hast ihr etwas zu verdanken — fordert das von dir besondere Rücksicht, besonderen Verzicht?

Rücksicht — Unfreiheit . . . .

Es war die alte Empfindung, die ihn überkam, für Augenblicke unabweisbar. Aber schneller als vormals ward er dieses Gefühles Herr. Mit seinem Kraftbewußtsein und seinem Trotz einigte sich jetzt zum Kampf dagegen noch seine Bequemlichkeit.

Während in ihm die letzten Regungen schattenhaft zerflatterten, nahm er Abschied von ihr — weniger zärtlich als sonst, weil noch mit seinem Innern beschäftigt.

Als er fortging, schwankte sie, ob sie ihn nicht zurückrufen sollte, ihm sagen, daß sie nicht ins Theater gehen würde, wenn es ihm nicht lieb wäre.

Aber das Bewußtsein, daß sie in ihrem Recht, durchaus in ihrem Rechte sei, hielt sie zurück und erregt stampfte sie mit dem Fuß auf.

Sie hatte ihn wohl verletzt — aber wenn auch! Er war noch viel weniger rücksichtsvoll und schließlich — er würde nur um so zärtlicher zu ihr heimkehren!

Eine Weile blickte sie nachdenklich ins Weite, und dann ging sie zur Tante hinauf.

Und abends ging sie mit ihr ins Theater. —

Es gab ein anregendes Stück, das sie interessierte, und dazu fand sie angenehme Gesellschaft — mehrere Bekannte, die von ihrer Wiederverheiratung nichts wußten. Sie sprach auch nicht mit ihnen darüber. Aber ihre Gedanken schweiften oft zu ihrem Jochen, und so lebhaft sie plauderte, sie hatte doch die Empfindung, daß ihr etwas fehle. Sie gehörte nur halb zu der Gesellschaft.

Halb? Doch halb?

Nun ja, sie gewährte ihr doch immer etwas, was sie brauchte — geistige Anregung, prickelnden Reiz, in ihrer Sprache, ihrer Art, die sie nicht ganz verleugnen konnte — und auch nicht wollte. Als ihre Umgebung über einen Witz von ihr hellauf lachte und ein galanter junger Herr, ehe sie auf ihren Platz ging, ihr feurig die Hand küßte, wurde ihr das deutlich bewußt.

Dann aber, als ein zärtlicher Auftritt ihre Sinne gefangen nahm, stürmten ihre Gedanken zu ihrem Hans. Wie freute sie sich auf seine Rückkehr nach Hause! Dann würden ja all die dummen Nichtigkeiten, die ihnen den heutigen Tag getrübt hatten, vergessen sein! Sie hatten sich ja so lieb!

Inzwischen saß Jochen mit dem alten Kuhler und noch ein paar Herren beim Bier. Der eine von ihnen, Ingenieur unter Kuhlers Leitung, war in der Gegenwart seines Chefs wortkarg und zurückhaltend, und der andere sagte auch nicht viel. Dieser, ein hagerer Duckmäuser, aber eine durstige Seele, war seines Zeichens Besitzer einer großen Korsetthandlung. „Den langweiligen Kerl mit dem interessanten Geschäft“, nannte ihn Kuhler. Oder auch: „den schweigsamen Bewahrer süßer Geheimnisse“.

Kuhler und Jochen führten also das große Wort. Erst ließ Jochen eine neue Erfindung vom Stapel, und der Direktor klopfte mit der Faust auf den Tisch und erklärte, der Jürgens wär' doch ein famoser Kerl, ein doller Kerl!

Er sorgte nach Kräften dafür, daß Jochens Selbstbewußtsein nicht nachließ.

Und dann kam natürlich die soziale Weltverbesserung aufs Tapet und mit ihr die Frauenfrage.

Kuhler sprach hier das große Wort: An der Gefühlsverengung des Weibes wäre nichts mehr schuld, als das Korsett. Und auf die Arbeitsfähigkeit der Frauen wirke es nicht weniger lähmend. Die Lösung der Frauenfrage sei identisch mit der Lösung der Schnürbänder.

Kuhler war die Frauenfrage so gleichgiltig, wie die Frauen selbst. Er wollte nur den „Korsettfritzen“ ein wenig in Harnisch bringen. Aber der blieb unerschüttert. Er meinte ruhig: „Man immer los! Je mehr auf die Korsetts jeschimpft wird, um so besser für sie — und für mich.“

Es dauerte nicht lange, da waren Kuhler und Jochen allein.

„Saufen ist das Allerbest'", sagte der Alte, „für mich wenigstens. Ich bin so 'ne olle Zementnatur, ich werd' erst fest und hart, wenn ich gehörig durchgefeuchtet bin."

„Na, noch ein Glas", meinte Jochen zustimmend.

„Hat Mutter nicht mehr erlaubt?"

„Erlaubt? Das wär' denn doch noch besser!"

Jochens Gedanken waren oft bei ihr gewesen diesen Abend. Jetzt eben noch hatte er erwogen, daß es wohl Zeit für ihn wäre, aufzubrechen. Das Theater mußte schon aus sein, eigentlich hätte er sie doch abholen sollen — so aber wollte er wenigstens bald nach ihr heimkommen.

Doch nun stieg ihm Kuhlers Bemerkung in die Krone. Von ihm konnte er so was am wenigsten vertragen — von ihm, der sonst nicht müde wurde, seine Kraft und sein Kraftbewußtsein zu beweihräuchern. Jochens Empfindlichkeit war verletzt, Eitelkeit ward in ihm rege. Er dachte nicht mehr an Emmis Enttäuschung und Sehnsucht. Und Kuhler hatte einen ausdauernden Zechgenossen. —

Ob er Dich abholt? fragte sich Emmi, als sie aus der Theatergarderobe trat. Und im Vestibül und vor dem Hause blickte sie sich lange forschend um. Er war nicht da. Gewiß ist er schon daheim! tröstete sie sich. Und hoffnungsvoll betrat sie ihr Haus.

„Mein Mann ist wohl schon hier?" fragte sie Minna.

„Nein, gnädige Frau.“

„Nein? — — Na, dann muß er ja jeden Augenblick kommen.“

Karg war bei Tisch die Unterhaltung zwischen ihr und der Tante. Sie war verstimmt, daß er noch immer nicht kam; dann wurde sie unruhig und traurig und dann ärgerlich, und diese Empfindungen wiederholten sich in buntem Wechsel. Tante Alma war müde und gähnte. „Bleibst Du noch auf?“ sagte sie zu Emmi. „Ich geh' schlafen.“

„Ach bleib doch noch — — aber wie Du willst! Nein! Geh nur!“

„Gut' Nacht!“

„Gut' Nacht!“

Die Tante wußte wohl, was in Emmi vorging. So spät war er noch nie nach Hause gekommen. Aber was sollte man da sagen? Ein mal mußte das erste sein. Und es würde noch oft genug passieren! — —

Hab' ich ihm weh gethan? Hat es ihn verletzt, daß ich ins Theater gegangen bin, — allein, ohne ihn? Aber das wäre doch kleinlich! Ganz abgesehen davon, daß ich in meinem Recht war! Ganz einverstanden ist er wohl nicht damit gewesen. Aber gekränkt sollte er sich dadurch fühlen? Das paßt nicht zu meinem Jochen! Und noch kleinlicher wär' es, wollte er mich dafür strafen — wenn ich mich überhaupt strafen ließe!

Sie wollte es sich nicht zu Herzen nehmen und pfiff vor sich hin

Er wird auch was anderes thun, als Trübsal blasen. Gewiß ist er in vergnügter Gesellschaft. Und sie gönnte

es ihm ja auch! Sie war gewiß die Letzte, ihren Mann durch Forderungen der Empfindsamkeit einzuengen.

Sie wollte auch zu Bett gehen und begab sich ins Schlafzimmer.

Dreiviertel Zwölf schon! Rücksichtslos war es doch von ihm! Das hatte sie nicht um ihn verdient! Er war hartherzig! Seine Zärtlichkeit war im Schwinden begriffen — —

Es durchschauerte sie — und dann lachte sie sich aus! So sentimental zu werden! Wenn der Mann einmal eine Stunde länger ausbleibt! Aber — wenn nur das nicht am Tage vorhergegangen wäre, die Verstimmung, der kalte Abschied — —

Oder sollte ihm gar etwas zugestoßen sein! Ihr Herz schlug ängstlich. Sie hatte Mühe, sich zu beruhigen. Wie nervös sie doch war! Sie wollte sich beherrschen. Sie wollte schlafen. Er sollte nicht merken, wenn er nach Hause käme, was sie um ihn ausgestanden hatte.

Wenn er nur erst käme! Der Schlaf blieb ihr versagt. Wach lag sie da und lauschte auf das leise Ticken ihrer Uhr, wie Sekunde um Sekunde verrann. Sie wollte sich nicht ängstigen, sich nicht sorgen, nicht traurig sein. Sie hypnotisierte sich durch das gleichmäßige Tick-tack, das sie nur bei aller Anspannung des Gehörs vernahm, und geriet in eine Apathie, von deren Dauer sie selbst nichts wußte — —

Da — schwer fiel die Hausthür ins Schloß. Das mußte er sein. Sie horchte auf: War das sein Schritt, so schwer, so stampfend? Und jetzt kam es durchs Eß-

zimmer, und jetzt durch die Wohnstube, und jetzt lastete es polternd an die Schlafstubenthür.

Und nun ging diese auf und — sie sah es beim Schein der Nachtlampe — Jochen trat herein. Sehr gemessen war sein Schritt und dröhnend laut; die Beine stießen auf, als hätten sie etwas festzurammen. Starr war sein Auge auf die Nachtlampe gerichtet. Sie erkannte sofort, daß er zu viel getrunken hatte.

„Jochen! Hans!“

„Na — ja!“ brachte er schroff abgebrochen über die Lippen.

„Was ist Dir? Bist Du nicht wohl?“

„Na — ja!“ Er hütete sich, viel zu sprechen. Und behutsam stelzte er zu ihrem Bett, ließ sich dann schwer auf den Bettrand nieder und öffnete die Arme: „Gu'n Nacht — mien — Sööting.“

„Laß nur!“ wehrte sie ab und erschreckt blickte sie in seine stier-glänzenden Augen. „Geh schlafen! Soll ich Dir helfen?“

Sie machte Miene aufzustehen.

„Nee — nee — nee!“ stieß er mit Nachdruck hervor. Und dann erhob er sich und stampfte auf den Stuhl vor seinem Bett zu, setzte sich hier nieder und entkleidete sich. Die Stiefel machten ihm am meisten Schwierigkeit. Er schleuderte sie zur Strafe mit aller Kraft mitten ins Zimmer, daß die Dielen krachten. Und nach einiger Zeit lag er in den Federn. Noch drei Minuten, dann war er im tiefsten Schlaf, was seine regelmäßigen Atemzüge bekundeten.

Emmi aber weinte still in ihr Kissen. Ihr wars, als habe sie einen schweren, unersetzlichen Verlust erlitten. —

„Na Mutting, nu hab' Dich man nich so! Was is denn eigentlich los?" sagte er am andern Morgen, als er sie mit einem Kuß weckte.

Er war zuerst aufgewacht, mit etwas dumpfem Schädel, aber sonst munter und recht aufgekratzt. Als er die Augen aufmachte, schlief sie noch fest; sie hatte erst spät Ruhe gefunden. Nun aber entzog sie sich halb seinen Zärtlichkeiten, und forschend sah sie ihn an. Das Abstoßende, die schwere Enttäuschung, die sein Zustand in der Nacht auf sie ausgeübt hatte, wirkte noch nach in ihrer Empfindung; dazu gesellte sich dann eine gelinde Ueberraschung, daß er doch eigentlich gar nicht anders aussah wie sonst — daß er derselbe geblieben war, trotz ihres schreckhaften Eindrucks, der sie aus ihren Himmeln gestürzt hatte; und sie wunderte sich, daß er sie so munter anblickte, als wäre nichts geschehen.

Und dann widerstand sie seinen Zärtlichkeiten nicht mehr. —

„Ich werd' mich doch nicht von diesem ollen Krauter unterkriegen lassen — von dem Kuhler!" sagte er, als sie Beide am Kaffeetisch saßen und Emmi, bei der wenigstens die Erinnerung an das Unbehagen noch lebendig war, die Frage aufwarf: wie man nur so viel in sich hineinpumpen könne, daß man die Herrschaft über sich selbst verliere.

„Er wollte mich einseifen un schließlich hatt' er den größten Haarbeutel weg. Na, un das kann doch keiner

von mir sagen, daß ich nicht auf den Beinen stehen konnte und daß ich mich nicht mehr in der Gewalt gehabt hätt'. Und Unsinn hab' ich auch nicht geredt —"

„Nee, Jochen — denn Du warst so vorsichtig, überhaupt nichts zu reden."

„Na, siehst Du, daß ich mich noch in der Gewalt hatt'? So weit kommts überhaupt nicht mit mir, daß ich von 'n Beinen komm und 'n Verstand verlier'. Aber Mutting, Du sollst recht haben, duhn war ich. Und ich will Dir feierlich versprechen, es soll auch — nich das letzte mal gewesen sein."

„Jochen — Du weißt ja nicht, wie das ist — Ihr wißt ja gar nicht, was Ihr für eine Rolle spielt, wenn Ihr so bekneipt nach Hause kommt. Die verglasten Augen — so blöde, so stumpfsinnig — und schwach und hilflos, wie die Kinder — viel schlimmer noch — — dann kann man ja gar keine Achtung vor Euch haben und kein Zutraun zu Eurer Kraft und Eurer Ueberlegenheit —"

„Jä, Mutting — denn müssen wir uns immer Beide zusammen bekneipen!"

Er sagte es mit so verblüffend ernster Miene, daß sie nicht gleich den Schalk merkte, der daraus hervorsah. Dann fuhr sie fort, mit einer Entschiedenheit, die er sonst nicht an ihr bemerkt hatte: „Ich würde unglücklich sein, kämst Du noch mal so nach Hause — geradezu entsetzt habe ich mich vor Dir! Sonst immer so fest und stolz und stark — und nun so, das darf nicht wieder vorkommen!"

Das Lob, das sie ihm zugleich aussprach, entwaffnete seinen Trotz, der sich schon ins Zeug legen wollte, und seine Bequemlichkeit, die sich jetzt besonders geltend machte, ließ ihn Ruhe halten. Schweigend dehnte er sich wieder in der Sofaecke.

Und wie er sich so lässig reckte, stieg in Emmi wieder die Besorgnis auf, er könnte im faulen Wohlleben erschlaffen. Wie sehnte sie sich danach, ihn bei der Arbeit zu sehen! Dann mußten all die trüben Gedanken, die ihrer Achtung vor ihm etwas anhaben wollten, zerflattern! Sie wußte ja nichts, sie merkte ja nichts von dem, was er eigentlich that.

„Gehst Du heut in die Fabrik?"

„Ja. Warum?"

„Ich möchte einmal mitgehn."

„Na, da würd' der alte Kuhler aber 'n schönes Gesicht schneiden. Der duld't keine Frauensleut' in seiner Fabrik."

„Und Dir scheint auch nichts daran zu liegen, daß ich 'mal mitkomme! Wenn Du es wolltest, könnt' ichs auch. Du bist doch liebes Kind bei dem Alten. Und übrigens, wenn ich nun einmal da wäre, würd' er sehr entgegenkommend sein. Ich bin mit ihm noch immer sehr gut fertig geworden."

Jochen sagte kein Wort weiter, und er gab auch seine bequeme Lage nicht auf.

Emmi erhob sich mit einem leichten Seufzer und ging in die Küche.

Weihnachten! Jugenderinnerungen, Jugendträume ohne Zahl zogen durch Jochens Seele. Er hatte seine Mutter früh verloren; nur ganz dunkel entsann er sich, wie ihm das Auge der Mutter unter dem Tannenbaum gestrahlt, wie sie ihn auf den Arm genommen hatte, daß er den Schmuck — den armseligen Schmuck, wie es ihm heute erscheinen mußte, und doch so wunderbar schön — daß er den Schmuck des Christbaums sich mit seinem kindlich-dummen „druusdröömigen Glotzoogen" näher ansehen konnte.

„Druusdröömige Glotzoogen" — das war ein Ausdruck seines Vaters, der dem Jungen später manchen Rippenstoß versetzte, wenn er, wie er das oft that, so träumend dasaß und ins Weite starrte. Ein alter Seebär war sein Vater, und immer mürrischer und knurriger wurde er mit den Jahren, da sein Befinden sich verschlimmerte, und seine Zärtlichkeiten thaten fast weh. Aber sie Beide waren die besten Kameraden von der Welt gewesen, und früh war er zur Selbständigkeit erstarkt, dank dieser Kameradschaft.

Eine rauhe Jugend. Wenn er dachte, wie es jetzt gekommen war! In eine neue Welt war er plötzlich versetzt, in ein Zauberland. Aber er unterlag dem Zauber nicht, er würde sich ihn dienstbar machen, für sich und seine Landsleute. Wenn ihm auch das Wohlleben behagte — warum sollte es denn nicht? — er blieb seiner hohen Aufgabe getreu. Er arbeitete unausgesetzt an seiner Vorbereitung zu dem Beruf, ein Stück Not und Elend aus der Welt schaffen zu helfen. Nicht lange mehr, dann

ging er ans Werk, zu Hause, in der Heimat, wo jede mannhafte That am besten gedeiht.

Herzbewegend trat ihm gerade jetzt, in der Weihnachtszeit, auch in Berlin die Armut entgegen, und er unterließ es nie, in die kleinen verfrorenen Hände, die Hampelmänner, Waldteufel und Wachsstreichhölzer feilboten, seinen Nickel zu legen. Emmis Mildthätigkeit half einzelnen Armen mit größeren Gaben.

Jochen hatte sich alle Geschenke verbeten. Das Geld sollte den Darbenden zu gute kommen. Und noch eine andere Erwägung, die er offen aussprach, war für ihn bestimmend: „Ich kann Dir ja auch nichts schenken", sagte er zu Emmi, — — „von Deinem Geld!"

„Aber Hans . . ."

„Na, es is nu doch 'mal so. Aber übers Jahr wirds anders sein."

Ein herber Ton klang aus seinen Worten, und sie hielt es für geraten, nichts darauf zu sagen.

Die alte stolze Sprödigkeit seines Wesens hatte sich doch noch nicht kneten und zurichten lassen, und das machte sie froh.

Und doch! — —

War es damit noch ganz so wie früher? Oder hatte nur der Jugendborn der Weihnachtsstimmung diese Empfindung in ihm gestärkt, wie er so viele Gefühle, so viele Vorsätze, so viele Gelöbnisse auffrischt und erneut? Ihr nervöser Skeptizismus war nun einmal wieder rege geworden und wollte nicht zu dauernder Ruhe kommen.

Jochens Gedanken an die Heimat aber, an das, was aus ihm geworden war und an das, was noch aus ihm

werden sollte, wurden besonders lebhaft angeregt, als ein Brief von Korl Kaeding ankam, der erste, den er von seinem alten Freund erhielt. Sie waren Beide keine Briefschreiber. Jochen hatte erst eben jetzt, zu Weihnachten, etwas von sich hören lassen. Emmi hatte an Kaedings eine große Kiste mit Geschenken für Alt und Jung abgeschickt, von Jochen war ein kurzes, herzliches Schreiben beigegeben. Nun lief sofort von Korl folgende Antwort ein:

Göhren d. 25zigsten Dez.

Lieber Jochen mit Freuden ergreif ich die Feder an Dich zu schreiben und hoffe das mein schreiben Dich bei der besten Freude und Gesundheit antreffen wird. Nuhn lieber Jochen wir bedanken uns vieltausend mahl für die Schöne Kiste die erhalten haben das Zeug paß allens sehr gut un Hans und Karl schossen koppüber vor Freude über die schönen Pelzmützen. Deine liebe Frau is so gut das sie uns das Allens so schön gekauft hat. Nuhn lieber Jochen Eis haben wir noch immer nich in de Ostsee un haben noch immer gefischt, jets is aber kein Häring mehr gelohnt hat es auch nich und is genug Not hier und wenn wir es nich so gut hätten durch Deine liebe Frau denn gings uns auch ans Mager. Ich vermiss Dich sehr ich hab n Knecht das is ja n ganz guten Kerl aber es fluscht noch nich so recht bei ihm mit Dir war das doch n andern Kram. Nuhn lieber Jochen Du wirst doch nich einer von die ganz feinen wernen un uns nachher vergessen das kann ich nich denken. Und wir hoffen all

das Du nu bald wiederkommst un das wir auch was abkriegen von die großen Rosinen die Du in 'n Sack hast. Nuhn lieber Jochen, Du bist ja der Kerl dazu und ich sag immer was Du angreifst das hat auch Schick. Un so werden wir uns ja woll bald wiedersehn und es wird gut vor uns Allen. Weiter neues weis ich nicht zu schreiben das wir noch alle gesund und munter sind was wir von euch auch hoffen. Vatter Schmidt und Hanning un Korl Hinrichs und Pagelow un die Andern allen lassen auch vielmals grüßen und Stine Kröger kann nu zum Sommer as Amme gehn. Nuhn lieber Jochen schreib uns auch mal wieder wenn das nich zu viel verlangt is un grüße Deine liebe Frau Tausendmahl von uns allen und wir Wünschen euch auch ein fröliges und vergnügtes Neues jahr Amen. Ich verbleibe Dein getreuer Freund bis in den Tod

Karl Kaeding und Frau und Kinder."

Niemals kam Jochen der Unterschied zwischen dem Einst und Jetzt so eindringlich zum Bewußtsein, wie nach diesem Brief. Er war nicht mehr der Alte, er sah das Leben mit andern Augen an, ein größerer Gesichtskreis war ihm erschlossen, und seine Anschauungen würden sich noch mehr weiten, seine Bestrebungen noch tiefer wurzeln, noch höher anwachsen. Aber die Früchte seines Strebens sollte den Genossen seiner Jugend, den Söhnen seiner Heimat zu gute kommen. Sie waren seine Nächsten. Was ihn von ihnen unterschied, gab ihm nur noch größere Verpflichtungen gegen sie.

Mit diesem Bewußtsein trat er ins neue Jahr.

Dies neue Jahr brachte unter seinen mancherlei Veränderungen eine besonders augenfälliger Art: Jochen ließ sich einen Vollbart stehen. Emmi hatte ihn oft genug gewünscht, um ihn dann im Stadium rauher und struppiger Stachlichkeit, als ihre Zärtlichkeit wie ihr Zartgefühl verletzend, wieder zu verwünschen, worauf sich Jochen stets mit satirischem Gleichmut wieder rasieren ließ. Jetzt aber, als sie aufs neue den Wunsch aussprach, ihn mit dem Bart zu sehen, sagte er entschieden: „Gut. Denn wird aber nu Ernst gemacht. Abschneiden laß ich 'n mir denn nicht wieder." Und dabei blieb es. Bald hatte er das Gesicht voller Stacheln, und die Stacheln wurden so ganz allmählich zu Borsten, Emmis Einwendungen zum Trotz, die endlich sogar drohte: sie würde sich nicht mehr von ihm küssen, sich nicht mehr von ihm zu nahe kommen lassen — worauf sie aber nicht so unerschütterlich bestand. Dann aber, als die Borsten sich auswuchsen und ein kurzer, kräftiger Vollbart fertig war, erklärte sie seinem Besitzer: jetzt sähe er mit einem male ja ganz anders aus! Er wäre ja gar nicht er mehr! Und hinter dem Scherz, mit dem sie das äußerte, barg sich nervöse Gereiztheit, Verstimmung und Laune.

Daß sie auch seinen Mund nicht mehr sah, mit dem stolzen, herben Zug! Sie hatte soviel Trost und Hoffnung gerade darin gefunden. Nun war auch das verwischt!

Ganz anders sah er aus, viel hübscher, viel flotter und weltmännischer. Aber das brauchte es nicht, das eben sollte er ja gar nicht. Das war ihr durchaus nicht recht!

Sie geriet in einen Wirbel von Empfindungen und Gedanken. Und in solcher unsicheren, nervös haschenden und gequälten Stimmung ging sie dann öfters zur Tante hinauf, der sie mit solchem Rüstzeug an Gereiztheit und Launenhaftigkeit besonders willkommen war.

Der armen Tante war es in der letzten Zeit schlecht genug ergangen. Immer dichter hatte sie sich in ihre müde Weltvergessenheit eingesponnen. Der Verkehr mit ihrer Nichte, die sie nicht mehr wie früher hofmeistern, mit der sie sich nicht mehr so viel reiben, der sie nicht mehr so viel Ungezogenheiten entlocken konnte, hatte nur zu viel an belebender Kraft eingebüßt; sie mußte sich mit Abfällen begnügen. Aber sie war dankbar auch für die geringfügigste schlechte Behandlung.

Jochen empfand wohl Emmis Unsicherheit und Unruhe, wenn ihm auch die eigentliche Ursache dunkel blieb. Doch hatte er die Genugthuung, daß diese ihre Stimmung seiner Zärtlichkeit nicht Stand hielt, daß sie in seinen Armen immer wieder das Glück fand, dessen Licht und Wärme sie noch lange mit seliger und stiller Selbstvergessenheit umfing, mit wohlthuendem Sicherheitsgefühl durchdrang. Aber wenn das Sonnenlicht verblaßt war, kamen die Fledermäuse. Zweifel und nörgelnde Sorgen huschten wieder durch ihre Seele.

Jochens Zuversicht war nicht so leicht zu erschüttern, aber eine gewisse Unruhe stellte sich auch bei ihm ein. Schon der Umstand, daß er sich in größere Gelassenheit wappnen mußte, um Emmis Zerfahrenheit und Rastlosigkeit zu überwinden, hatte genug Gezwungenes für ihn und raubte ihm einen Teil seiner Unbefangenheit. Aber

er brauchte nun einmal gegen ihre sich steigernde Launenhaftigkeit einen Panzer.

Neuerdings prickelte sie wieder das Bedürfnis nach geistreicher Unterhaltung, und sie machte jetzt schon weniger Hehl daraus.

„Ach Gott, ist das langweilig! Wir haben doch eigentlich zu wenig Verkehr. Meinst Du nicht auch, Jochen?“

„Ja“, sagte er mit größtmöglicher Ruhe; „aber, Kind, das liegt doch eigentlich bloß an Dir. Warum ladst Du Dir nicht Welche ein? Du kennst doch gewiß 'ne ganze Masse interessante Menschen. Laß sie doch kommen; ich werd' sie doch nicht stören!“

„Es ist so schade, daß Du Dir so wenig aus dem Theater machst.“

„Ja — das kann ich nu mal nicht ändern. Siehst Du, liebes Kind, ich kann es nicht vertragen, wenn mir Einer etwas vorredt, was nicht aus ihm selbst herauskommt. Ja, wenns dolles, ausgelassenes Zeug ist — dann laß ich mirs noch gefallen. Aber im Ernst?! Was der Dichter sagt — weißt Du — das will ich an und für sich selbst haben, und nicht, wie es so'n Kerl von Schauspieler versteht und mir vorspricht. Das ist 'ne Bevormundung. Und dann der Krimskrams mit dem Kulissenschwindel und dem ganzen Trödel — ist ja 'n fauler Zauber, wie der Berliner sagt.“

Selbständigkeit ließ sich dieser Auffassung nicht absprechen. Aber schwerfällig und unzugänglich und bäurisch-knorrig wollte sie ihr doch erscheinen. Sie wußte freilich, daß seine Phantasie keine Lenkung duldete, daß sie am

liebsten ihre eigenen Wege einschlug, sie wußte, daß es seiner Art widerstrebte, sich von irgend welchen Illusionen gefangen nehmen zu lassen.

Aber das war ja gut, daß sich so seine alte Eigenart offenbarte. Ein Trost, den sie wohl brauchen konnte. Er war ihr alter Jochen.

„Na natürlich, Jürgens! Ob ich mir das nicht schon lange gedacht hab'! Na, nu sind Sie ja auch glücklich bis zur Vereinsmeierei gediehen! Na Prost! Für'n echten Zeitgenossen und Mitbürger gehört sich das ja auch nicht anders."

Jochen hatte seinem Freund Kuhler eben eine längere Rede gehalten, daß er sich mit dem Gedanken trüge, einen Verein der Fischereifreunde oder was Aehnliches zu gründen. Durch jene Entgegnung des Alten ließ er sich nicht verblüffen. „Na sagen Sie mal vernünftig, was Sie dazu meinen!"

„Blech ist es! Das soll Sie aber nicht abhalten, vertrauensvoll in die Zukunft zu blicken und die Fahne des Vereins hochzuhalten. Blech muß es auch geben und Vereine sind doch dazu da, daß sie gegründet werden. Also gründen Sie man los. Ich werd' gleich Mitglied. Und ein paar Herren aus der Fabrik auch. Dafür garantier' ich."

Er wurde aus dem Alten nicht recht klug. Sein Zutrauen zu der Sache aber war keineswegs erschüttert. Ueber Kuhlers absprechendes Urteil regte sich erst seine Empfindlichkeit auf; da sich der aber dann gleich als

Mitglied antrug, erschien ihm jener Erguß als bloße Kraftäußerung ohne Tragweite, wie solche bei dem Alten beliebt waren.

Jochen forderte ihn auf, ihm bei der Feststellung der Satzungen und den einleitenden Schritten behilflich zu sein, wozu Kuhler gerne die Hand bot.

„Vom Vereinsgründen und vom Heiraten soll man keinen zurückhalten. Ich bin schon zweimal mit als Zeuge zum Standesamt gependelt, ich kann ja auch 'mal 'n Verein bauen helfen."

Dann nahm er sich mit Ernst nnd Umsicht der Sache an.

Der „Verein der Fischereifreunde" kam in kurzer Zeit wirklich zu stande, er wuchs, blühte und gedieh, um schließlich welk zu werden und zu sterben, wie viele bessere und schlechtere seines Gleichen.

„Na, er hat aber doch beinah 'n halbes Jahr gelebt!" Das war die kurze trostreiche Grabrede, die ihm Kuhler hielt.

Daß nichts Rechtes dabei herauskam, hatte auch Jochen bald genug erkannt. Jedenfalls aber war die Gründung für die Erweiterung seines Anschauungskreises sehr ersprießlich gewesen, und er hatte im Vereinsleben größere Gewandtheit im Ausdruck, größere Schnelligkeit der Gedankenverbindung und gute Formen sich angeeignet. Der Enttäuschung, die er erfuhr, als die Lebensfähigkeit dieses seines Unternehmens immer mehr hinschwand, ward er um so leichter Herr, als sein Interesse dafür in gleichem Maße abnahm.

Lag es an der Unzulänglichkeit des Gegenstandes, die für ihn immer klarer herausgetreten war, oder hatte sich in der That auch seiner eine haschende Unruhe dauernd bemächtigt? Emmi und Kuhler wollten beide an ihm das Letztere bemerkt haben.

„Ja" — hatte ihm der Direktor gesagt — „Sie wollen nun auch 'was Positives leisten. Das Studieren allein ist nichts für Sie. Alles drängt Sie zu frischer Thätigkeit, bei der Sie womöglich auch die Knochen rühren müssen. Und wenn Ihnen auch das Mittagessen von Tag zu Tag besser schmeckt und Sie durchaus kein Feind der Bequemlichkeit sind — — oder vielmehr gerade deshalb fühlen Sie sich manchmal unbefriedigt und unbehaglich. Sie kommen sich manchmal als Faullenzer vor. Und dann gehn Sie, um sich vor sich selbst zu rechtfertigen, wieder mit einer Hast ins Zeug, die sonst gar nicht Ihre Art ist. Hab' ich recht oder hab' ich nicht recht?"

„Ja, ja, da ist wohl was Wahres dran — mir geht die Geschichte oft zu langsam. Und ich hab' doch noch 'n ganzen Posten vor mir. Weiß der Himmel, ich bin doch sonst pomadig und dickfellig von Natur — aber in letzter Zeit — ich weiß nicht, ist es die ungewohnte Kopfarbeit oder das ganze großstädtische Leben, das so um Einen herumtanzt — mir steckt wohl wirklich etwas von Unruhe im Leib und von Ungleichmäßigkeit."

Ungleichmäßig hatte Emmi sein Wesen genannt. „Ich glaube, Hans, Du wirst auch nervös", hatte sie ihm neulich erklärt. Das war nun ein Wort und ein Begriff, den er haßte, und mit Entschiedenheit hatte er diese

Bezeichnung abgelehnt. „Aber so etwas Ungleichmäßiges hast Du jetzt. Deine Gelassenheit hat sich immer mehr — wie soll ich sagen — von Deinem Thätigkeitsdrang losgesagt. Sie wird immer mehr zur Bequemlichkeit und geht nicht gern von der Stelle; dafür stürmt dann Dein Arbeitstrieb ruckweise im Laufschritt vor. Das ist nicht gut.“

Es war das erste mal, daß sie ihm kalt lächelnd den Spiegel vorhielt. In ihm brodelte etwas auf — aber er schwieg. Er hätte ihr sagen müssen, daß sie selbst mit Schuld daran trage, wenn das feste Gefüge seiner Art wirklich ins Wanken geraten sei. Ihre Unruhe, die Unbeständigkeit ihrer Wünsche, die bald nach seiner schlichten derben Ursprünglichkeit sich sehnten, bald aus seinem Geist den prickelnden Reiz anregender, beweglicher Unterhaltung herausdestillieren wollten, hätte durch ihren Wirbel ihn aufgestört. Wo sei ihre stille, wunschlose Hingabe an sein Empfinden, ihre gleichmäßige Freude an seinem Wesen, ihre ungetrübte Bewunderung seiner Eigenart geblieben?

Das hätte er sie fragen müssen, mit seinem Gefühl gekränkten Selbstbewußtseins, verletzter Eitelkeit, getäuschter Hoffnungen, geschmälerten Besitzes. Aber sein Stolz verwahrte sich dagegen und seine Gelassenheit, die seiner Willenskraft nach wie vor zu Gebote stand.

Er nahm die Sache zu ernst und schwer, wenn er sich darüber aufregte! Sie liebte ihn ja, daran war nicht zu zweifeln, und das war das Wesentliche. Der Idealismus begann nur, allmählich abzurüsten, und das war natürlich. Darum hübsch gleichmütig und nichts übereilt.

Und er gewann sich selbst die größte Ruhe ab, die Emmi dann bis zur Verstimmung reizen konnte. Gleichviel. Er wollte ihrer Empfindsamkeit nicht nachgeben Freilich förderte dieser Zwang seinen inneren Gleichmut nicht. Sie aber überwand stets allmählich selber ihre Gereiztheit, und dann versöhnte sie sich mit ihm wieder, und das war schön. Ein paar mal sagte sie selbst: „Es ist ganz nett, sich dann und wann ein wenig zu zanken — weil man sich danach wieder so hübsch verträgt. Nicht wahr, Hans?“

Auf seinen warmen Lippen fand sie die Bestätigung. — — —

Es war Frühling geworden. Der Mai brachte zu Anfang einige herrliche Tage; Jochen und Emmi machten ein paar kleine Ausflüge nach der Gegend der Havelseen, von denen sie befriedigt und zärtlich nach Hause kamen.

Der Lenz that es auch ihnen an mit seinem Leuchten und Sprießen.

Emmi hatte am Abend Stunden, wo sie geradezu schwermütig wurde. „Ich wollte — ach, ich wollte, wir Beiden — — blieben nicht allein“, flüsterte sie ihm einmal ins Ohr. Innig zog er sie an sich und mit zuversichtlichem Lachen sagte er ihr trostreiche Worte.

Dem Frühling folgte ein kalter, nasser, trübsinniger Sommer. Nichtsdestoweniger regte sich in Emmi die Reiselust. Sie wollte nach Göhren. Jochen aber wollte nichts davon wissen.

„Ich geh' nicht eher hin, eh' hier aus mir und meinem Unternehmen 'was Ordentliches geworden ist. Ich

will ihnen 'was mitzubringen haben. Noch ist es ja alles halber Kram!"

Halber Kram — sie nickte zustimmend, unwillkürlich.

Um den Gang der Dinge zu beschleunigen, stürzte er sich mit verdoppeltem Eifer auf seine Studien, wonach er aber wiederum eine zeitlang der Ruhe zu pflegen nicht vergaß. „Auch der Bärenhaut muß ein deutscher Mann ihr Recht widerfahren lassen", sagte ihm Kuhler — der übrigens selber rastlos thätig war —, als er einmal über seine eigene Faulheit schimpfte. Und Jochen beruhigte sich dann mit der Erklärung: „Ja, ja, der Mensch muß sich auch einmal austräumen!" Die Träume waren über ihn so mächtig wie je.

Immer vielseitiger wurden seine Interessen, seine Beobachtungen und seine Lernarbeiten. Das wirkte nicht gerade beruhigend auf sein etwas in Wallung geratenes Wesen. Sein Kopf hatte alle Mühe, mit seinem Willen Schritt zu halten.

Außer der Elektrotechnik und der Maschinenkunde beschäftigten ihn jetzt besonders Buchführung, die er in Kuhlers Bureau lernte, die Naturgeschichte der Fische und die Theorie des Fischereibetriebs selbst, in die er an der Hand von Büchern, vorwiegend der Berichte des Fischereivereins, tiefer einzudringen strebte, sowie volkswirtschaftliche Probleme, das Genossenschaftsprinzip, die Lehre von kaufmännischen Gesellschaften, Aktiengründungen und andere Fragen, über welche ihm ein Freund von Kuhler, ein alter Privatdozent a. D. regelrechten und im allgemeinen faßlichen Unterricht erteilte. —

„Mutting, ich verreis'!" Damit kam Jochen eines Tages nach Hause.

„Wohin? Nach Göhren?"

„I was! Kubler fährt für seine Fabrik auf ein paar Tage nach Kiel. Ich geh' mit."

„Was willst Du denn da?"

„Was ich da will? Die großen Räuchereien will ich mir 'mal ansehen und 'n paar Fischereidampfer."

„Ach so! Ich dachte, es sollte 'ne bloße Bierreise werden." Sie streichelte begütigend seine bärtige Wange.

Zärtlich war der Abschied; und als Emmi allein saß und sich nach ihm sehnte, da machte sie sich Vorwürfe über ihre nervöse, anspruchsvolle, nörgelnde Zweifelsucht, die das Uebergangsstadium, in dem sich Jochen jetzt befand, nicht zu würdigen wußte. Alle Halbheit, die ihm jetzt anhaftete, würde er ja überwinden. Er konnte doch nicht der Bauer bleiben, der er war, und konnte ja noch nicht fertig sein mit der Ausbildung. Was wollte sie eigentlich?

Daß sie fürchtete, er könnte ein Anderer werden oder schon geworden sein — zerfahren, verzettelt, an Kraft, Stolz und Selbständigkeit geschwächt — — nur ihre Ueberreizung, ihre ängstliche Unruhe ahnte eine solche Veränderung.

Sie mußte doch sehen, daß er unbekümmert, unverstört, festen, wenn auch langsamen Schrittes, weiter drang auf seinem Wege.

Jetzt wo sie ihn nicht hatte, sprach nur ihre Sehnsucht, an der sich ihre Zuversicht emporhob.

Und selig war sie, als er zurückkehrte und sie wieder in seine Arme nahm. —

„Ein unglaubliches Sommerwetter!“ sagte Jochen, der rauchend in der Sofaecke lehnte.

Den ganzen Juli über hatte es geregnet, und jetzt zeigte der August kein freundlicheres Gesicht.

„Wie es wohl in Göhren aussieht?“ warf Emmi ein.

„Hm! Naß!“

„Willst Du nicht endlich 'mal an Kaeding schreiben?“

„Ja — aber man bloß heute nicht. Eigentlich könntst Du das auch.“

„Ich soll das?“

„Nu ja! Briefschreiben ist überhaupt Frauenarbeit. Warum hab ich Dich denn geheiratet, wenn Du mir nicht 'mal die Mühe abnehmen willst!“

„Na Hans — Du bist aber günstig —“

Er streichelte ihre Hand. „Nich schimpfen, Mutting! Aber in diesem Fall bist Du wirklich die Nächste dazu. Korl Kaeding ist ja Dein Hausverwalter —“

„Ja, aber Dich versteht er besser, und dann sagtest Du doch neulich noch, es wär Dir ein persönliches Bedürfnis —“

„Na ja! Aber man keine Ueberstürzung!“

Nach acht Tagen schrieb Jochen denn auch, und eine Woche später kam von Korl die Antwort:

„Göhren den 19. August.

Lieber Jochen mit Freude ergreif ich die Feder an Dich zu schreiben und hoffe das mein schreiben Dich bei der besten Freude und Gesundheit antreffen wird. Nuhn

lieber Jochen wir haben über Jahr einen schlechten Sommer das regnet was das zeug halten will un die ganze Badezäson is versoffen in all der Nassigkeit und zum Deubel.“

Er teilte mit, daß sie bisher nur drei Wochen im Ganzen vermietet hätten. Da seine Frau es so wünschte, würde er am 1. Oktober das Geld schicken. Und weiter schrieb er, daß es mit dem Fischen noch schlechter geworden sei. „Die Divenower mit ihre große schwertböte die nehmen uns jets wider das beste vor der Nas weg wenn da überhauft was is.“ Sie hätten Alle die beste Hoffnung auf die Hochseefischerei. Hoffentlich wäre die Sache bald so weit, daß sie angefaßt werden könnte. Eigentlich hätten sie erwartet, er würde im Sommer einmal herüberkommen. „Und es sünd schon welche da die sagen Du denkst an ganz was anners un hast mit die Fischerei nichts nich mehr im Sinn und das wär auch gar nich so dähmlich von Dir, denn es wär zu un zu schlecht damit.“ Aber das glaubte er für seine Person denn doch nicht.

Es reihten sich daran verschiedene Personalnachrichten und dann schloß der Brief, wie es sich gebührt: „Nuhn lieber Jochen ich grüße Dich un Deine liebe Frau Tausendmahl von uns allen un schreib auch mahl wieder so bald es geht. Amen. Ich verbleibe Dein getreuer Freund bis in den Tod. Karl Kaeding un Frau und Kinder.“

Ein schlechter Sommer — das bedeutete für die Göhrener einen schlimmeren Winter. Leider war zur Winterszeit bei aller Anstrengung — so sagte sich Jochen — das Unternehmen noch nicht reif. Aber mit den Vor=

bereitungen konnte er dann hoffentlich beginnen und die würden immerhin schon Arbeit und Verdienst in den Ort bringen. Schon damit würde den Darbenden geholfen werden.

An dem für das Unternehmen notwendigen Kapital konnte es, so viel sich bisher ergeben hatte, nicht fehlen. Jochen hatte sich mit Kuhlers Hilfe nach Teilhabern umgesehen. Zunächst war ihm von dem Direktor selbst zugesichert, daß er eine größere Summe zeichnen wollte. Er interessierte sich nicht nur für Jochens Gründung, er hatte auch als Geschäftsmann Zutrauen zu der Sache. Und dann war Emmi natürlich dabei „mit allem was sie hatte", wie sie in ihrem Ueberschwange sagte. Jochen war kaltblickend und vorsichtig genug, ihr Anerbieten auf ein Drittel zu beschränken.

Bei seinen weiteren Werbungen wies er offen und entschieden darauf hin, daß er die Fischer selbst genossenschaftlich an dem Unternehmen beteiligen wollte. Das sei ein leitender Gesichtspunkt. Mehrere frühere Mitglieder des Vereins der Fischereifreunde, die er für sein Projekt so gut wie gewann, wünschten dieses nur noch in ausführlicher schriftlicher Klarlegung zu sehen.

Durch diese Herren machte er eine Reihe anderer Bekanntschaften, die für ihn Bedeutung hatten. Und im Verkehr mit ihnen verstand er sich immer mehr zu gesellschaftlichen Formen, die an ihm auch außerhalb dieses Umgangs haften blieben.

Für Emmi waren sie eine Quelle neuer Beunruhigung, neuer schwerwiegender Enttäuschung. Das Knorrige in seinem ganzen Auftreten und Gehabe war noch etwas

gewesen, an dem sich ihre Zuversicht festklammern konnte. Und jetzt schwand auch dieses hin. Auch ihr selbst gegenüber — so erschien es ihr wenigstens — ließ er zarte Rücksicht walten. Und selbst wenn sie bewußt und absichtlich eigensinnig und ungezogen war, hielt er Ruhe und zeigte sich zuvorkommend-versöhnlich. Früher hätte sie es lediglich für Schwerfälligkeit und Gelassenheit genommen, jetzt wußte sie, daß es bei ihm auch gesellschaftliche Nachsicht war.

Oder hatte er sie so lieb, daß er ihr deshalb all ihre Launen und ihren Eigensinn verzieh, daß er that, als merkte er nichts davon? Seine Küsse waren so heiß wie je. Aber wenn sie aus dem Liebesrausch erwachte — dann waren ihre Blicke nur noch mehr geschärft, dann war ihre Enttäuschung um so bitterer.

Er fing an zu raisonnieren, Redensarten zu machen und, während ihn früher der Wahrheitsdrang zu rücksichtslosen Worten trieb, sich in Schweigen zu hüllen.

Einmal sagte sie ihm, als sie mit mehreren zusammen gewesen waren und er wiederum seinen Worten Zügel angelegt hatte, erregten Tones: „Jochen, was gäb' ich darum, wenn ich einmal wieder von Dir eine herzerfrischende Grobheit hören könnte!“

Und er — zuckte darauf nur die Achseln.

Herbst wurde es. Jochen war gesellschaftlich immer mehr in Anspruch genommen. Er fühlte sich; namentlich seine geschäftlichen Erfolge hoben sein Selbstbewußt=

sein. Seine persönlichen Forderungen steigerten sich schnell. Er verwandte besonders viel mehr auf seine Kleidung.

Sehr ansehnlich war er geworden, und Emmi unterlag oft genug dem Eindruck seiner äußeren Erscheinung. Aber dennoch verleugnete sie diese Empfindung mit lebhafter Entrüstung und trat sie mit Füßen, und ihr Glaube an die sieghafte Kraft, an den unbeugsamen Stolz, den unwandelbaren Wert seines inneren Wesens verlor umsomehr an Boden.

Sie war sich klar darüber, daß sich Gefallsucht, richtige äußerliche Gefallsucht bei ihm eingestellt habe. Natürlich. Er hatte ja früher schon verschiedene Proben von Eitelkeit abgelegt. Ueberraschend konnte ihr die Entdeckung doch nicht kommen! Was regte sie sich nur so darüber auf! Und ihr lebhafter Unmut ging in dem grauen, öden Mißmut unter, der jetzt so oft über ihrer Seele lagerte.

Manches andere noch, was mit seiner Eitelkeit zusammenhing, konnte ihre Empfindungen aufscheuchen zu wirbelndem Flug. Er fing an den Frauen seiner Freunde und Bekannten, den Damen überhaupt Artigkeiten zu erweisen. Es stand ihm gar nicht so übel, deshalb erschien es ihr um so schlimmer. Oft kamen ihr ganz häßliche Gedanken dabei. „Und so schön macht er sich für Dein Geld!“ Sie schämte sich dessen nachher und machte es wieder gut. Aber solche Regungen kehrten wieder, um so leichter, als er bei seinen Ausgaben von Tag zu Tage mehr Strupellosigkeit walten ließ.

„Wann denkst Du denn, Hans, daß wir nach Göhren übersiedeln können?“

„Wie meinst Du das?“

„Na — nächstens muß Dein Unternehmen doch in Gang kommen.“

„Glaubst Du? 'n bischen müssen wir uns noch gedulden.“

„Zum Winter sollte es doch was werden!“

„Das heißt, wir wollten dann die Vorbereitungen treffen.“

„Nun ja.“

„Das wird hoffentlich auch geschehen. Aber sag' mal: fühlst Du Dich hier denn nicht wohl, daß es Dich so nach Göhren zieht?“

„Zieht es Dich denn nicht dahin?“

„Na gewiß. Aber vorläufig ist es hier doch noch ganz schön; und jedenfalls bin ich noch nicht fertig.“

„So!“

„Dauert es Dir zu lange?“

„Das hab' ich nicht gesagt.“

Beide schwiegen verstimmt. Dann hob Emmi verbitterten Tones wieder an: „Hast Du denn noch nicht abgeschlossen mit den Herren?“

„Nee.“

„Und wie steht es mit der Ausarbeitung des Projektes — ist die schon angefangen?“

„Nee.“

Seine Lässigkeit ging noch weiter, als sie gefürchtet hatte.

Er sagte dann gähnend: „Du scheinst ja 'ne furchtbare Sehnsucht nach Göhren zu haben.“

„Ja, ich möchte nächstens sehen, daß aus dem Unternehmen wirklich was wird, daß Du frisch ans Werk gehst, aber Dir scheint es hier ja so gut zu gefallen.“

„Ja, das thuts.“

„Du bist im stande und verbringst noch den ganzen Winter hier.“

„Wer weiß. Der Winter in Berlin ist doch nicht zu verachten.“

Sie geriet in fieberhafte Aufregung und eilte aus dem Zimmer. Er sah ihr nach — in seinem Auge blitzte es — er erhob sich und ging ein paar mal auf und ab. Dann setzte er sich wieder in seine Sofaecke und blickte nachdenklich in die Rauchwolken seiner Zigarre.

Weiberlaunen! Er wußte ganz allein und nur allein, wann seine Zeit gekommen war. Aber ein unbehagliches und unruhiges Gefühl ward er nicht los. —

Am Abend gingen sie Beide in Gesellschaft.

Einer von Jochens neuesten Bekannten hatte sie eingeladen, ein feister Geschäftsmann, der sich das Fischereiunternehmen besonders zu Nutze machen wollte. Er hatte eine junge liebenswürdige Frau, die ebenso wie ihr Mann Jochen vor allen auszeichnete.

Jochen war gewissermaßen der Held des Abends.

Mit Würde trug er dieses Schicksal. Emmi erschien sie mehr als gesellschaftlich-vorsichtige Gemessenheit, den andern Damen aber als herber, spröder Stolz, der ihnen imponierte und sie reizte.

Emmi beobachtete ihn scharf, so daß sie für ihre nächste Umgebung kaum Worte fand. Es schien ihm zu gefallen, daß die Damen sich um ihn bemühten. Sie

hätte ihnen sagen mögen: er ist ja gar nicht die ursprüngliche Natur, für die Ihr ihn haltet — die Euch so reizt — er ist es nicht mehr! — — vielleicht nur, damit sie aufhörten, sich für ihn zu interessieren und ihn zu beschäftigen, damit er einsam, verlassen, gelangweilt zu ihr sich hielte, bei ihr Trost suchte.

Aber sie verließen ihn nicht, und er langweilte sich nicht. Er wurde sogar ganz lebhaft, wie sie ihn nie gesehen hatte.

Ein beklemmendes Gefühl steigerte sich bei ihr bis zur Erstickung und sie sah dann überhaupt nichts mehr. Wie geistesabwesend starrte sie auf die Gesellschaft, sie kämpfte mit Schwindel und Ohnmachtsanfällen. Ihre Nachbarschaft merkte, daß sie nicht wohl war, und mehr als das kalte Wasser und Selterwasser, das sie trinken mußte, half ihr die Aufmerksamkeit, die sich auf sie richtete, wieder die Herrschaft über sich gewinnen.

Jochen, der von seinen beiden Nachbarinnen wacker ins Gebet genommen wurde, erfuhr erst von ihrem Unwohlsein, als es vorüber war. Er sprang auf und trat zu ihr.

„Ist Dir nicht wohl?"

„Danke, es ist jetzt alles gut."

Er sah ihr forschend ins Auge. Ihr Blick erschien ihm kalt und leer.

„Wollen wir auch lieber gehen?"

„Nein, nein! Mir fehlt gar nichts." Und sie wandte sich zu einem Herrn herum, dem hübschen Schwager des Hausherrn, der ihr ein Glas Sekt brachte. „Das aller-

erste“, wie er sagte. Sie nahm es und leerte es auf einen Zug.

Das beruhigte Jochen einigermaßen, und er ging auf seinen alten Platz.

Man aß dann an fliegenden Tischen. Emmi saß nicht weit von ihm, dann und wann drang eines von seinen Worten zu ihr herüber. Sie wurde sehr liebenswürdig unterhalten und ihr körperliches Unbehagen war gewichen, aber auf ihrer Seele lag der Schatten nach wie vor, und nur auf Augenblicke vergaß sie, was sie bedrückte.

Jetzt beugte sie sich vornüber und lauschte gespannt. Sie hatte von Jochens Tisch etwas wie „Fischerei“ herüberschwirren hören. Und nun vernahm sie genau, wie eine der Damen ihn fragte:

„Sie haben also 'ne große Fischerei nicht wahr?“

Sie hielt den Athem an.

„Na — das heißt“, sagte Jochen darauf — kein Wort entging ihr — „ich will jetzt die Hochseefischerei auf Rügen einrichten.“

Na — das heißt . . . wie vorsichtig! wie diplomatisch! Wahrlich, er hatte was gelernt und er berechtigte zu den schönsten Hoffnungen!

Kalt überschlich es sie, und Bitterkeit zog ihr das Herz zusammen. Wenn sie daran dachte, wie stolz er damals, auf der Gesellschaft in ihrem Hause, bekannte: „Nee, ich bin nur 'n ganz gewöhnlicher Fischer.“ Und jetzt!

Freilich, er war ja heute kein gewöhnlicher Fischer mehr, er fühlte sich nicht mehr als solchen — — gut,

das brauchte er ja auch heute nicht mehr zu sagen, das verlangte gewiß Keiner von ihm! Aber dieses: Na — das heißt . . . . !

Eine verzweifelte Lustigkeit überkam sie. Als dann getanzt wurde, war sie eine der Begehrtesten unter den Damen, unermüdlich und voll Ausgelassenheit.

Jochen kam nicht dazu, mit ihr zu tanzen. Er fand sie niemals frei, so oft er sie suchte. Darauf nahm ihn der Hausherr eine ganze Weile in Beschlag, mehrere Herren gesellten sich zu ihnen, der Wirt ließ ein paar Flaschen ganz alten schweren Rotweins auftragen, und namentlich die Gesellschaft dieser letzteren, die Jochen sehr gut schätzen gelernt hatte, ließ ihn eine zeitlang alles Weitere vergessen.

Dann aber, als im Salon „Damenwahl“ verkündet wurde, brach die weibliche Unrast und Tanzlust auch in diesen traulichen Kreis männlicher Beschaulichkeit und Weltvergessenheit. Und Jochen hatte sich über Vernachlässigung nicht zu beklagen.

Als er sich nach Emmi umthat, bemerkte er sie inmitten eines Kreises von Herren, mit denen sie lebhaft plauderte. Er trat auf sie zu. Ihre Wangen waren heiß, aber ein müder Zug stand um ihre Augen.

„Nun Kind“, wandte er sich an sie, „es ist doch wohl Zeit, daß wir aufbrechen. Du siehst mir auch so aus, als ob Du Ruhe brauchtest.“

Sie war allerdings abgespannt; sie nickte leise und erhob sich. Auch andere Gäste rüsteten sich zur Heimkehr; es war nicht mehr weit bis vier Uhr morgens.

Nach kurzem Weg fanden Jochen und Emmi eine Droschke, in der sie nach Hause fuhren. Die Luft war durchdringend naßkalt, Emmi fröstelte, sie hüllte sich fester in ihren Mantel und drückte sich in die Wagenecke.

„Ist Dir kalt? Ich glaub', Du hast zu viel getanzt."

„O nein."

Er war artig und fürsorglich, beinah liebenswürdig — aber was lag ihr daran? Nichts — im Gegenteil, sie verwünschte es. Sie wollte ihn nur achten, ihn schrankenlos und bedingungslos achten, ihn bewundern, wie sie es früher that. Jetzt — jetzt konnte sie es nicht mehr!

In trauriger Empfindungslosigkeit saß sie da. Er merkte, daß sie etwas hatte. Aber er zwang alle zartmütigen Regungen nieder. Und bald gelang es ihm im Halbschlaf Ruhe zu finden.

Nach fast einstündiger schweigsamer Fahrt langten sie zu Hause an. Jochen war verschlafen, als sie ausstiegen und in die Wohnung kamen. Nachdem sie abgelegt hatten und ins Schlafzimmer getreten waren, fragte er wie nebenbei: „Hast Du Dich nicht amusiert? Was ist Dir denn eigentlich heute abend?"

„Ich hab' mich ganz gut unterhalten."

„Aber Du hast doch irgend was?"

Sie schwieg eine Weile. Dann sagte sie ruhig: „Ich bin nicht gern mit Dir in Gesellschaft."

Er stutzte. „Das ist ja recht freundlich."

„Ich sehe dann, daß Du Dich jetzt auch in allerhand Floskeln und Redensarten ergehst und die ganze konventionelle Kunstreiterei mitmachst — und das — das kann ich an Dir nicht sehen — mir ist wenigstens bisher

immer so gewesen, als wär' das nichts für Dich — als könntest Du zu schade dafür sein."

„Das wird aber immer besser! Soll ich mich denn vielleicht benehmen wie — wie'n Hausknecht!"

„Das ist wieder etwas anderes —"

„Ich werd' nicht klug aus Dir! Bald heißt es, Du brauchst Gesellschaften und anregenden Verkehr, und dann hast Du an mir zu tadeln, daß ich nicht gewandt genug bin und nicht Weltmann genug bin — und denn, wo ich kaum anfang, — was liegt mir denn überhaupt an dem ganzen Kram! — wo ich kaum anfang, so'n bischen mitzureden und mit zu scherwänzeln, jetzt ist Dir das schon wieder zu viel. Da mach sich 'n Andrer 'n Vers drauf!"

„Ich weiß ganz gut, was ich will, Du brauchst gar nicht so höhnisch zu thun. Daß ich Dich als Gesellschaftsmensch haben wollte, das hab ich doch weiß Gott niemals gesagt. Nein, bei der Arbeit möcht ich Dich sehen — bei wirklicher frischer Arbeit — —"

Sie musterte ihn, wie er im Frack, der ihm tadellos saß und seiner Figur etwas Vornehm-Schlankes gab, mit ässiger, von ihm absichtlich bewahrter Haltung an der Kommode lehnte.

„Du thust wirklich, als stehl ich dem lieben Herrgott den Tag ab —"

„Es ist nicht das Richtige, was Du thust —"

„Ach!"

„Du hast auch gar nicht mehr den richtigen Trieb dazu. Du naschst und haschst zu viel herum — und Du

schiebst so Vieles auf — und bequem bist Du, ich kann es manchmal nicht mehr mit ansehen —"

Jetzt gab er seine lässige Stellung doch auf.

„Himmel, Du red'st als Du klug bist! Meinst Du, weil Du so viel Ungeduld mit Dir herumträgst, ich müßte nun auch durch die Wicken gehen? Es kribbelt mir oft genug ganz gehörig in den Fingern, die Sache nun endlich anzufangen — aber der Kopf will auch sein Recht haben, und ich bin nicht so'n Tausendkünstler, daß ich das alles gleich nur so in mich hineinschlucke — gut Ding will Weile haben — und Schwerenot! man muß auch seine Ungeduld bezwingen können —"

„Das ist doch nur 'ne Ausrede!"

„Hör' mal, jetzt wird mir die Sache aber zu bunt. Was willst Du nu eigentlich? Ist das 'ne gewöhnliche Gardinenpredigt oder —"

„Ich will, daß Du nach Göhren gehst."

„Und ich sag Dir, daß ich nicht eher geh', eh' ich hier fertig bin."

„Das kann sehr lange dauern — weil es Dir hier so gut gefällt."

„Gefällt — gefällt — Jedenfalls thu' ich, was mir gefällt — was ich für das Beste halte. Und ich lass' mir da von Keinem dreinreden — auch von Dir nicht! Verstehst Du mich?"

„O ja! Ich versteh Dich! Es ist natürlich unbequem, die Wahrheit sich sagen zu lassen!"

„Das ist mir nie unbequem gewesen! Aber, was Du da redst —"

„Ist Wahrheit. Du hängst viel zu sehr am Wohlleben —“

„Was thu ich?“

„Du hast nicht mehr die rechte Freude an der Arbeit. Du bist auf dem besten Wege, zu verbummeln.“

Er sah sie fest an, noch hatte er seinen Zornmut in der Gewalt. In ihr aber lohte immer mehr das dämonische Verlangen, die ganze Kraft seines Grolls, seiner Wut zu entfesseln — sie sehnte sich so unbändig nach einem elementaren Ausbruch seiner wilden Natur, daß ihre Gedanken taumelten — immer tiefer wollte sie seine Seele aufreißen, bis die feurige Urkraft seines Wesens ihr entgegenschlug —

„Wo ist Dein Stolz geblieben? Deine Scheu, Dir etwas schenken zu lassen? Und jetzt — Du selber giebst ja nichts, Du schaffst nichts, Du läßt Dir nur geben, Du genießest nur —“

„Von — wem laß ich mir geben“, kam es gurgelnd über seine Lippen.

„Von wem? Von mir! Du bist doch bloß der Mann Deiner Frau! Weiter nichts!“

„Haa!“

„Weiter nichts!“ wiederholte sie hart und schrill.

Er fuhr zurück, und dann brach es unmittelbar, mit donnerndem Schall aus seinem Munde: „Dunnerweder!“ Und die krampfhaft geballte Faust schmetterte er in mächtigem Schlag auf den leichten Tisch, daß die Bretter brachen, wie Feuer glühten seine Augen, sein Kopf war in den Nacken geworfen, der Mund halb geöffnet, um die

Nasenflügel zuckte und wetterte es wild. Und dann stürmte er hinaus.

Sie hatte das stolze Bild drohender Kraft und entfesselter Zornesglut in sich hineingetrunken, jetzt schwankte sie, und sie sank zurück aufs Bett, in Ohnmacht, mit fast lächelndem Munde.

Die machtvolle Erscheinung nahm sie mit hinüber in die Umnachtung. —

Jochen hatte in seinem kleinen, nach dem Garten gelegenen Zimmer, in dem seine Sachen standen, die Oberkleider abgeworfen. In jäher Hast riß er aus seinem Koffer den Anzug, den er bei seiner Ankunft in Berlin getragen hatte, zog ihn an, stülpte seinen alten Schlapphut auf, nahm seinen Koffer und eilte aus dem Hause.

Ziellos stürzte er in die Nacht hinein. Feuer jagte durch seine Adern. Das ihm! Das ihm! Und so plötzlich — so gewaltsam — —

War sie verrückt? Wußte sie nicht, was sie sagte, was sie that? Klar genug hatte sie gesprochen, ganz klipp und klar. Und so ganz plötzlich war es auch nicht gekommen — den ganzen Tag schon hatte sich das Wetter zusammengebraut, schon Tage, Wochen vorher waren die Wolken aufgezogen, vor Monaten schon hatten sich Schatten gezeigt. Sie hatte es gesagt mit voller Absicht, mit vollem Bewußtsein — zweimal!

Ha! und wenn ein Weib soweit die Achtung vor dem Manne vergißt, daß sie ihm d a s zuschleudert, dann ist es aus zwischen Beiden. Vorbei für immer.

Er stolperte in seiner wilden Eile. Fast wäre er zu Fall gekommen. Er blickte auf und sah sich um. Was

hatte er hier zu suchen? In verkehrter Richtung war er fortgestürzt. Nach der andern Seite mußte er gehen, wenn er nach Berlin wollte. Er kehrte um, langsameren Fußes. Was sollte das Rennen nützen? Sein Zug ging ja erst gegen acht Uhr, und jetzt konnte es höchstens fünf sein.

Nach Hause, nach Göhren. Dort war er etwas, da brauchte er nichts zu werden, da hatte er etwas, sein Boot, sein — nein! sein Haus gehörte ihm nicht mehr. Und wieder wollte ihn der Brand, der in ihm auflohte, ersticken. Sein Haus gehörte ihr! Ihr!

Sie — wie kam sie nur dazu, ihm das zu sagen! Und jetzt das Band zu zerreißen, das sie Beide umschlungen hatte — mit kalter Hand. Er hatte sie kaum je so ruhig gesehen, wie heute Nacht. Was war in sie gefahren? War sie seiner Liebe überdrüssig geworden? Hatte sie ihn los sein wollen?

„Hahaha!" er lachte häßlich auf. Weiberlaunen — wer weiß! Die Liebe kommt, die Liebe geht. „Hahaha! hätt' nich geglaubt, daß das so bald kommen würde, so zärtlich un verliebt wie sie war!" Und dann schlich es ihm wie Wehmut durch die Seele. Er hatte sie so lieb gehabt.

Vorbei! Nicht mehr daran denken. Nicht mehr an sie denken. Vergessen, was hinter ihm lag. Nach vorn den Blick gerichtet, wie es einem Manne zukommt — ungetrübt das Auge, und wär' auch hinter ihm eine Welt versunken.

Das war ihm geschehen. Und in ihm lag etwas im Sterben. Aber hoch den Kopf und hoch den Mut! — und er streckte seinen Arm — „ich hab' mich selbst noch —

und ich bin etwas — und ich brauch' nicht erst was zu werden und brauch' keinen Andern!"

Das war es gewesen, daß er sich an Andere anlehnen mußte, daß er auf die Hand von Anderen sich stützte, was sein Selbstgefühl niedergedrückt hatte. Und das Geld — das rohe gemeine Geld — das hatte das Zartgefühl seines Stolzes wohl abgestumpft — aber — — war es so schlimm gewesen, daß sie ein Recht hatte, ihm das zu bieten —! Ihm vorzuhalten, daß er sich von ihr ernähren ließ! Er fauchte vor Zorn und Wut und stürzte wieder vorwärts in jähem Laufe. Aber dann kam seine Besinnung zurück, und er bezwang sich.

Ich hab' ihr doch gezeigt, wer ich bin! Sie weiß jetzt, daß ich sie nicht brauche.

Und wer weiß, wozu das Alles gut ist. Nicht den Boden unter den Füßen verlieren, nicht dem nachsinken, was entschwunden ist. Ein neues Leben!

Er kämpfte alle Bitterkeit nieder und auch die Trauer um das, was er verloren hatte. Er wollte frei sein — frei auch von allen lähmenden Empfindungen. Er wollte. Und sein Wille war noch da — ungeschmälert. Zuversichtlich hob sich seine Brust.

Es begann leise zu dämmern, als er auf Berliner Gebiet ankam. In der Potsdamer Straße begegnete er mehreren Arbeitern, die auf dem Wege zur Fabrik waren. Er bot ihnen guten Morgen, er fühlte sich ihnen gleich, er war nicht mehr als sie und wollte auch nicht mehr gewesen sein — und er sagte sich entschieden, daß er darum doch nicht weniger wäre als die Andern, die Vornehmen, Reichen und Gebildeten.

Ich wollt', ich wär' immer geblieben, was ich war, ich wär' nie in die Gesellschaft hineingekommen — — und doch — warum nicht? Ein Abenteuer wars, eine Fahrt in ein neues Land, eine Entdeckungsreise. Man soll nichts von dem, was man erlebt hat, vergessen und vernichten. Verwenden soll mans, so gut man kann — das ist die rechte Mannesart.

Ein verlumpter Pennbruder kam ihm entgegen, der offenbar auf einem nahen unbebauten Grundstück genächtigt hätte. Ein alter Knabe schon. Jochen wollte ihm einen Nickel schenken und griff in die Tasche. Erwartungsvoll kam der Alte herangeschlürft, da erhielt er von Jochen den Bescheid: „Hab' gar nich dran gedacht, daß ich selbst nix hab". Der Alte brummte: „Na so'n jemeiner Schwindel!" und trottete weiter.

Daß Du kein Geld hast, hättest Du wissen können, sagte sich Jochen. Wenn Du jetzt nur auch wüßtest, wie Du ohne Geld nach Hause kommen kannst.

Etwas wie vagabundenhafter Uebermut blinkte in ihm auf. Dann aber dachte er ernsthaft daran, wie er die Heimfahrt bewerkstelligen sollte. Du kannst Dir ja Geld leihen — von Kuhler — fuhr es ihm durch den Sinn. Das hat nicht die geringsten Schwierigkeiten.

Nein, nein! Nur keinen Andern brauchen! Nur das nicht! Das war es ja gewesen, was sein Selbstgefühl getrübt, seine Kraft geschwächt hatte — das lag jetzt hinter ihm, das war überwunden.

Selbständig sein! Unabhängigkeit! Sich nur auf sich selbst verlassen, sich selbst nur brauchen!

Er hatte noch genug, was sein eigen war, wofür er durch Verkauf den Fahrpreis einlösen konnte. Den ganzen Koffer hatte er voll Sachen, und dann hatte er seine Uhr und die schwere silberne Uhrkette; die letztere war allein mehr wert, als die Reisekosten betrugen, sie wollte er an den Mann bringen.

Es war noch nicht sieben, die Geschäfte waren noch geschlossen, nur die Bäckerläden waren schon auf.

Langsam ging er seines Weges durch die Potsdamerstraße weiter. Der Wagenverkehr wurde immer reger, Pferdebahnen und Omnibusse begannen ihre Fahrten. Das großstädtische Leben erwachte.

Du kommst jetzt wieder heraus aus diesem Getriebe in das alte Dasein, so lautlos still, so eintönig, so langsam und arm!

Arm! Nein, es war nicht arm. Es war frei und stolz, und darum reich. Hier war er ja arm geworden — — gewesen war er es freilich nicht. Mit welchen freudigen Empfindungen, mit welchem erhebenden Gefühl des Besitzes, des Wollens, Könnens, mit welchen Hoffnungen war er in diese Welt eingetreten — was hatte er wirklich Alles besessen — und jetzt! Wie hatte er es verloren!

Was nützte alle Willenskraft — er fühlte nun einmal die Wunde, die ihm geschlagen war. Er konnte ihre Schmerzen verachten, aber empfinden mußte er sie.

Er verachtete seine Schmerzen. Und gerade weil er es that, wühlte er in ihnen hin und wieder mit rauher Gelassenheit. Die Wut, deren Glutstrom durch seine

Adern gerast war, der Zorn, der in ihm gewettert hatte, sie waren zur Ruhe gekommen.

Ueber den Potsdamer Platz ging er in die Leipzigerstraße. Hier und da that sich ein Laden auf, langsam, gähnend, wie verschlafen. Eine Gold- und Silberwarenhandlung war nicht darunter.

Auch in der Friedrichstraße waren diese Geschäfte noch nicht geöffnet. Und er kam bis zum Oranienburger Thor, ohne daß er Gelegenheit gefunden hätte, die Uhrkette zu verkaufen.

Hier aber traf er, was er brauchte. Er trat in den Laden ein.

„Wollen Sie mir die Kette abkaufen?"

„Hm! Zeigen Sie 'mal — hm! Nichts Besonderes. Wolln mal wägen."

„Na, was geben Sie?"

„Hm — sechs Mark — sieben Mark will ich geben."

„Nee! so dumm!" sagte Jochen und nahm die Kette wieder an sich.

„Hm — ja — na erlauben Sie noch 'mal — eigentümliche Arbeit — hm —"

„Was glauben Sie, wo die her is? Die stammt aus Mexiko."

Ein Onkel von ihm, ein älterer Bruder seines Vaters, hatte sie aus dem Silberland mitgebracht. Jochen ward es nicht leicht, sich von dem Erbstück zu trennen — aber, was halfs? Wenn der Mann einigermaßen anständig bezahlte —

Nach wiederholter Prüfung bot der Goldschmied neun, dann zehn, endlich elf Mark. „Das Silber ist nicht

besonders — hm — aber die Arbeit ist eigentümlich — und nur weil ich mich persönlich dafür interessiere -- als Liebhaber — hm —"

„Na dann geben Sie her."

Als Jochen vorm Stettiner Bahnhof anlangte, hatte er noch dreiviertel Stunden bis zum Abgang seines Zuges vor sich. Er ging in den Wartesaal und ließ sich eine Tasse Kaffee geben, ihm war flau, und es fröstelte ihn mit dem leeren Magen.

Als er sich gesetzt hatte, beschlich ihn unbezwingliche Müdigkeit, die auch der Kaffee auf die Dauer nicht zu bannen vermochte. So nickte er denn eine ganze Weile vor sich hin.

Dann war es Zeit zum Einsteigen. Die Bahnhofshalle, die er jetzt zum zweiten Mal in seinem Leben betrat, weckte in ihm die Erinnerung an seine Ankunft in Berlin.

Damals — und jetzt! — — — —

Er hielt Alles nieder, was in ihm aufwallte.

Ruhig nahm er seinen Platz in einem leeren Coupee, das ihm für die ganze Zeit der Fahrt allein überlassen blieb.

Nicht lange, da hatte er sich auf der Bank ausgestreckt und war eingeschlafen. Aber die harte Lagerstatt war er nicht mehr gewohnt, und sein Schlaf war vielfach gestört. Trügerische Träume suchten ihn heim. Sie logen ihm vor, daß Alles unverändert geblieben war. Er fand sich an Emmis Seite, sie sagten sich zärtlich guten Morgen und tranken zusammen Kaffee. Und dann ging er an seine Arbeit. Auch von seinen Träumen

träumte er, von seinen Plänen — von der Einführung der Hochseefischerei, von der Produktivgenossenschaft, die jetzt ins Leben getreten war, und vom alten Kuhler, und wie der ein Patent nahm auf eine neue von ihm gemachte und ausgearbeitete Erfindung. Und darauf sah er sich wieder zu Hause, er hatte sehr gut zu Mittag gegessen und rekelte sich auf dem Sofa, und Emmi, die das nicht leiden konnte, schubste und knuffte ihn — Himmel, man sollte nicht glauben, was die kleine Frau für Kraft hatte — Donner — Hagel! Nun ists aber genug — —

Er schlug die Augen auf: die Faust des Schaffners hatte ihn geweckt.

„Stralsund — Hafen — aussteigen!"

Er fand sich nicht gleich zurecht in der Wirklichkeit. Dann nahm er seinen Koffer und verließ das Coupee.

Die alten Schmerzen packten ihn an, die alte Bitternis krampfte ihm das Herz zusammen. Verloren — was hatte er Alles verloren! Und wiederum hatte seine Willenskraft einen schweren Kampf zu bestehen. Dann aber machte er sich Luft in grimmigem Humor.

Gut gegessen hab' ich wenigstens im Traum — ist doch eine angenehme Erinnerung. Schade nur, daß es nicht vorhält. Und wenn es das Einzige ist, was man den ganzen Tag gekriegt hat — —

Es war Mittag. Hunger verspürte er nicht, aber er wollte Hunger haben. Schwäche wäre es, würde er sich von den jüngsten Ereignissen so unterkriegen lassen, daß bei ihm die Eßlust ausblieb. Bis zum Abgang des Trajektschiffes hatte er noch fünfzehn Minuten Zeit. Er

ging in eine Hafenkneipe, ließ sich einen Schnaps und ein Glas Bier geben und bestellte sich eine Portion Rührei mit Schinken. Als das Gericht aufgetragen war, brauchte er sich nicht groß zuzureden, es schmeckte ihm.

Wie klein und eng erschien ihm hier Alles, wie war das „große Stralsund" jetzt für ihn zusammengeschrumpft. Beengend legte die ganze Umgebung sich ihm auf die Brust.

Aber als er dann auf dem Trajektschiff stand, dachte er an die See — die große, freie See! Sie konnte nichts an Größe für ihn eingebüßt haben! Er freute sich darauf, ihr wieder ins leuchtende Antlitz zu sehen, sich ihr wieder hinzugeben in frischer Schaffenslust, von ihr sich wieder hinaustragen zu lassen in die unbegrenzte Freiheit, in die Unendlichkeit.

Wie gern hätte er auf ihr Großes geleistet — für seine Nächsten, seine Brüder. Er war auf dem besten Wege gewesen, nur noch kurz vorm Ziel — und dann — und jetzt!

Wieder verdüsterte sich seine Seele. Er hatte ihnen etwas nach Hause mitbringen wollen, das sie Alle zu andern Menschen machte. Und wie kam er nun zurück! — —

Auf Rügen! Die heimatliche Erde berührte sein Fuß wieder. Eine geheimnisvolle Macht durchströmte ihn, die alte Kraft schwellte seine Brust, der alte Trotz stählte seinen Mut. Er dachte nicht mehr daran, was sie sagen würden, da er so mit leeren Händen heimkehrte. Seine Hände waren ja nicht leer — sie waren voll Kraft. Und in seinem Herzen lebte der starke Wille.

Es war schon dunkel, als er die Göhrener Feldmark betrat. Er kam von Putbus zu Fuß; das sind für einen rüstigen Mann vier Stunden Weges. Gelassen sah er dem Zusammentreffen mit Bekannten entgegen. Aber er sah Niemanden. Die Dorfstraße war leer.

Kaedings saßen in der Küche. Mit einem kräftigen „Gu'n Abend!" trat Jochen ein.

„Nee — nu slah öwer Gott den Düwel dod! Jochen!" rief Korl, trat ihm entgegen und drückte ihm die Hand.

„Mit'n Bullbort! Nee — wur kümmst Du denn her bi Nacht und Nebel!" Mit diesen Worten und herzlichem Händedruck begrüßte ihn Frau Kaeding; die Kleinen standen herum und stierten den unbekannten Bekannten mit offenen Mäulern an.

Korl nahm dem Gast Hut und Koffer ab, seine Frau fragte ihn, ob sie ihm was zu essen anbieten dürfe — er wär' ja jetzt was Besseres gewohnt — aber —

„Man her dormit! Ick hemw bannigen Hunger!"

„Na, Jochen, nu vertell, wu Di dat gahn is!" wandte sich Korl an ihn, nachdem sie sich gesetzt hatten.

„Good is't mi gahn", sagte er mit grimmigem Lachen.

„Dat freut mi."

„Good eten, good drunken, un dortoo so'n sötes lüttes Wiew — haha! — un denn sall't Enen nich good gahn!?"

„Ja, ja."

„Öwer dat's nu all vörbi."

„Wat is dat?“ Frau Kaeding, die am Herd stand, drehte sich hellhörig um.

„Vörbi is't. Ick bün mit ehr ut 'nanner.“

„Mit Dien Fruu?“

„Ja.“

„So so!“ sagte Korl.

„Wat Du seggst“, sagte dessen Frau. Und dann wurde kein Wort mehr darüber geredet. Jochen wollte offenbar nichts mehr davon hören noch sagen. Damit war die Sache für's Erste abgethan.

Als Jochen sich an Bratkartoffeln und gebratenen Häringen satt gegessen hatte, fragte Frau Kaeding: Nun blieb er denn wohl bei ihnen; er könnte auch sein altes Zimmer wieder bekommen, in dem ja noch seine Sachen ständen.

„Nee! Hier bliew ick nich. Dat Huus gehürt e h r jo!“

Jochen erklärte, daß er anderswo ein Unterkommen suchen würde. Aber das Boot wolle er gleich wieder mit Korl führen. Oder mit dessen Knecht, wenn der nicht gleich andere Stellung finde. Er müsse Arbeit haben.

Sie beschlossen dann, zum Vater Schmidt zu gehen, der ihn sicher mit Freuden aufnehmen würde. Seine Betten brachte er ja mit und was er sonst brauchte.

„Jochen! Nee! Nu kiek mal eener an!“ rief der Alte, als er mit Kaedings in die kleine Stube trat, wo die Familie Schmidt, Vater, Mutter, Sohn und Tochter nach dem Abendbrot beschaulich bei kleiner, trübe brennender Lampe saßen.

Kräftige Händedrücke wurden auch hier ausgetauscht. Als Alle dann Platz genommen hatten, fragte Jochen,

der gerade aufs Ziel lossteuerte, ob er hier schlafen könnte.

„Ja gewiß!" — dabei aber sahen sie ihn fragend an.

„Bi Korl kann ick nich blieben, wiel e h r dat Huus gehürt — un se un ick, wie Beid' sünd farig mir 'nanner!"

„J wat Du seggst." „Wur is't moeglich!" „Wer har dat dacht!" Weiter wurde auch hier nichts darüber gesprochen. Natürliches Zartgefühl, mit Schwerfälligkeit gemischt, verbot es ihnen, näher nachzuforschen.

Dazu kam — was sie Alle mehr oder weniger empfanden — daß Jochen doch etwas Fremdes an sich trug, in Haltung und Bewegung, im Ausdruck des Gesichts, im Blick seiner Augen und auch in seiner Art zu sprechen. Er war nicht der Alte mehr, war nicht mehr so wie sie — und dieses Gefühl legte ihnen noch mehr Zurückhaltung auf.

Die Männer bewerkstelligten gleich den Umzug, Jochens Bettstelle und Betten wurden geholt, und er schlief unter Vater Schmidts Dach, nur wenige Stunden freilich; denn in aller Herrgottsfrühe stand er auf und fuhr, wie verabredet war, mit Korls Knecht, einem noch sehr jungen und etwas unbeholfenen, treuherzigen Burschen zum Fischen.

Wieder auf der See! In seinem Boot — ein Freier, ein König! Das alles — alles gehörte ihm bis in die unerreichbare Ferne, bis an den Saum des Himmels. Ihm galt der rauschende Jubel der Wellen, ihm der leuchtende Gruß der klaren Fluth. Seine Brust weitete sich, seine Seele füllte der frische Odem des Meeres.

Und die Arbeit freute ihn. Mit stiller Bewunderung sah Martin, der Knecht, wie ihm Alles von der Hand ging. Und dann suchte er es ihm nachzuthun.

Jochen merkte, wie Martin auf ihn als Vorbild blickte. Und das Bewußtsein, daß er etwas konnte, daß er etwas war, gab ihm frohen Muth.

Dann aber, als die Arbeit hinter ihnen lag, als sein Fuß das Land wieder betreten hatte, als er allein war mit seinen Gedanken, mußte er sich fragen: ob diese Thätigkeit ihn noch befriedigen könne?

Er hatte gelernt wie an das Leben so an sich selbst andere Ansprüche zu stellen; er hatte neue Kräfte, die in ihm schlummerten, geweckt, und diese Kräfte wollten ihr Recht, wollten Arbeit.

Und nun war die gewöhnliche Faust- und Knochenarbeit sein Loos.

Warum? Nur deshalb schließlich, weil er kein Geld hatte! Das ist die soziale Weltordnung! Aus seinem tiefsten Innern hervor brodelte die Unzufriedenheit.

Und doch — hatte er es denn nicht geistig zu etwas gebracht? Gab es nicht Leute, die zu seinen Fähigkeiten Zutrauen hatten? Kuhler zum Beispiel! Wie gerne würde der bereit sein, ihn weiter auszubilden — zum Ingenieur — —

Nein! Nichts werden — etwas sein! Nicht zurück in die Abhängigkeit, in den Dienst! Frei sein und selbstständig — das war Alles!

Mit seinen Plänen war es also vorbei! Ein Werk, werth des ganzen Lebens, der ganzen Kraft eines Mannes — es war im Keime abgestorben. Ein Werk, das Vielen

Segen bringen konnte, war vernichtet — wodurch? Durch die Laune, die Unbeständigkeit eines Weibes —

Mußte es wirklich dadurch vernichtet sein? Untergegangen aus solchem niederen Grunde! Was war denn anders geworden an dem Plane selbst! Hatte er nicht vermögende und einflußreiche Leute für ihn gewonnen? Und war das Unternehmen nun unmöglich, weil — —

Wie war es geschehen, daß sich jene Leute ohne viel Bedenken seinem Werke zugewendet hatten? Weil ihm selbst ein großes Kapital bedingungslos zur Verfügung gestanden! Das war es. Und da dieses nun fehlte —

Jetzt würden sie die Sache mit ganz andern Augen ansehen. Jetzt würde er, wenn er es auch vermöchte, um sie zu werben und wenn sie überhaupt noch zur Beteiligung geneigt wären — jetzt würde er in Abhängigkeit von ihnen geraten. In Abhängigkeit! Zum Teufel mit dem ganzen Plan! Frei sein und selbständig, das war Alles! Keine Andern brauchen! Sich selbst nur brauchen! Und in sich selbst sein Genügen finden. Er wollte es sich erkämpfen — seinen Träumen, seiner Sehnsucht zum Trotz.

Ein harter Kampf, denn jetzt in der stillen Beschaulichkeit war seine Phantasie mächtiger als je. Und sie war mutig genug, sich auch mit Emmi selbst zu befassen, mit dem, was sie ihm gewesen war, mit dem, was sie ihm angethan hatte.

Er hatte sie doch besessen — trotz alledem — hatte sie im Arm gehabt, das reizvollste Weib, hatte ihre Gedanken beherrscht — wer konnte ihm das rauben?

Ihre ganze Seele war sein eigen gewesen. Wie kam es — wie kam es nur, daß er sie verlor? So schnell, daß ihn jenes Wort wie ein Blitzschlag traf!

Ihre Bewunderung für ihn war geschwunden, ihre Achtung vor ihm zerfallen. So war es gekommen.

War es seine Schuld? Hatte er es verdient? War seine Kraft wirklich erlahmt — so sehr erlahmt, daß er ihr als Nichtsnutz erscheinen konnte? Nur geschlummert hatte seine Kraft, eingelullt von dem ganzen Leben — vielleicht, daß dieser Schlaf gefährlich war — aber jetzt, jetzt war sie ja erwacht, unversehrt, unverkümmert.

Und sie — sie mußte das wissen. Sie hatte es nun doch gesehen, daß sein Stolz sich nichts anhaben ließ, jetzt wußte sie doch, daß er nicht in Abhängigkeit versunken, durch das Wohlleben nicht erschlafft war, daß er die Kraft hatte, frei zu sein. Wenn sie daran gezweifelt hatte, wenn sie sich Gewißheit hatte verschaffen wollen, jetzt war sie ihr gegeben.

Und damit war ja weggeräumt, was sie von ihm gestoßen hatte. Sie hatte kein Recht, keinen Anlaß mehr, ihn zu mißachten. Sie mußte einsehen, daß sie ihm unrecht gethan hatte — —

Und daß er hier war, das wußte sie. Wo hätte er denn sonst wohl sein können! —

Gegen drei Uhr Nachmittags kam der Zug in Putbus an. Dort war jeder Zeit Fuhrwerk zu haben. Ein Wagen konnte von dort um sechs bequem in Göhren sein. Jetzt war es halb sechs.

Sechs wurde es. Kein Wagen kam. Auch im weiteren Verlauf des Abends nicht.

Schweigend, düsteren Auges saß Jochen bei Schmidts in der Stube. In seiner Seele tobte der alte Streit sich aus.

Auch die Andern waren schweigsam. Ehe sie zu Bett gingen, sagte Vater Schmidt: „Ich weet nich, mi treckt dat so in de Liekdüern — wi kriegen anner Weder!"

Vater Schmidts Hühneraugen behielten recht. In der Nacht machte sich ein starker Nordwest auf, der dann am Tage immer nördlicher und heftiger wurde.

Am Morgen flickte Jochen mit Korl und dem Knecht Netze hinter den Dünen. Widerwillig that er die beschauliche Arbeit, mit aller Kraft zwang er sich zur Ruhe. Das Brausen der See durchzuckte ihn. Er sehnte sich nach Kampf und Gefahr.

Nach Mittag sagte er zu Martin: „Ick will segeln. Kumm mit!"

Martin warf einen fragenden Blick auf Korl. Der wandte sich an Jochen: „Na hüer 'mal, wer't hüet nich nörig hädd, de bliwwt am besten to Huus!"

„Ick will öwer ruut!" erklärte Jochen. „Häst woll keen Kurasch, Martin?"

In den Augen des Burschen wurde es hell, und er sprang auf. Korl widersprach nicht mehr; er wußte, daß es nutzlos war.

Diese Herrenmanier, zu segeln, bloß um zu segeln, würde sich bei Jochen schon allmählich verlieren; und was Martin heute Nachmittag an Arbeit versäumte, das brachte ja Jochen allein doppelt und dreifach wieder ein.

Er ging mit den Beiden an den Strand. Und er half, zugleich mit ihm ein paar Fischer, die hinter den Dünen bei ihren Netzen beschäftigt waren, das Boot ins Wasser bringen.

Mit unsäglicher Mühe überwanden dann Jochen und Martin die Brandung. Jetzt war das Segel aufgezogen, sie hatten gewonnenes Spiel.

Bedenklich blickte Korl ihnen nach. „Harrst noch 'n Reff mihr inleggen müßt!" rief er hinüber.

Jochen hörte es nicht. Es wär' auch zu spät gewesen. Und er würd' es auch nicht gethan haben, wenn er es noch gekannt hätte.

Die Andern schüttelten die Köpfe über diese zwecklose Vergnügungsfahrt.

„So ne Narrschheit."

„Em is woll wat to Kopp stägen in Berlin."

„Dor is sien Ollsch' an schuld."

„Dat kümmt von so'ne verrückte Frigerie!"

„Na, sien Brägen wadd jo woll werrer in Ornung kamen."

Sie gingen wieder an ihre Arbeit. Auch ihnen war an Jochen etwas fremd geworden. —

In wilder Eile schoß das Boot durch die schäumenden Wellen. Fluthen von Spritzwasser klatschten über die Beiden her und durchnäßten sie bis auf die Haut. An der Leeseite lief der Rand des Fahrzeugs im Wasser. Immer reißender wurde seine Fahrt; wie geängstigt von den mächtigen beutegierigen Krallen und Tatzen, die aus den Wogenkämmen nach ihm hingriffen, raste es durch die Fluth, die es wüthend ob seiner Vermessenheit schlug

und warf und zauste und riß und zerrte, Alles zugleich mit wachsendem, immer jäher sich bäumendem Ingrimm.

Martin war wie betäubt von den Spritzwellen, die immer schneller, immer ungestümer ihnen um die Ohren fuhren und brausten. So war er noch nie gesegelt.

„Möten wi ook mihr reffen?" fragte er.

„Bangbür!" rief Jochen ihm zu.

Noch mehr Gefahr — mehr Wildheit noch! Die dunklen Wolken, die sich in seiner Seele zusammengezogen hatten, entluden sich in den Blitzen jauchzender Kampfeslust, tollkühner Freude. — —

Die Dämmerung brach herein. Jochen war noch immer nicht zurück.

Am Nachmittag war Korl einmal an den Südstrand gegangen, wo Schutz war vor dem Nordwest und keine Brandung; hier mußten und würden sie landen. Vom Boot hatte er nichts gesehen. Aber er hatte sich überzeugt, daß hier das Fahrzeug nicht gleich ans Land gezogen zu werden brauchte, daß es für's Erste gesichert blieb, wenn es auf den Sand gelaufen war und da verankert wurde, und daß die Beiden hierzu, wenn sie landeten seiner Hilfe nicht bedurften.

Jetzt saß er unthätig im Zimmer. Er hatte die Beiden längst erwartet. Unruhe kam über ihn, immer lebhafter paffte er aus seiner kurzen Pfeife vor sich hin. Dann stand er auf, sah zum Fenster hinaus und ging aus der Stube.

Erst in die Küche, wo seine Frau am Waschtrog stand.

„Sünd de Beiden ümmer noch nich werrer trügg?" fragte sie.

„Nee.“

„Dat 's doch dull.“ Sie hielt eine Weile mit der Arbeit inne und blickte Korl forschend nach, der jetzt achselzuckend hinausging vor die Hausthüre.

Der Wind war zum Sturm angeschwollen. Die dünnen Wolken zerflogen und zerstoben wie Dampf. Grelles Gelb grinste vom Himmel hernieder, das die Dämmerung, den Abendfrieden verhöhnte. Man hörte aus der Ferne deutlich das Tosen der See: bald wie dumpfer Donner, bald wie wüstes Geheul tönte es herüber, dazwischen klang es zuweilen wie gellender Schrei.

Korl schüttelte bedenklich den Kopf.

Wie er so, auf dem Gesicht die Schatten der Sorge, ins Wetter blickte, sah er eine Halbchaise die Dorfstraße in schlankem Trabe entlang kommen. Und ehe er sich noch besondere Gedanken über sie machte, hielt sie schon vor seinem Hause.

Eine Damenhand schlug das Schutzleder zurück. Emmi sprang aus dem Fond.

Sie eilte auf Korl zu, der überrascht in ihr blasses Gesicht glotzte, und reichte ihm die Hand.

„Ist Jochen hier?“

„Nee.“

„Nicht hier? Jochen ist nicht hier?“

„Ja — das heißt — hier is er ja — bloß er is nicht hier — er is auf 'm Wasser, er segelt.“

„Segelt! Er segelt bei dem Wetter! Sagen Sie, Kaeding, das ist doch gefährlich!“

„Ja — 'ne Kleinigkeit ist das ja nich — aberst — he wadd dor woll mit dörchkamen.“

„Wie lange ist er schon fort?"

„Siet Middag."

„Großer Gott, so lange schon! Sagen Sie, da wird doch kein Unglück geschehen sein!?"

Sie packte seinen Arm.

„Das wolln wir nich hoffen."

Ein schwacher Trost.

„Ich will zum Strand. Kommen Sie mit mir."

„Wolln Se nich eintreten?" Er wies auf die Hausthüre.

„Nein — an den Strand!"

„Aber sie können ja doch nix helpen."

„Wenn Sie nicht mit wollen, geh' ich allein."

Sie wandte sich zum Gehen. Er eilte ihr nach.

„Von de Sied kümmt he nich. Wi müssen an'n Südstrand."

Sie kehrten um. Korl begleitete sie barhäuptig, wie er war.

„Wie kommt es, daß Jochen auf dem Wasser ist? Mußte er? Ist er zum Fischen? Ist er allein? Warum sind Sie nicht mit?"

„Nee, alleen kann Keiner die Boot regieren. Mein Knecht is mit."

„Bei dem Wetter muß er fischen!"

„Nee, fischen thut er nich. Er segelt zum Vergnügen."

„Wie ist das möglich?"

„Es war so 'ne Verücktigkeit von ihm."

Zum Vergnügen — eine Verrücktheit! Er setzte sein Leben auf's Spiel. Lag ihm nichts mehr am Leben —?—

Es wirbelte in ihrer Brust, in ihrem Kopf — schwindelnd hielt sie sich an Korl, der still stand und sie stützte — und dann raffte sie sich gewaltsam auf — „Kommen Sie — es ist — wieder — gut — —“ lallte sie, und damit sank sie in Ohnmacht.

Korl fing sie auf. Ratlos sah er sich um. Dann aber, schnell entschlossen, nahm er sie auf den Arm und trug sie nach seinem Hause, von dem sie noch nicht weit entfernt waren.

Er stieß mit dem Fuß an die Küchenthür. „Mudder!“

Seine Frau öffnete gleich. „Heerjees! Wat's denn dat!“

„Maak de Döör up!“ sagte Korl und nickte nach der Stubenthür hin. Sie that es und er trug die Ohnmächtige auf's Sofa.

Neugierig stürmten die Kinder herein.

„Ruut!“ rief Korl ihnen zu mit bezeichnender Handbewegung, und die Kleinen stoben hinaus.

„Nee, wat is denn dat bloß!“ fragte Mutter Kaeding und trocknete sich Hände und Arme mit der Schürze ab.

„Dat sühst Du jo! Se is eben ankamen, un as se hüert, dat Jochen up See is, föllt se in Ohnmacht.“

Er empfahl seiner Frau, der Besinnungslosen mit kaltem Wasser Stirn und Schläfen zu waschen. Das leuchtete ihr ein, und sie holte das Nötige. Sie hatte noch nie mit Ohnmächtigen zu thun gehabt.

„Ick gah nah 'n Südstrand!“ erklärte Korl dann, nahm seine Mütze und ging aus dem Hause. Hier war er überflüssig, und es drängte ihn jetzt immer mehr, sich nach Jochen umzusehen.

Seine Sorge wuchs. —

Es dauerte geraume Zeit, ehe das kalte Wasser bei Emmi Dienste that. Jetzt öffnete sie die Augen und sah sich um mit gläsernem Blick. Eine ganze Weile starrte sie Frau Kaeding an, bevor sie sie erkannte. Dann dämmerte ihr Bewußtsein auf, und sie fragte zitternd: „Wo ist Jochen?“ Und noch war sie ohne Antwort, da hatte die Erregung ihre Sinne schon wieder betäubt. —

Korl begegnete auf seinem Wege mehreren Fischern.

Kaamt Ji von'n Südstrand?“

„Ja.“

„Hewwt Ji von Jochen wat sehn?“

„Nee.“

Er eilte weiter. Zwei von ihnen schlossen sich ihm an. Die Beiden erwogen diese und jene Möglichkeit. Korl sagte kein Wort,

Es war Abend geworden. Das stechende Gelb des Himmels hatte sich zu einem matten, nebelhaften Rot abgedämpft. Als sie an den Strand kamen, sahen sie bei scharfem Ausblick in der Ferne weiße Wogenhäupter. Sonst war nichts zu erkennen.

Der Wind, ungeschwächt in seiner Gewalt, kam noch immer nordwestlich. An diesem Ufer war noch immer keine oder geringe Brandung. Hier zu landen hatte keine großen Schwierigkeiten, trotz des Sturmes. Jochen mußte das wissen.

Korl trat dicht ans Wasser heran. Lange stand er so und spähte über die Fluth, bis ihm die Augen thränten. Nichts war zu sehen.

Er wandte sich an seine Begleiter. „Mi steht de Ver=

stand still.“ Langsam, ernst und schweigend gingen sie zurück. In den Lüften schnob und wetterte und heulte und gellte es, daß ihnen das Hören verging.

Eine Möglichkeit war noch offen. Jochen konnte wo anders ans Land gegangen sein. Aber wo? Daß sie anders wohin verschlagen waren, konnte man bei diesem Wind nicht annehmen. Und freiwillig — wohin sollten sie sich wohl freiwillig gewandt haben?

Immer schwerer legte es sich Korl aufs Herz.

Seine beiden Begleiter verabschiedeten sich von ihm mit langem kräftigen Händedruck, als wollten sie ihn trösten. Auch die hatten wohl keine Hoffnung mehr. Allein ging er weiter — zurück zu der kranken Frau, die verzweifeln würde, da er ihr keine gute Nachricht bringen konnte.

Und ihm ging es ja selber so nah — Jochen war sein bester Freund, wenn sie sich auch entfremdet waren. Es war ja nicht möglich — das Fürchterliche konnte ja nicht wahr sein — —

Da! Zwei Gestalten sah er in der Ferne auf der Dorfstraße sich entgegenkommen.

Erschien es ihm nur so, weil er so stark an den Vermißten dachte —? — Das — das war doch seine Figur — sein Gang — ja! —

„Jochen!“ schrie er den Nahenden zu. „Jochen!“

„Ja!“ kam die Antwort zurück. Es war seine Stimme. Er war es. Und strahlend hell wurde es in Korls Herzen.

„Dunnerhagel! Wur kümmst Du denn dor her?“ rief er mit lachendem Munde.

Er eilte auf Jochen zu und drückte ihm die Hand.

„Von Thiessow,“ antwortete der Gefragte, und er zeigte auf Martin, der ihm folgte, schwankend, als hätte er zu viel getrunken.

„Wat is denn mit Martin?“

„’t is to veel för em wordn; ick künn mi toletzt nich mihr up em verlaaten und dorüm sünd wi in Thiessow an Land gahn. De Boot liggt dor. Ick hahl se morgen.“

„Na wi hebben schöne Angst üm Di utstahn — good dat Du door büßt! Un — — Dien Frau is ook kaamen.“

„Wat? Wer is kaamen?“ Jochen starrte ihn an, als hätte er nicht recht gehört.

„Na — Fruu Büsing.“

Eine Weile stand Jochen still wie ein Baum, und dann lachte er, und dann rannte er vorwärts, daß die beiden Andern ihm nicht folgen konnten. Martin nun erst gar nicht.

Er riß die Thüren nur so auf, und da sah er Frau Kaeding um Emmi beschäftigt, die noch immer auf dem Sofa lag. Er eilte auf sie zu. Ihre Augen waren geschlossen.

„Wat is?“

„Hsch!“ mahnte ihn Mutter Kaeding zur Ruhe. „De lütt Fruu is in Ohnmacht follen — uut luurer Angst üm Di.“

Er beugte sich über sie, und jetzt schlug sie die Augen auf und sah ihn und erkannte ihn.

„Jochen!“

Sie wollte ihn umfangen; als ihre Hände die nassen Kleider berührten, erschrack sie, und ihre Sinne schwanden wieder hin.

Mutter Kaeding faßte ihn an. „So natt!“ Sie ermahnte ihn, sich gleich umzuziehen. Im Gefühl, daß er sich so der Leidenden nicht nähern konnte, ging er in die Schlafstube und legte, da seine Kleidungsstücke nicht mehr hier waren, Sachen von Korl an. Und bald war er wieder im Zimmer bei Emmi.

Sie war jetzt zu sich gekommen und saß auf dem Sofa. Bleich war sie, und sie bebte, aber durch den matten Nebel, der auf ihrem Auge lag, leuchtete die Zuversicht.

Jochen setzte sich neben sie auf einen Stuhl und faßte ihre Hand.

„Ist — Dir wieder besser?“

„Ja. Jetzt ist mir wieder ganz, ganz wohl.“

Still sahen sie sich an, wie betäubt von dem, was sie erlebt hatten. Dazu hatte sie noch gegen ihre Schwäche anzukämpfen, und in ihm rang sich das Verlangen nach Klarheit durch.

Etwas wie Scheu lagerte sich zwischen ihnen.

Frau Kaeding ging sachte hinaus.

Emmis Auge wurde wieder trüber und unsicherer.

„Soll ich auch den Doktor holen?“ fragte er.

Sie schüttelte den Kopf. „Du bist mein Doktor. Das heißt, erst werd’ ich Dich kurieren müssen — von Deiner Gemessenheit und Deinem Ernst“ — —

„Wir wollen uns aussprechen.“

„Frage!“

„Du — Du hast an mir gezweifelt —“

„Ja.“

„Und jetzt —?“

„Jetzt — o jetzt thu ichs nicht mehr. Wär ich sonst

wohl gekommen — wär' ich Dir sonst wohl nachgereist!"

„Du hast Zeit gebraucht, Dich zu besinnen —"

„Ich war ja krank! Immer und immer die Schwindelanfälle und Ohnmachten —"

Sie erwartete, sein Auge würde ahnungsvoll, verständnisvoll das ihre suchen — aber er blickte ernst vor sich hin.

„Leid thut es mir, daß Du selbst so ausgehalten hast unter Deinem Zweifel — und — wenn dieser Zweifel nu wiederkommt —"

„Er kommt nicht wieder, aber Du sagst es so bitter, als müßt' ich Dich erst förmlich um Verzeihung bitten, daß ich Dir Unrecht gethan habe — daß ich Dir — so entwürdigende Worte ins Gesicht warf —"

„Nein, daran denk' ich nicht. Das will ich gar nicht."

„Jochen, wir haben ja Beide schwer genug gelitten — oder hast Du nicht gelitten, Jochen?"

„Ja."

„Und wenn ich das jetzt so überdenke, so muß ich sagen: Es war doch Alles in Allem gut, daß es so kam. Die fürchterliche Nacht war ein Glück für uns. Mit meiner überspannten Angst und Nörgelei und Zweifelei hat sie gründlich aufgeräumt — und nur mein Ehrgeiz ist geblieben, mein Ehrgeiz für Dich, Jochen. Und für Dich war es doch auch gut, Dich hat es —

„Was hat es mich?"

„Sag' Jochen, glaubst Du es nicht selbst, daß Du am Scheidewege standst —"

„Vielleicht. Aber warum sollt' ich nicht den rechten Weg eingeschlagen sein, auch ohne daß Du mich mit solchen

Worten — — aber das wollen wir lassen. Wir wollen überhaupt das Geschehene lassen. Von der Zukunft wollen wir reden."

„Ja."

„Ich bleib' jetzt hier. Hier hab' ich am wenigsten Bedürfnisse. Und so lange ich so wenig Geld verdiene —"

„Jochen, laß doch das Geld."

„So lange will ich auch wenig brauchen. Ob Du hier bei mir aushalten kannst und willst, weiß ich nicht."

„Das weißt Du nicht? Jochen, ich sollte nicht bei Dir bleiben! Kannst Du Dir's denn anders denken?"

„Nein. Und so ist ja Alles gut. Und das Unternehmen — mein Unternehmen ist jetzt wieder lebendig geworden. Ich will ihm hier den Boden bereiten. In Stralsund und Greifswald giebt es auch genug dafür zu thun. Und Berlin ist ja auch nicht aus der Welt."

„Nein. Und ich denk', in Zukunft wird es so: wir leben im Sommer hier und im Winter, wenns mit der Fischerei nichts mehr ist, in Berlin, nicht?"

„Wollen sehen."

„Aber Jochen — sag'! Was ist denn mit Dir? — so ernst bist Du noch immer — ich weiß ja, daß Du auf mich nicht angewiesen bist, daß Du auch ohne mich leben kannst — aber — hast Du mich denn nicht mehr lieb?"

„Mutting — mien Mutting!" — — —

Geschichte einer Denkerin.

Ein mittelgroßes Mietszimmer, nach dem Hof gelegen. Spärlich die Ausstattung, kalt und nüchtern die Wände. Kaum etwas, wodurch das Starr-Viereckige der klotzigen Möbel, des Tisches, der Kommode, der Stühle und des Sophas selbst, dessen Lehne fast gradlinig ist, dessen Polsterung brettartig aussieht, belebt oder gemildert wird. Linear-erstorben erscheint alles. Und nirgends der Lebensodem einer warmen Farbe.

Kaum zu glauben, daß ein Weib, ein junges Mädchen in diesem Raume haust.

Die Bewohnerin sitzt am Fenster und blickt hinaus, den Kopf auf beide Arme aufgestützt. So erscheinen ihre eckigen Formen noch eckiger, so paßt sie noch besser in die Umgebung.

Nichts Erfreuliches giebt es da draußen zu sehen. Gerade gegenüber die kahle, fensterlose Mauerwand des Nachbarhauses, deren Mörtelbekleidung die Verwitterung groteske Fratzen eingetüncht hat. Aber es gehört schon ein gut Teil Phantasie dazu, diese nur zu gewahren, und von Phantasie steht in den großen kalten Augen, die da

hinausschauen, nicht viel zu lesen. Augen, die nur das Ding an sich gelten lassen wollen und keineswegs gesonnen sind, sich an jener leeren Wand Frescogemälde vorzuzaubern.

Vor ihr auf dem Fensterbrett liegt ein aufgeschlagenes Buch, eines von den vielen, die wohlgeordnet die Fächer eines großen Regals füllen. Es ist schon zu dunkel zum Lesen. Am Himmel sind nebelgraue Wolken aufgezogen und haben die Dämmerung beschleunigt. Kühl dringt durch die Fensterritzen die feuchte Herbstabendluft.

Leises Beben überfliegt ihre zarten Glieder.

Sie steht auf, nimmt das Buch und stellt es an seinen ihm wohlzuerteilten Platz.

Dann geht sie an die Thür, öffnet sie und ruft hinaus mit klarer, etwas harter Stimme:

„Frau Matz! Haben Sie 'n Augenblick Zeit für mich?"

„Ja woll, Freilein!" antwortet ein behäbiges Frauenorgan mit gemütvoller Baßfärbung, „jleich in 'ner Sekunde."

Fünf Minuten verstreichen. Da klopft es, und auf das ‚Herein!' schiebt sich durch die Thüröffnung eine mächtige Frauengestalt.

„Na, Freileinchen — da bin ick schon!"

Gemächlich zieht die Eingetretene sich vollends die Aermel über die roten, fett- und kraftstrotzenden Arme.

„Haben Sie Bier im Haus, Frau Matz?"

„Sache! Soll ick holen?"

„Ja, bitte."

Frau Matz hatte aber keine große Eile, diesen Wunsch zu erfüllen. Die Hände auf die Hüften gelegt, blieb sie stehen, um erst, wie es sich gehörte, ihr Herz auszuschütten.

„Wat et schon frieh duster wird!“

„Ja, und kalt wirds auch schon. Ich glaub', wir werden nächstens heizen müssen.“

„Schon? Is det nich 'n bisken früh? Freileinchen, Se haben zu wenig Blut, det Se immer so friert.“

„Meinen Sie?“

„Ja, un da is det ville Lesen schuld dran, un det Jrübeln.“

„I wo!“

„Ja, ja, det is so wie ick sage. Na — as wie heite! Wat haben Sie nu davon jehabt, det Ihr Schef Jude is un heite Versöhnungsfest feiert un Sie nich in't Jeschäft brauchten? Ornlich spazieren jehn hätt'n Se sollen! 'T war doch 'n janz scheener Tag heite. Aber nee! Se müssen hier uf de Bude hocken un — un sich an de Wissenschaft verkälten. Is doch keen Standpunkt!“

Mit imponierender Ruhe, in grandiosem Brustton hielt Frau Matz ihre Predigt.

Mit nicht geringerer Gelassenheit hörte das junge Mädchen ihr zu oder nicht zu; sie steckte inzwischen die Lampe an, auf die letzten Worte der Wirtin entgegnete sie nichts.

Frau Matz schien auch nicht groß auf eine Antwort zu rechnen.

„Haben Se denn ooch wat Vernünftiges zu essen, Freilein Marie?“

Danke, ja. Ich hab noch Schinken und Wurst."

„Wirklich?"

„Ja. Woll'n Sie sehn?"

Sie hob eine Blechbüchse vom Boden und ließ die Wirtin einen Blick hineinthun. Mit unsäglicher Geringschätzung tuckte sich diese die winzigen Stücke an.

„Na Freileinchen, ieberladen Se sich man bloß nich den Magen! 'T jiebt doch verschiedene Sorten Menschen! Na nu will ick man Bier holen. Ne janze Flasche?"

„Sein Sie so gut."

Frau Matz ging hinaus. Marie deckte den Tisch und trug auf, was sie zu essen hatte.

Dann kam die Wirtin mit der Flasche Bier zurück.

„So — na un nu —" sie musterte die Tafel — „Nee! Juten Appetit will ick Ihnen lieber nich winschen —"

„Ach! Warum denn nicht?"

„Weil Se sonst nich satt wer'n, Freileinchen."

Sie schüttelte den Kopf. „Nee, nee! 'T muß mit Sie janz anders wer'n, Freilein Marie! Speck an de Rippen! Det is de beste Lebensweisheit."

„Nicht für Jeden."

„Na ick weeß ja! Sie halten mir for dumm, dick un jefräßig! Bin ick ooch! Sa 'ck janz offen! Aber wat jlooben Se, det bei all' de Weisheit rauskommt!"

Marie zuckte die Achseln.

„Jar nischt kommt bei raus! Wissen Se, det de jroße Unjleichheit uffheeren soll, det et keene Reichen mehr jiebt un keen Jeld mehr jiebt, det is 'ne Sache, da liegt Murr drin un det wird ooch wat —"

„So!“ Das klang sehr geringschätzig.

„Na ja, Sie! For Sie jeniegt ja de janze Sozialdemokratie schon nich mehr! Se sind ja schon viel weiter in de Weltjeschichte! Se sind ja klieger als Bebel un Liebknechten zusammenjenommen! Se krempeln eenfach de janze Natur um. Wat Sie mir da erzählt haben von Frauenrechten un so wat — det is ja allens janz hibsch ausjedacht, aber det jiebt's ja jar nich! Wat Frauens sind, det sind Frauens! Un Mannsleit sind nu mal Mannsleit! Un Frauensarbeit bleibt ooch immer Frauensarbeit! Wenn de Frauens nich länger Strümpe stoppen wolln, denn müssen't de Männer dhun, weil 't eener doch dhun muß. Na, un det is jegen die Natur, sag' ich.“

Maries Augen ruhten forschend auf der Gestalt der Sprechenden, die mit den Knochen der Revolutionärin, der Petroleuse begabt war, und deren Anschauungen so viel Demut und Frieden atmeten.

Dann sagte sie ruhig ernst: „Es geht Ihnen eben zu gut, Frau Matz. Sie haben zu viel Speck an den Rippen.“

Sie bedauerte es, mit diesem Speck, wenn sie auch kaum etwas gesagt hatte, auf soziale Erörterungen eingegangen zu sein.

Frau Matz aber that es leid, sich so gegen ihre Chambregarnistin, der sie sehr zugethan war, ins Zeug gelegt zu haben. Die Gutmütigkeit meldete sich jetzt allein wieder bei ihr zu Worte und sie erklärte warmen Tones: „Ick mein 't ja man blos jut mit Ihnen, Freileinchen. Un — wat ick noch sagen wollte —“

Sie zauderte. Sollte sie es aussprechen? Es hatte ihr schon den ganzen Tag auf der Zunge gelegen, aber

es würde vielleicht beunruhigender wirken, als die Sache verdiente. Doch ihre Warnung durfte sie nicht unterdrücken, und so berichtete sie denn auf Maries Frage, was sie noch auf dem Herzen hätte:

„Wissen Se, Freilein, wer heite hier in'n Haus jewesen is un jroß un breit nach Ihnen rumjefragt hat?"

„Na?"

„Eener von die Jeheimpolizei." Sie flüsterte, um die Gewalt dieser Worte zu mildern.

Aber sie hatte Maries Widerstandsfähigkeit offenbar unterschätzt. Mit dem größten Gleichmut erwiderte die: „Lassen Sie ihn doch, wenn's ihm Spaß macht."

Doch war damit für Frau Matz die Sache keineswegs abgethan, „Wat die Wiechmann'n is, die kennt 'n", fuhr sie fort. „Un die hat mir det jesagt. Un sagen Se blos, is denn det wahr, wat die sonst noch jesagt hat?"

„Ja", antwortete Marie, die der blutige Ernst der Wirtin scherzhaft stimmte.

„Wissen Se 't denn schon? Is denn det wahr, det mang die Leite, die hier bei Ihnen kommen, det da welche von die richtigen Anechisten mit mang sind?"

„Ja gewiß. Die Frau hat ganz Recht."

„Un — un da jeheeren Sie ooch so halbwegs zu?"

„Ganz und gar."

„Zu die — zu die Dinamitbrieder? Nee, det jloob' ick nich. Det jloob ick eenfach nich! Det hängen Se man 'n Dümmern uf! Un ick jloob ooch nich, det von die Sorte wer bei Sie kommen dhut. Die Leute sehen ja alle so manierlich aus" — —

Marie hatte nur ein Lächeln als Entgegnung. Was hätte sie der Frau sagen sollen? Daß ihr Anarchismus nichts mit Dynamit zu thun habe, daß sein Zünd- und Sprengstoff das Wort, der Gedanke, das Martyrium sei? Daß sie im Dienste einer Idee stehe, getreu bis in den Tod, erfüllt von einem Ideal, die Priesterin eines Glaubens! Des Glaubens an den Individualismus als die erlösende Macht, die einzige, die die Welt von ihrer sittlichen Fäulnis, der Verlogenheit zu heilen, die die Welt aus ihrer sozialen Kümmernis und Verworrenheit zu befreien vermag. Der Individualismus, der allein die zur Naturgewalt gewordene Idee des Kommunismus, der eine neue Knechtschaft der Menschheit bedeutet, zu überwinden die Kraft hat!

Sollte sie ihr das predigen? Sie hätte sie ja nicht verstanden — noch nicht, so wenig wie der Geheimpolizist, der auf die Frau eine so geheimnisvolle Macht ausübte. Aber vielleicht würde deren Zeit auch einmal kommen. — —

Marie's Schweigen hatte für Frau Matz etwas Unbehagliches. Und eben aus dieser Stimmung heraus überkam sie eine gewisse Scheu, das Mädchen weiter auszuforschen.

Mit einem kräftigen: „Ick jloob't ja doch nich," suchte sie ihre Seele wieder in die richtige Lage zu bringen. Dann mahnte sie: „Na, nu essen Se man!" und ging aus dem Zimmer.

Marie setzte sich an den Tisch. Es fröstelte sie; das kalte Bier stieß sie zurück. Sie ließ die Flasche unberührt,

holte ihren Spirituskocher und setzte den Theekessel mit Wasser auf, sich Thee zu bereiten.

Das Wasser fing an zu kochen. Der Kessel begann zu summen und zu singen, stoßweise, ohne rechtes Vertrauen. Und dann gab er's, als wäre es schade um solche traulichen Töne in diesem Raume, auf. Nur ein gleichmäßiges, halb verdrießliches, halb gleichgiltiges Zischen ließ er noch vernehmen.

Ohne rechten Appetit aß sie ihr bescheidenes Mahl.

Aber der Thee wärmte sie, schneller ging ihr dünnes Blut, und ihre Mattigkeit schwand.

Es zog sie wieder zu ihren Büchern.

Oder sollte sie lieber einen Spaziergang machen?

Die Wirtin hatte Recht; sie war den ganzen Tag noch nicht aus dem Haus gewesen, und damit that sie ihrem Körper Unrecht.

Sie ging ans Fenster und öffnete es, um in's Wetter zu sehen. Schwere feuchte Nebel sanken in den Hofraum hernieder. Eine Wolke naßkalten Dunstes wogte herein, unbekümmert um das grellblinkende trutzige Lampenlicht, und umschlang und umkroch ihren fröstelnden Leib. Da schlug sie das Fenster zu, legte ein Tuch um die Schultern und trat an das Bücherregal.

In demselben Augenblick aber hörte sie die Korridorklingel gehen, hastende Schritte kamen auf ihr Zimmer los, flüchtig huschten draußen ein paar weiche Knöchel gegen die Thür, und ehe noch Marie herein! hatte sagen können, flog ein bewegliches, rundes, junges Mädchen in die Stube.

„'n Abend, Marie.“

„Guten Abend, Frieda."

„Puh! Ist mir heiß! Hast Du nicht 'n Tropfen Bier für mich?"

Und dann sah sie die Flasche.

„Mit Verlaub, ich bin so frei. Ist da was drin?"

Sie hatte sie schon in der Hand, machte sie auf und setzte sie ohne Weiteres an den Mund.

„Wart doch, Frieda! Ich werd' Dir 'n Glas geben!"

„Haa! Ist nicht mehr nötig. Ist nicht mehr viel drin. Ah! das war 'ne Wohlthat."

Sie setzte sich. „Bist heute auch wohl nicht im Geschäft gewesen?"

„Nein," antwortete Marie.

Frieda stand schon wieder auf und wanderte im Zimmer umher.

Ihre Lebhaftigkeit war durchaus nicht frei von Nervosität, und hinter ihrer Rundlichkeit lagerte etwas Bleichsüchtig-scrophulöses. Aber ihre Stimme hatte frischen Klang, ihre Augen blickten klar und entschlossen, fast nüchtern-scharf in die Welt, und was sie sagte und that, zeugte von herzhafter Art.

„Ich komme von der Nachbarschaft," erzählte sie, während Marie einsilbig blieb; „bei Pullmann's in der Gartenstraße bin ich gewesen. Mit Adolf. Paul und Fritz waren auch da. Du weißt doch, daß Pullmann sein Bruder, der Georg aus Kopenhagen hier zum Besuch ist? Heut Abend reist er wieder ab. Die Mannsleut bringen ihn zum Stettiner Bahnhof. Adolf kommt nachher mich holen."

„Den Georg hätt' ich gern gesprochen," bemerkte Marie.

„Er hat auch nach Dir gefragt. Aber Du bist ja so schwer zu haben, so'n Einsiedler wie Du bist. Daß Du Dich ganz von der Partei losgesagt hast, das — das hat er sehr bedauert."

„Losgesagt? Ich hab' überhaupt nie zu ihr gehört!" Sie wurde lebhaft. „Ich gehöre nicht in die Partei, ich passe nicht in die Partei! Partei ist für mich Herdentum! Hab ich mich darum erst aus der patentierten Sozialdemokratie, dann aus der Partei der Unabhängigen losgelöst, um mich jetzt mit den geaichten Anarchisten zusammenpferchen zu lassen? Wenn Ihr das braucht — thut was Ihr nicht lassen könnt."

„Und das Zusammensein mit Gesinnungsgenossen?" fragte Frieda, ohne sich durch die bittern Worte verletzt zu zeigen, „der Gedankenaustausch mit ihnen? Schlägst Du das so gering an?"

„Das hat gewiß seinen Wert. Aber diese Versammlungen, diese Wichtigthuerei der Masse — und derjenigen, die ein wenig hervorragen und die Masse hinter sich fühlen! Diese Reden von weltbewegender Macht! Diese Revolution in Worten! Ich sage, dieser Massenrausch schwächt die Kraft der Individualität. Nur der Einzelne ist stark.

„Und die Masse macht's doch schließlich!"

„Ja — das heißt sie zerstört, sie erdrückt und zermalmt. Das ist bisher ihr Werk, ihr Beruf in der Geschichte gewesen, und das wird's wohl noch auf Jahrhunderte sein. Aber das soll uns nicht abhalten, daran

zu arbeiten, daß sich aus der Masse immer mehr Individuelles loslöst, daß sie schließlich zu einer Summe von Individualitäten wird. Schaffen und gestalten kann nur die Individualität."

Frieda beugte sich vor Maries überlegener Geisteskraft, vor ihrer Belesenheit und Beredsamkeit. Sie sagte nichts darauf.

Marie aber erkundigte sich jetzt sanfteren Tones nach Georg Pullmann mit der Frage: „Ist er allein gekommen?"

„Ja."

„Nicht mit Franziska Thode? Leben sie nicht mehr zusammen?"

„Ja. Sie sind verheiratet."

Maries Augen thaten sich weit auf. Dann zuckte ein bitter-herbes Lächeln über ihre Züge. „Also der auch. Hätt' ich nicht von ihm gedacht. Nein. Und von ihr auch nicht. Von ihnen am allerwenigsten, nach all den Reden, die sie mit Vorliebe führten. Er mit seiner brutal-knorrigen Kraft und sie mit ihrer lodernden Leidenschaftlichkeit. Wenn ich noch daran denke, wie sie Beide sich ins Zeug legten, als einmal — ich glaub es war bei Hans Pullmann — Bedenken gegen die freie Liebe erhoben wurden. ‚Die Ehe ist Zwang, und jeder Zwang führt zur Lüge, nur in der freien Gemeinschaft kann die Treue gedeihen, und die Ehelüge ist der größte Fluch der Menschheit' u. s. w., u. s. w. Ich sehe noch Franziska's fanatisch-glühende Augen, die zu diesen ihren Worten 'n besondres Feuerwerk abbrannten. Na — und nun — nun arbeiten sie also beide wacker mit an dem größten Fluch der Menschheit."

„Ja — na so'n Fanatismus, der giebt sich eben mit der Zeit. Und wenn die Verhältnisse dann einen zwingen —"

„Sie sind aufgeweicht durch das Parteileben; Thatkraft und Opfermut lösen sich da immer in Redseligkeit auf. Und so bist Du auch aufgeweicht — Du und all die Andern auch mehr oder weniger. Und ich seh es schon kommen, daß Du und Dein Adolf, daß Ihr auch zum Standesamt geht, gegen Eure innere Ueberzeugung, weil ‚die Verhältnisse Euch zwingen.' Die Verhältnisse! Lächerlich!"

Frieda zauderte eine Weile. Dann sagte sie ehrlich und fest: „Deine Vermutung ist richtig. Adolf und ich — wir gehen in der That nächstens zum Standesamt. Gestern hat er uns angemeldet."

„Gut. Sehr gut. Und Ihr wollt, daß man Euch ernst nimmt?"

Marie war erregt geworden. In Frieda's Augen flammte es auf, aber sie bezwang sich und sagte ruhig:

„Gewiß ist es uns ernst mit unserer Ueberzeugung."

„Dann beweist es! Dann handelt danach! Das gilt Dir in erster Linie!"

„Mir?"

„Ja, Dir! Ich kann mir ja denken, wie es gekommen ist! Aus Rücksicht auf dich will Adolf die Ehe eingehen, weil Du sonst am meisten zu leiden hast. Aber diese Rücksicht müßtest Du als Schmach empfinden! Wer Angst hat vor dem Märtyrertum, wer es nicht geradezu ersehnt, der ist es nicht wert, unserer großen Sache zu dienen. Gerade hier sind wir Frauen zu Führerinnen

berufen! Nur wir Frauen können die freie Liebe zu dem machen, was sie sein soll — zu einem Kulturelement, das befreit und versittlicht, nur wir können diese Frage zum Heile der Menschheit lösen, hier gehört uns die Initiative."

Frieda hatte Einwendungen machen wollen, aber Maries Redestrom war nicht zu hemmen. Als die Sprecherin nun innehielt, fragte Frieda, die es jetzt vorzog, für ihre Entgegnungen noch weitere Auslassungen abzuwarten:

„Und — wie denkst Du Dir diese Initiative?"

„Wie ich mir die denke? Nicht durch Agitieren, nicht durch Reden und Versammlungen kann der Idee zum Siege verholfen werden, nur durch die That — durch individuelle That. Sich nicht zu der staatlichen Zusammenkoppelung erniedrigen lassen, die freie Gemeinschaft als das der Menschheit allein Würdige vom Manne verlangen — all den Verhältnissen in Staat und Gesellschaft, deren Rache nicht ausbleibt zum Trotz! Um so lieber, weil es ein Martyrium ist für eine welterlösende Idee! Vorkämpferinnen braucht diese Idee, Frauen der That! So wird sie allmählich immer mehr durchgreifen und so — nur so wird sie zum Siege gelangen."

„Und Du — willst eine dieser Vorkämpferinnen sein?"

„Wenn mir — wenn ich dazu komme, mein Leben mit einem Manne zu teilen, gewiß! Natürlich! Was soll überhaupt die Frage! Als ob ich 'ne Schwätzerin wär'!"

Sie war auf's Aeußerste gereizt. Frieda hatte sie nie so gesehen, und sie begütigte die Aufbrausende: „Na — na — das hab' ich weder gesagt noch gedacht."

Und dann fragte sie, um Maries Unmut durch die Sache abzulenken:

„Also freie Musterehen — das ist die Initiative, die Du im Sinne hast?"

„Ja! Wenn Du so willst — ja!" Der Gegenstand nahm Marie schon wieder gefangen. „Dem blöden Philistertum sollen die Augen aufgehen! Die Leutchen sollen sehen, daß die freie Liebe denn doch etwas Anderes ist als Weibertausch, als Ausschweifung und Sinnenlust. Sie werden allmählich — wenn auch ganz allmählich — dahinter kommen, wie in der freien Gemeinschaft die Individualität des Einzelnen sich stärkt, sich hebt und läutert, und wie gerade dadurch das geistige und seelische Zusammenleben sich immer mehr vertieft, wie nur so, nur in solcher Gemeinschaft Wahrheit und Treue gedeihen kann, die in der konventionellen Ehe, in der Unfreiheit, der Befangenheit, unter dem Zwangsgefühl verkümmern müssen."

„Das ist ja alles recht schön und gut — und in der Theorie — da geb' ich Dir ja Recht — — aber — Du kennst die Männer nicht — Du urteilst, glaub' ich, zu einseitig als Frau — — die Männer, die sind alle viel mehr von der Sinnlichkeit abhängig, und bei den meisten wird durch die freie Liebe dem — dem rohen Veränderungstrieb einfach Vorschub geleistet — —"

„Im Gegenteil! Das geschieht gerade durch die Zwangsempfindung, durch die ganze Verlogenheit der

Convention, bei der es auf ein bischen mehr oder weniger nicht ankommt —"

„Aber wir sind doch freie Geister! Und dieses geringe Zugeständnis —"

„Das beweist eben, daß Ihr keine freien Geister seid! Und wenn Du glaubst, den Adolf ganz sicher zu haben wenn er Dich zum Standesamt geführt hat —"

„Das — das Gefühl der Sicherheit hab' ich so — darum ist es nicht — aber —"

„Gerade so wirst Du ihn leichter verlieren!"

„Das ist Unsinn! Das glaube ich nicht!"

Jetzt war auch bei Frieda die Erregung durchgebrochen. Sie standen einander gegenüber; ihre Stimmen waren so laut geworden, daß sie das wiederholte Klopfen an der Thür nicht hörten.

Und jetzt traten zwei Männer ein. „Verzeihung!" bat der Aeltere mit milder, verschleierter Stimme. Der Andere aber bemerkte, die beiden Frauen musternd: „Ei, ei! Kriemhild und Brunhild, die streitenden Königinnen!"

Er fand keinen Anklang damit. Aber das störte ihn nicht. Mit ungeschwächter Zuversicht blickten seine leuchtenden Augen in die Welt.

Ein hübscher Bursch. Sein offenes Gesicht voll Lebensfreude und Sorglosigkeit. Nur um seinen klugen, feinen Mund lagerte ein sinnender, herber Zug, der aber gegen all' den Fromut und die Frische nicht aufkam.

Ganz anders sein Begleiter, der auch noch ein junger Mann war. Ihm stand das grüblerischeste Weltverbessertum auf der Stirn geschrieben. Tief lagen die schwärmer-

ischen Augen in seinem blassen Gesicht, grau wurde schon sein Haar.

„Wo habt Ihr denn Adolf?" fragte Frieda, als sie sich zur Begrüßung die Hand gaben.

„Der wollt' nicht mit!" entgegnete Fritz, der jüngere der beiden Ankömmlinge.

„Was? Der wollt' nicht mit? Er weiß doch, daß ich hier bin —"

„Er wollte heut Abend 'mal allein sein."

Die größte Ueberraschung malte sich auf Friedas Gesicht, jetzt sah sie den Schelm aus Fritzens lustigen Augen lachen, und schon beruhigte sie Paul, der Andere:

„Er kommt Frieda. Er ist nur noch 'mal mit zu Pullmann gegangen. Er hat da was vergessen."

„Das sieht ihm ähnlich."

Es wollte keine rechte Unterhaltung in Fluß kommen. „Ihr habt Euch gewiß noch nicht ordentlich ausgesprochen," wandte sich Fritz an Marie. „Thut doch so, als ob wir nicht hier wären."

„Ihr stört uns nicht," bekam er zur Antwort. „Aber was soll all das Reden? Ich fürchte, wir verstehn uns nicht mehr, Frieda und ich."

„Oh!" sagte Paul, „wie ist denn das gekommen? Ihr wart doch sonst ein Herz und eine Seele! Liegt da nicht ein Mißverständnis vor?"

Marie zuckte die Achseln.

„Ich wundere mich über Marie, nach all' dem, was ich eben von ihr gehört habe," bemerkte Frida. „Sie — gerade sie, die immer — das wißt Ihr doch auch — von allmählicher Entwickelung gepredigt hat —"

„Das thu' ich auch noch," erklärte Marie. „Aber ich verstehe etwas Anderes darunter als Du. Für Dich ist der Inbegriff der allmählichen Entwickelung offenbar der, — daß die Andern daran arbeiten. Und ich sage, jeder Einzelne muß daran arbeiten, mit ganzer Kraft. Gearbeitet muß doch daran werden, die Entwickelung braucht doch Thaten, von nichts kommt doch nichts! Freilich, wer das Martyrium scheut, wer seinen Glauben verleugnet, der kann unserer Sache nicht dienen. Und Du glaubst doch an die freie Liebe! Wie solltest Du auch nicht! Es ist ja doch alles so sonnenklar!"

Sie kam jetzt ganz ins Predigen hinein.

„Wahrheit und Treue giebt's nur in der Freiheit, nur in der freien Gemeinschaft, die aus wahrer Empfindung geschlossen wird und in der wahren Empfindung wurzelt und besteht. Nun wird es natürlich vorkommen, daß der eine Teil dem andern nicht mehr angehören kann, daß er ihm nicht mehr die Treue halten kann. In solchen Fällen erfolgt dann also die offene Erklärung und die Lösung des Bundes. Traurig für den Enttäuschten und Verlierenden — aber tausendmal besser für ihn und für die Welt, als ein Leben voll Lüge. Und der Geist der Freiheit, der freien Liebe wird auch das Weib, das wohl meistens in diesen Fällen der anhänglichere, der verlierende und leidende Teil sein wird, hinreichend stärken, daß es über den Verlust hinwegkommt. Aber ich bestreite, daß diese Fälle überhaupt häufig eintreten werden. Der Mann und auch das Weib — sie werden das Aufflackern jäher Leidenschaften für einen Dritten viel schneller und leichter überwinden in dem Bewußtsein: Wahrheit und

Treue, das ist alles, worauf Dein Bund gegründet ist — wenn Du nicht mehr treu bleiben kannst, dann verlierst Du das, was so innig mit Dir zusammenhängt, was mit seinem Geist, mit seiner Seele Dein Leben und Streben durchdrungen hat — ist diesen Verlust ein flüchtiger Sinnenrausch wert? Und er wird der Lockung widerstehn, und die freie Gemeinschaft wird dauern. Wie ganz anders in der vom Staat, von der Gesellschaft geschlossenen Ehe, für die wahre Empfindung ganz überflüssig ist! Da trägt der Staat, die Gesellschaft die Verantwortung, und die schützen schon die Zusammengehörigkeit der Eheleute durch ihre Gesetze — wenn es auch nur die Schwierigkeiten und Unannehmlichkeiten und unglückseligen Folgen wären, die mit der Scheidung verknüpft sind. Da verliert man sich nicht so leicht, da ist solche Zartheit, solche Rücksicht nicht am Platze. Da kommt es auf ein bischen Untreue gar nicht an. Und auch die ‚freien Geister‘ — die es sind und die es sein möchten — wenn die sich in das Conventionelle verkriechen — so frei ist Keiner, daß er nicht von dieser Berührung angesteckt würde. Angesteckt und entwürdigt. Und ich sage: ganz frei oder ganz unfrei! Ein drittes giebt es nicht!“

Ihre Augen, die während ihrer Rede immer größer und offener geworden waren, standen voll Glanz. Aber es war nicht die Glut, die Begeisterung, die aus der Empfindung hervorbricht; wie Schneelicht blinkte es darin, gedanklich-kühl. Fanatismus der Theorie! Mehr oder weniger empfanden sie es alle.

Aber der Rednerin Gedanken waren ja im Grunde auch ihre, der Hörer, Gedanken. Und wenn auch Nie-

mand wirklich fortgerissen wurde von ihren stürmenden Worten, so hörten sie sie doch alle gerne sprechen, und eindringlich war jedem, was sie sagte, weil es ihrer tiefinnersten Ueberzeugung entstammte.

Paul hörte ihr auch heute mit einer Art Bewunderung zu. Sie imponierte ihm, und er durchsättigte ihre Gedanken mit seinem Empfinden.

Und Fritz, auf den ihr Wesen und ihre Art gleichfalls nicht ohne starken Eindruck blieb, umfing ihre geistige Kraft, ihren Trotz und nicht weniger die Herbheit ihrer Züge, ihrer Formen mit seiner schwellenden Phantasie.

Keiner von Beiden ergriff das Wort. Fritz hatte überhaupt seit längerer Zeit das Disputieren ganz abgeschworen. Paul hatte sich ein paar Mal geräuspert und Anstalten gemacht, zu Maries Worten einige anerkennende und stützende Bemerkungen zu fügen. Aber er bedachte noch zur rechten Zeit, daß ihre Rede — was ihm sofort klar geworden war — gegen Friedas Entschluß sich richtete, und sein Zartgefühl gebot ihm zu schweigen.

Frieda selbst aber, deren Züge und Bewegungen ihren Mißmut offen verkündeten, gab sich nicht zufrieden.

„In der Theorie, das hab' ich schon 'mal gesagt, ist das ja alles ganz gut. Aber in der Praxis. Laß 'mal erst ein Kind da sein. Darf das darunter leiden? Und was wird es zu leiden haben, wie die Verhältnisse nun einmal sind!"

„Nur so wird es zu einem echten Kämpfer!" entgegnete Marie. „Nur so wachsen Helden für unsere Sache heran."

„Das ist ja sehr leicht gesagt. Und wenn der Mann sich von der Frau trennt, wie wird's mit den Kindern?"

„Die gehören natürlich der Mutter!"

„Das heißt als Directrice gesprochen!" — Frieda war eine mäßig bezahlte Schneiderin.

„Und dann bitte ich doch nicht zu vergessen, Kinder sind und bleiben in der freien Gemeinschaft natürlich ebenso gut ein Bindemittel wie in der Ehe. Ein besseres und innigeres noch. Weil alle Empfindungen in der freien Liebe sich mehr vertiefen."

„Schön! Wunderschön! Aber wir werden ja sehen! Wir werden uns ja wieder sprechen! Woll'n 'mal abwarten, was aus Dir wird! Wie weit Du kommst mit Deiner — mit all' Deiner Gescheidtheit — und Deiner — Deiner hochmütigen Wissenschaft —"

Bevor Marie, die sich stolz aufrichtete, eine Antwort gab, wurde die Thüre langsam geöffnet, und ein bärenmäßiger junger Mann trat ins Zimmer.

„Hab' nit angeklopft, hab' Euch nit derschrecken wollen." Er lachte treuherzig und winkte grüßend mit seiner cyklopenhaften Rechten.

„Na Adolf —" Frieda trat auf ihn zu, er nahm sie ohne Weiteres in den Arm und erstickte ihren Redefluß, der in einem Glucksen verendete.

Mühsam machte sie sich los, und nach Atem ringend hauchte sie ihn an:

„Du — du — drückst Einen ja — zu Schanden!"

Begütigend legte er sacht seine mächtige Hand auf ihren Scheitel, und dann küßte er ihren Mund, daß es knallte.

„Hast Du was, Mäuserl?“ Er blickte ihr in die Augen.

„Ich hab so lang' auf Dich warten müssen. Wir wollen jetzt gehen. Es ist höchste Zeit.“

„Woll'n mer, dann woll'n mer. Also an ander Mal, Marie“. - Er ging auf sie zu und gab ihr die Hand zum Abschied. Nach ihm Frieda und dann Fritz.

Mit festem langem Druck umschloß er ihre Rechte, daß es ihr weh that. Dabei brannten seine leuchtenden Augen auf ihren Zügen.

Paul war der Letzte, der ging.

Sanft faßte er ihre Hand und mit warmer Innigkeit flüsterte er ihr zu: „Es thut mir so leid, daß ich so selten mit Dir zusammen sein darf. Ich vermisse so sehr Dein Wort und Dein Wesen. Ich möchte so gern mich öfters mit Dir aussprechen. Darf ich nicht mal wiederkommen?“

Sie nickte und sagte mechanisch: „Komm so oft Du willst.“ Ihre Gedanken waren nicht ganz bei ihren Worten.

Die Knöchel schmerzten ihr von Fritzens Händedruck, und vor ihrer Seele strahlten dessen flammende Augen.

Am Abend des nächsten Tages kurz nach acht tritt Marie aus dem Wäschegeschäft am Dönhoffsplatz, in dem sie als Directrice waltet. Feiner kalter Regen sprüht ihr entgegen. Gierig saugen sich Milliarden nebelhaft-winzige Wasserteilchen in ihre Kleider, in ihr Haar, hängen

sich an ihre Wimpern, wirbeln in ihre Augen und möchten sich hineindrängen in die Poren ihrer Haut.

Der Schirm ist ein schlechter Schutz gegen die unwiderstehliche Zudringlichkeit dieser unzähligen kleinen Dämonen. Kaum hat sie ihn aufgespannt, so schließt sie ihn auch schon wieder.

Nur wenig Regendächer sieht man aufragen aus dem Menschenstrom, der durch die Leipziger Straße flutet, rastlos, endlos, ein Schwellen und Wogen unversiegbar.

Auf der Fahrstraße dieselbe drängende, treibende hastende Bewegung — Droschken, Geschäftswagen, Equipagen, dazwischen Pferdebahnen und Omnibusse mit glotzenden roten, grünen, blauen, gelben Ungeheueraugen. Nirgends Ruhe, alles von einem mächtigen, zwingenden „Weiter!" getrieben, gezogen, gestoßen.

Marie hat heute ihre Freude daran, in dieser Flut zu schwimmen. Mit offenen Augen blickt sie in das Gewoge. Prüfend schaut sie manchem Vorübereilenden ins Gesicht, sie möchte alles ergründen, was sie an Sorge, an Freude, an Verbissenheit und Gleichgiltigkeit in den Zügen liest. Das Einzelne ist es, was sie beschäftigt Nicht die Masse in ihrer geschlossenen Bewegung.

An den Ecken der Friedrichstraße branden vier gewaltige Strömungen zusammen. Nicht leicht ist es, hier durch den Wirbel den Uebergang zu gewinnen. Ein hin und her — ein vorwärts und zurück — jetzt ist sie glücklich drüben. Und sie setzt ihren Weg nach dem Norden zu fort.

Nicht so reißend ist hier die Flut, und Marie's Gang wird langsamer. Für Beobachtungen ist hier mehr freie

Bahn. Am Saume der Mittenstraße stehen Verkäufer und Verkäuferinnen, hier in dichter Reihe, dort dünn gesäet, und in das Rollen der Räder, den Aufschlag der Hufe, das Brausen des Menschenstroms mischen sich ihre Rufe. „Die neueste Abendausgabe“, „Post“, „Tagblatt“ — „Blumen jefällig? Veilchen, Herr Iraf! Tubarosen, Herr Doktor!“ — „Wachsstreichhölzer!“ — — „Wachsstreichhölzer!“ —

Wachsstreichhölzer! Dieser eigentliche Schlachtruf, dieses Mahnwort, dieser Bittgesang hausierender Armut! In wie viel Modulationen hatte sie ihn schon gehört, mit wie verschiedenem Ausdruck war er ihr ans Ohr gedrungen!

Eine Psychologie der Armut könnte man schreiben nach seinen verschiedenen Tönen. Drohend, grollend klingt es bald, wie eine Anklage, bald jammernd, zitternd, weinend, dann wieder frech, zudringlich oder einschmeichelnd, bestrickend — ein Lockruf, auch die junge Verkäuferin mit zu kaufen. Alte, verkrüppelte Männer, verhungerte alte Frauen, in Lumpen gekleidet, junge Weiber, Mädchen, Knaben, aus ihrer aller Mund ertönt das: Wachsstreichhölzer! Wachsstreichhölzer! in schillerndem Wechsel. Eine Symphonie des Hungers, des Elends, des Lasters.

Einem kleinen, etwa zehnjährigen Mädchen, das allein sich schweigend verhält, das ohne die Vorübergehenden anzusehen, traurig-mechanisch die frierende Hand mit einer Schachtel ausstreckt, nimmt Marie diese ab und dreißig Pfennige giebt sie der Kleinen. Ein tonloses empfindungsloses „Danke!“, und automatenhaft streckt sich wieder die Hand mit einer neuen Schachtel aus.

Mehr Glück als dieses Kind hat ein beweglicher kleiner Italiener, der nicht weit von ihm steht und mit schriller lebhafter, nicht ermüdender Stimme „Maroni arostiti, ganzi heißi!" anpreist und vom Roste unter ziemlich lebhaftem Zuspruch verkauft. Der Reiz des Fremden, der in Berlin so mächtig ist.

Sie macht sich ihre Gedanken darüber. International ist die Armut. Wenn das Fremdländische überall so viel Glück hätte, wie in Deutschland — dann könnten ja die verschiedenen Staaten, auf Grund internationaler Vereinbarung, die hausierenden Armen einfach austauschen. Eine große soziale Errungenschaft für die ganze Welt könnte das werden!

Nicht dem Hohn verfallen! Sie will ihre doktrinäre Empfindung nicht noch mehr erkälten, heute am wenigsten, wo das Mitleid in ihr sich regt.

Nicht oft hört sie im Innersten dessen lebendige Stimme. Sie weiß nicht, ob sie es beklagen soll. „Ich bin nun, wie ich bin!" Alle Weichheit ist ihr fremd. Aber sie hat die größte Achtung vor dem Mitgefühl, wenn es in ihr sich erhebt.

Sie denkt und empfindet mehr als sonst bei den kleinen Almosen, die sie austeilt. Und sie schenkt heute mehr als gewöhnlich, mehr, als ihre Mittel ihr erlauben. Als sie an die Weidendammer Brücke kommt, hat sie schon eine Mark ausgegeben.

Hier sitzt auf dem mit einer Schicht von Straßenschmutz bedeckten Bohlen ein armer Krüppel, durch diesen Platz, der für einen Hund zu schlecht wäre, gesteigerte

Teilnahme bei den Vorübergehenden erweckend. Auch er bietet Wachsstreichhölzer feil, mit kläglich-heiserer Stimme.

Sie greift wieder in die Tasche, ein Fünfzigpfennigstück läßt sie in die knöcherne, zitternde Hand des Unglücklichen gleiten.

Sie geht weiter. Als sie über die Brücke hinüber ist, tritt sie abseits von der Straße dicht an die Spree hinan und läßt über deren dunkle Wasser die Augen schweifen. Sie hat diesen Blick gern bei Abend und Nebel.

Dunstkreise umrahmen die Gaslaternen, die Lichter der Kähne, mattfahl spiegelt sich der Schein in der schwarzen Flut.

Leblos sind die Fahrzeuge, kahl starren die Masten empor in die feuchtqualmende Luft. Und weiter verschwindet alles, wohl sieht man noch die Gebäude an den Ufern in unsicheren Umrissen, aber dazwischen ist ein Streifen, der sich in die Nacht verliert.

Der Fluß der Schattenwelt, des Todes!

Als sie früher, wo ihre Phantasie noch zugänglicher war sich mit antiker Mythologie einmal abgab und auch vom Styx erfuhr, trat dabei immer dieses Bild vor ihre Seele: Die Spree oberhalb der Weidendammer Brücke in trübem Herbstabenddunkel.

Der Fluß des Todes! Kaum ein Tag vergeht, daß nicht in seinem Schoße ein Elender, ein Verzweifelnder sein Schicksal begräbt. Noch gestern, eben hat sie es im Geschäft gelesen, haben sie gerade hier ein armseliges, blutjunges Ding aus dem Wasser gezogen.

Sie hat den Selbstmord immer als Menschenrecht in Anspruch genommen. Das wäre noch besser, wenn der

Mensch, der gezwungen ins Dasein tritt, nicht die Freiheit haben sollte, es zu enden, wann er will.

Aber wenn diese Freiheit auch nichts anders ist als ein Zwang — ein Zwang des furchtbarsten Elends!

Ihr Geist vertieft sich wieder in begriffliche Erörterungen, da dringen die Worte einer schrillen, obwohl gedämpften Männerstimme an ihr Ohr: „Mein Fräulein, darf ich nicht Ihre Einsamkeit verdoppeln?“

Sie fährt ein wenig zusammen. Dann aber sieht sie sich den Herrn ohne Scheu an und sagt ruhig: „Ich glaube nicht, daß Sie dazu ausreichen.“

Mit einem halb blasierten, halb ärgerlichen: „Denn nich, liebe Tante!“ verzieht er sich, und sie setzt ihren Weg fort.

Vor ihr auf gehen zwei Fabrikmädchen, junge winzige Dinger in fadenscheinigen Mänteln. Jetzt machen sich wei vornehm gekleidete Herren mit modernstem Cylinder an sie heran. Erst ein Stutzen — ein Schwanken, dann ein Kichern, naiv und lüstern zugleich, und die Pärchen biegen in eine Nebenstraße ein.

Daß die Gemeinheit sich immer da erzeugt, wo Reichtum und Armut sich berühren.

Das Geld!

Der Kommunismus will es abschaffen und glaubt, dadurch die Welt erlösen zu können.

Weit gefehlt! Eine neue Knechtschaft würde entstehen, in der Gesamtheit würde der Einzelne eingekerkert sein, machtlos, besitzlos, wesenlos.

Nicht das Kapital, nicht den Einzelbesitz aufheben, jeden Einzelnen zum Kapitalisten, zum Besitzenden machen —

ökonomische Unabhängigkeit der Einzelnen, das ist die Erlösung!

Das ist kein bloßer Traum, das ist erreichbar, ist durchführbar, davon ist sie fest überzeugt.

Mit Hülfe der staatlichen Gewalt hat sich das Kapital monopolisiert. Es muß freigegeben werden, muß jedem zugänglich werden durch die Freiheit des Kredits, die sich auf dem Grundsatz gegenseitiger wirtschaftlicher Stärkung erhebt. Das ist das Erste. Dann versteht sich die Freigabe der Bank, die Freigabe des Marktes von selbst, und die ebenso notwendige und naturgemäße Freigabe des Grund und Bodens ruft unter diesen Verhältnissen keineswegs Willkür, Gewalt, chaotisches Kampfgemenge hervor, sie dient ebenso gut der Freiheit der Arbeit auf dem Wege organischer Entwickelung.

Und so wird die Ausbeutung des Menschen durch den Menschen unmöglich gemacht, so wird jedem der Ertrag seiner Arbeit ungeschmälert zufließen, das ist die soziale Befreiung der Welt!

Sie wird kommen, diese Befreiung. Deutlich sieht sie es voraus. Und sie will für sie kämpfen, immer und mit allen Kräften.

Sie hat das Ende der Friedrichstraße erreicht. Die Chausseestraße nimmt sie auf. Hier, wo der Norden begonnen hat, überwiegen die Arbeiter in dem Menschenstrom. Vielfach gehn sie in größeren Trupps. Auffälliger tritt aus dieser Menge das geputzte Laster heraus.

Dahinten staut sich die Flut. Was bedeutet die Ansammlung? Vielleicht ist ein Pferd gefallen. Dieses

Straßenschauspiel, obwohl das häufigste von allen, büßt für den Berliner doch nichts an dramatischer Spannung ein.

Als sie näher kommt, hört sie Weiberstimmen kreischen. Zwei Dirnen sind in Streit geraten und bearbeiten sich mit ihren Regenschirmen. Leute, die Frieden stiften wollen, werden durch einen Kreis von Burschen, welche den Kämpfenden zunächst stehen und keine Störung dieses wundervollen Auftrittes dulden, in Schach gehalten.

Mit Mühe bricht Marie sich Bahn durch die Masse. Sie schüttelt sich vor Ekel.

Der gewaltige Verkehr der Invalidenstraße heißt sie eine zeitlang still stehen. Dann kreuzt sie ihn glücklich und geht die Chausseestraße weiter, nach dem Wedding zu, in dessen Nähe sie wohnt.

Der feine kalte Regen hat nicht nachgelassen. Es fröstelt sie, und schneller wird ihr Gang. Sie sehnt sich nach einer warmen Tasse Thee und nach ihrem warmen Zimmer. Sie hat der Wirtin Auftrag gegeben, zu heizen. Dann lesen, und dann schlafen!

Ihre Beobachtungen hat sie eingestellt, ihre Gedanken sind zur Ruhe gekommen. Sie sieht nicht rechts nicht links und bemerkt nicht, daß von der andern Seite der Straße ein Mann gerade auf sie los kommt.

„Guten Abend Marie!“

Sie wendet den Kopf — Fritz Warncke ist an ihrer Seite.

„Fritz, wo kommst Du her?“

„Wir haben bei Schwarzkopf zu thun gehabt. An der einen Dynamomaschine war nicht alles in Ordnung.

Und ich bin hier 'rum gegangen, ich dacht', ich würd' Dich treffen, ich weiß ja, daß dies Deine Zeit ist."

Seine Offenheit gefällt ihr, wenn sie auch mit seinem Geständnis für's Erste nichts Rechtes anzufangen weiß.

„Hast Du mir etwas mitzuteilen?" fragt sie ihn.

„Nichts Besonderes. Ich wollt' Dich nur gern sehen, da ich doch hier in der Nähe war. Na, und sag' mal, wollen wir nicht den Abend zusammenbleiben?"

„Willst Du 'ne Tasse Thee bei mir trinken?"

Fritz geht ein paar Augenblicke mit sich zu Rate.

„Das ist ja sehr freundlich, Marie — aber weißt Du, ich hab' einen schmählichen Hunger; wollen wir nicht erst irgendwo Abendbrot essen?"

„Das können wir ja bei mir."

„Nein, nein!"

„Du hast kein Zutrauen zu meinem Tisch."

„Ich will nicht, daß Du Umstände hast. Komm, hier geh'n wir 'rein, hier giebt's was Vernünftiges. Willst Du nicht?"

Nach kurzem Bedenken tritt Marie mit ihm in das Restaurant, vor dem sie eben angelangt sind.

Es ist sehr geräumig, elektrisch beleuchtet und gut besucht. Der Mittelstand scheint hier zu verkehren. Meistens wird Berliner Bier getrunken. Nur vor Vereinzelten stehen Gläser mit dunklem Echten oder Krüge desselben Inhalts.

„Was willst Du trinken, Marie? Bier?"

„Ach, das alte kalte Bier!"

„Was Warmes, nicht? Glühwein? Oder 'n Grogk? Ich stimme für Grogk."

„Ich würd' am liebsten eine Tasse Thee trinken. Oder Chokolade."

„Ach, das taugt hier ja nichts. Glühwein, nicht? Also ein Glas Glühwein und einen Grogk" wendet er sich an den Kellner.

Behaglich warm ist es in diesen Räumen, die Ventilation ist gut, der Tabaksrauch wird nicht lästig. Sie sitzen ungestört an einem Tisch in einer Ecke.

Marie, die zuerst nicht ablegen wollte, hat es sich jetzt auch bequem gemacht, hat Fritz ihren feuchten Mantel und Hut an den Nagel hängen lassen.

Und jetzt kommt der Kellner mit dem warmen, duftenden Getränk.

„Ganz gute Nummer", bemerkt Fritz, nachdem er probiert hat. „Wie ist Deins?"

„Gut." Sie pustet und nimmt einen zweiten, größeren Schluck. Das thut wohl.

Beide beugen sich nun über die Speisekarte. Fritz hat sogleich das Rechte gefunden. Eisbein mit Erbsen und Sauerkohl, das ist sein Fall. Marie überlegt eine ganze Weile. Dann entscheidet sie sich auf Fritzens Zureden, ihrem Magen etwas Ordentliches zu bieten, für Schnitzel.

Sie hat keinen rechten Appetit. Als aber das Essen vor ihr steht, als sie sieht, wie Fritz es sich schmecken läßt, greift auch sie wacker zu.

Nach dem Glühwein und Grogk haben jetzt Beide Bier bestellt. Marie ist es nicht mehr kalt, eher zu warm nach dem ungewohnten Alkoholgenuß. Aber ihre mangelhaft

genährten Nerven empfinden diesen Reiz keineswegs unangenehm.

In angeregte Stimmung gerät sie. Lebhaft wird die Unterhaltung zwischen ihnen Beiden.

Seine Gesellschaft ist ihr lieb. Sie freut sich an seiner Frische, seiner Offenheit, an der ganzen Lebenswärme seines Wesens.

Und seine Augen! Nicht so heiß, so brennend sind sie, wie sie ihr eine Zeit lang in der Erinnerung standen — leuchtend und hell, voll Fromut und Schelmerei und Zuversicht.

Das alles gefällt ihr und sie macht kein Hehl daraus.

„Heut bist Du doch etwas anders als gestern," meint er zu ihr.

„Wie bin ich gestern gewesen und wie bin ich heut?"

„Heut' bist Du doch nicht blos Kopf."

„War ich das gestern?"

„Ja. Hast Du 'mal die Dame im Panoptikum ohne Unterleib gesehen? Du warst noch mehr, Du warst überhaupt ohne Leib —"

„Blos Kopf?"

„Ja. 'n Kopf und da 'n Paar Flügel dran. So wie die Engel abgebildet werden, weißt Du. Und so wimmeltest Du in höheren Sphären — in der luftigen Gedankenwelt herum. Es war ja schön, und Du hast mir imponiert, wie immer, aber —"

„Aber?"

„Ja, was mich betrifft, lieber bist Du mir doch als ganzer Mensch."

„Bin ich das denn heute?“

„Ja — das heißt, so ganz bist Du's ja nicht. Eigentlich nie. Du lachst noch viel zu wenig.“

„Heißt viel lachen ganzer Mensch sein?“

„Gewiß! Entschieden! Es giebt nichts Menschlicheres als den Trieb zum Leben, den Willen, zu leben — und dieser gesteigerte Trieb ist die Lebensfreude, das Lachen, das ist — das ist das höhere Menschliche; Freude am Leben haben, das ist erst ganzer Mensch sein! Froh sein und lachen! Oft hab' ich Euch das schon gesagt. Wir — verruinieren uns ja unsere Sache durch das viele Spintisieren und Spekulieren. Himmel noch 'mal — 'n frohes Gesicht und heiterer Sinn, die treiben viel bessere innere Mission, als alle socialen Theorien und alle völkerbeglückenden Philosopheme!“

„Was nützt das gegen Hunger und Elend und Lüge?“

„Gegen Lüge nützt es sehr viel! Alles Lachen und aller Frohsinn ist eitel Licht und Wahrheit! Aber liebe Marie, heute wollen wir 'mal alles Gescheidte unter 'n Tisch fallen lassen. Mal recht dumm wollen wir sein! Dir wird das ja ecklig schwer werden. Aber es ist so schön, mal recht dumm zu sein! Mach' mal 'n bischen mit, so gut es geht. Zunächst wollen wir noch 'n Glas Bier trinken.

„Ich hab' genug.“

„Eins trinkst Du auch noch — bitte! So 'ne kleine Dummheit — wenn's überhaupt eine ist — wirst Du doch wohl fertig bringen. Kellner — bitte! Noch zwei Glas Bier!“

„Was hat das nun für 'n Sinn, das viele Trinken!?“

„Den Sinn, daß es 'ne Dummheit ist! Und was so eine Dummheit für 'nen Kulturwert haben kann — —! — Aber wir wollen ja nicht raisonieren. Fidel woll'n wir sein! Sieh Dir blos mal den dicken alten Onkel da drüben an!"

Ein urgemütlicher alter Knabe von riesigem Umfang sitzt ihnen gegenüber. Jetzt lacht er gerade; die Aeuglein verschwinden vollständig in dem Fett des glattrasierten Gesichts. Kaum gelingt es dem Mund, sich aufzuthun, wie mächtige Wälle umlagern ihn die feisten Backen; dafür aber starren um so weiter, wie zwei Spunde, die Löcher der Nase, die sich kraus emporgezogen hat.

„Der ist ja prachtvoll!" sagt Fritz, er holt aus der Brusttasche sein Notizbuch hervor und sucht den alten Knaben mit ein paar Strichen seines Bleistiftes aufs Papier zu bannen.

„Famos!" erklärt Marie, die ihm teilnahmsvoll zuschaut.

Fritz mustert die Gruppe, in welcher der Alte sitzt. Sein Gegenüber ist eine große hagere Dame, mit spitzer, nach vorn gewandter Nase. Die Bedienung an dem kleinen Tisch hat ein unterirdischer kleiner Kellnerlehrling in drollig gravitätischem Frack.

Und nun läßt Fritz der Laune seines Stiftes die Zügel schießen. Piccolo kommt in knabenhaftem Uebereifer herbeigerast mit Tellern und Gläsern — der Alte lacht wieder, weit auf sperren sich seine Nasenflügel — da, über die gewölbte Bahn seines Bauches stürzt der kleine Kellnermann in das eine Nasenloch hinein mit Tellern und Gläsern — man sieht nur noch, wie die Enden der Frackschöße

ängstlich den Rand umklammern — und nun kitzelt den alten Burschen dieser Nasenbesuch — er muß niesen — der arme Piccolo fliegt hinaus mit seinen Tellern und Gläsern — und, o Graus! — er fliegt der alten Tante gerade auf die spitze Nase, auf der er zappelnd stecken bleibt.

Diese Geschichte in Bildern, flott hingeworfen, reizt Marie mehr als einmal zum Lachen.

„Du hättest Künstler werden müssen," meint sie.

„Künstler kann man nicht werden, das kann man nur sein, und ich bin's nicht. Ich hab's mir ja auch 'ne Zeit lang eingebildet. Aber ich weiß jetzt ganz genau, daß mir das Ursprüngliche fehlt."

„So?"

„Ja. Und wer das nicht in sich hat, der soll's lassen. Munter mag das ja sein, was ich mache, und gewandt — aber Eigenart ist nicht drin — die Seele fehlt — es ist doch alles unempfundenes und angeeignetes Zeug."

Sie hat Achtung vor dieser Selbsterkenntnis und Achtung zugleich vor seinem Können, dessen Umfang und Bedeutung sie freilich nicht zu ermessen weiß.

„Was hat Dir eigentlich der kleine Kellner gethan, daß Du den so qualvoll umkommen läßt?" fragt sie jetzt scherzend.

„Soll er wieder lebendig werden?"

„Ja."

Und Fritz greift wieder zum Bleistift. Der Kleine zappelt so sehr an der langen spitzen Nase, auf der er steckt, daß sie abbricht. Entsetzt blickt die alte Tante drein, wie Piccolo mit ihrer Nasenspitze sich empfiehlt. Dieser

aber holt, sobald er glücklich auf dem Boden steht, seinen Pfropfenzieher aus der Tasche und zieht sich damit die Nasenspitze aus dem Leib, worauf er sich wohlbehalten, wenn auch durchlöchert, mit tadellosem Kellnerbückling verabschiedet.

„Fein 'raus, was?“ fragt Fritz.

„Wer — der Kellner oder die Nasenspitze?“

„Marie!“ Er starrt sie an mit weitaufgerissenen Augen.

„Was ist?“

„Du hast ja einen Witz gemacht! Das ist der erste, glaub ich, den Du Dir überhaupt in Deinem Leben geleistet hast!“

„Meinst Du?“

„Ja. Jedenfalls hab' ich nie was Derartiges von Dir gehört! Geistreich bist Du ja oft genug, aber solche Witze — solche harmlosen anmutigen Scherze — — das ist neu! Und erfreulich ist das! Ich find's famos.“

Er faßt ihre Hand und drückt sie.

Seine kindlich-unbefangene Munterkeit hat sie allerdings angesteckt.

Aber dann, wo sie einen Blick seiner Augen auffängt, in denen jetzt wieder das Feuer auflodert, aus denen wieder die Glutwellen zu ihr herüberzittern, kapselt sie sich wieder mehr und mehr ein. Warum, ob aus Trotz, ob aus Schutzbedürfnis, tritt ihr nicht ins Bewußtsein.

Instinktiv wird sie kälter und matter.

Dazu kommt, daß sie doch allmählich die Kneipenluft empfindet, und daß der Alkohol ihr jetzt unruherregend im Blute spukt.

Sie fühlt sich nicht mehr behaglich.

„Ich möchte jetzt gehen", äußert sie.

„Schon? Ach, das ist schade. Aber wie Du willst."

Er macht keine Anstalten, sie zum Bleiben zu bewegen. Ihre Entschiedenheit ist ihm hinreichend bekannt.

Er ruft dem Kellner zu: „Bitte, zahlen!"

Marie will nicht dulden, daß er auch für sie bezahlt. Aber der Kellner nimmt das Geld von ihm.

„Zwei gegen einen!" sagt Fritz scherzend zu ihr. „Da kann man nichts machen."

Er hilft ihr den Mantel an, schlüpft in seinen Ueberzieher, und dann treten Beide auf die Straße.

„Ah!" Sie atmet auf, die frische Luft ist ihr jetzt eine Wohlthat.

„Es war Dir wohl zu heiß da drinnen?"

„Ja — zuletzt."

„War's nicht überhaupt 'n verlorener Abend für Dich?"

„Wie kommst Du denn darauf?"

„Na — ich hab' so den Eindruck, als ob Du doch —"

„Was?"

„Als ob Du Dir doch schließlich Gedanken darüber machtest, heute nichts für die Unsterblichkeit gethan zu haben."

„Das scheint mir Hohn zu sein."

„'N bischen Hohn ist wohl dabei. Aber ich kann mir nun mal nicht helfen — Mensch unter Menschen sein,

das ist doch mehr wert als alles Klügeln und Grübeln und Philosophieren —"

„Möglich."

„Auf alle Fälle aber sollte man dieses mit jenem verbinden. Die Theorie an sich ist doch wertlos."

„Das bestreit ich gar nicht."

„Aber Du hast für die Praxis keinen Sinn."

„Das weiß ich denn doch nicht. Jedenfalls aber denk' ich mir die Praxis nicht so leicht wie Du. Du glaubst, der Abglanz Deines frohen Gesichts ist wohlthätiger für die Menschheit und eine bessere Lichtquelle als eine Entdeckung gedanklicher Art auf dem Gebiet unserer Kulturarbeit."

„Das glaub ich allerdings noch immer."

„Gut für Dich! Und ich bin gewiß die Letzte, diese Lebensanschauung gering anzuschlagen —"

„Das freut mich aufrichtig."

„Hast Du mir das nicht zugetraut?"

„Nicht so ganz."

„Ich unterschätz' das bei Dir um so weniger, als ich weiß, daß die Gedanken bei Dir durchaus nicht zu kurz gekommen sind."

„Das mag wohl sein — aber Gelegenheit, das festzustellen, hast Du doch eigentlich selten gehabt, wenigstens in letzter Zeit."

„Allerdings hast Du in letzter Zeit in unserem Kreis kaum mehr was von Dir hören lassen."

„Ja — weißt Du — was wird nicht bei uns geredet, was können wir nicht alle reden! Im besten Schriftdeutsch und in den besten Perioden! Und die

eindringlichsten Schlagwörter und die großartigsten Kunstausdrücke sind uns geläufig! Aber diese ganze dialektische Schulung, die wir durchgemacht haben, als Sozialisten — und die wir dann weiter gepflegt haben — — — na, wollen's lieber lassen!"

„Aber sag' doch, was Du sagen willst!"

„Ich mein', sie hat uns im Wesentlichen, was den Kern der Sache angeht, so gut wie nichts genützt. Viele von uns aber hat sie veräußerlicht und verflacht. Beredsamkeit ist immer Decadence — Cicero, Demosthenes — — na, zum Teufel mit der Gelehrsamkeit!"

Sie hat gegen diese Anschauungen nicht das Geringste einzuwenden.

Er hält eine Weile inne. Dann fährt er fort: „Reden und lesen! Was haben wir auch nicht alles gelesen! Weniger würde mehr sein! Brrr! Das ist nun auch so 'ne verdammte geistreiche angeeignete Redensart! Na — und kurz und gut und zum Schluß: ich sage lustig sein, sich freuen, das ist doch die einzige Verjüngung und Wiedergeburt!"

Ausgelassen schwingt er seinen Stock durch die Luft, daß es so pfeift.

„Weißt Du, Marie, wenn es nach mir ginge, würden wir jetzt tanzen gehen."

„Um des Himmels willen!"

„Ist das so 'ne furchtbare Zumutung? Ist das 'ne Majestätsbeleidigung?"

Sie blickt ihn von der Seite an, vorwurfsvoll, so scheint es ihm.

Gleich greift er ihre Hand.

„Hab' ich Dich gekränkt? Das will ich nicht, alles Andere eher als das!"

Seine Worte sind voll Innigkeit, voll Inbrunst, und wieder die leuchtende Glut in seinen Augen.

„Du hast mich nicht gekränkt", wehrt sie ihm.

Noch einmal drückt er ihre Hand und läßt sie dann los. Sie hat ein unbestimmtes Gefühl, als riesele von dieser Hand aus etwas durch ihren Körper. Nur für ein paar Augenblicke. Dann herrscht wieder eine lebhafte Frostempfindung bei ihr vor, und sie beschleunigt ihren Gang.

„Frierts Dich wieder?" fragt er.

„Ja."

„Was meinst Du, Marie, wollen wir nicht am Sonntag was zusammen unternehmen?"

„Am Sonntag —"

„Hast Du schon was vor?"

„Nein — nein!"

„Willst Du nicht mit mir zusammen sein?"

„Ja, gewiß. Aber was denkst Du, was mir machen sollen?"

„Einen Ausflug."

„Bei dem Wetter?"

„Es wird doch nicht immer so sein. Die Herbststimmung im Grunewald ist so schön. Was meinst Du, wenn wir da 'n bischen herumbummelten?"

„Meinetwegen."

„Das wär Dir auch körperlich sehr gesund."

„O ja. Bei gutem Wetter bin ich gern dabei."

„Also abgemacht. Ich komm Sonntag morgen zu Dir, nicht? Um welche Zeit?"

„So um zehn, denk ich."

„Gut! Das soll mal ein Sonntag werden! Ich kann Dir nicht sagen, was ich mich darauf freue!"

Wieder durchrieselt sie auf Augenblicke in leisen Wellen eine ungewohnte, ihr unverständliche Regung, der Wiederhall seiner Herzensfreude.

Jetzt sind sie vor ihrem Haus angelangt. Sie bleibt stehen.

„Sind wir schon da?" fragt er und blickt zu dem Hause auf.

Sie nickt und reicht ihm die Hand.

„Nun, denn gut' Nacht, Marie! Es bleibt also dabei!"

„Ja, am Sonntag!"

Er bringt sie noch bis an die Hausthür, die offen steht, und sieht ihr nach, wie sie über den Flur schreitet. Sie blickt sich aber nicht nach ihm um.

Langsam macht er sich auf den Heimweg. All' seine Gedanken, seine Phantasie, seine Sinne beschäftigen sich mit Marie.

Ein seltsames Mädchen!

Kluge, forschende, strebende und streitende Frauen giebt es ja genug in seinem Kreise. Aber wie sie ist keine.

So etwas Unberührtes, Unsinnliches, Unnahbares hat er nie bei einem Weibe gefunden.

Das ist ihre Stärke. Das giebt ihr Kraft und Mut zum Kampf gegen die ganze Welt. Sie ist eine Walküre des Geistes.

Und daher auch die Macht, die sie über seine Gedanken und seine Sinne ausübt.

Sie sein eigen zu nennen, sie als hingebendes Weib in seinen Armen zu haben! Ihren Trotz zu brechen, ihre Härte zu erweichen, zu fühlen, wie die walkürenhafte Stärke von ihr geht, wie ihre spröde Kraft sich wandelt in zagende Zärtlichkeit und bebende Liebe!

Heiß und kalt wird es ihm — —

Er achtet kaum auf das Straßenleben, das ihn umtost. Nicht auf die stürmende Jugendlust, die schleichende Armut, das prangende, lockende Laster.

Ehe er's sich versieht, ist er am Schiffbauerdamm angelangt, wo er wohnt. Eine Weile stutzt er. Soll er noch ein Glas Bier trinken? Der Alkohol hat seinen Durst gereizt, und er ist schnell gegangen. Nein! Ein Glas Wasser thut's auch. Er sehnt sich nach Einsamkeit; er will mit seinen Gedanken, mit seiner Sehnsucht, mit seiner Phantasie allein sein. Die Gesichter der Andern, ihr Geschwätz, ihre Bewegungen, ihr Gehabe und Gethue würden ihn stören. Nach Haus!

Als er kurz vor seiner Thür ist, sieht er auf sie von der andern Seite beschleunigten Schrittes eine weibliche Gestalt zukommen. Jetzt erkennt er die Nahende und lüftet den Hut.

„N' Abend, Herrn Warncke!"

„N' Abend, Fräulein Ebel."

„Na, Sie hat man ja in 'ner Ewigkeit nicht gesehn!" Sie tritt dicht an ihn heran und faßt lebhaft seine Hand.

Er zuckt die Achseln. Ihre Zutraulichkeit aber läßt sich davon nicht anfechten.

„Gestern war ich in Halensee. Ich dacht', ich würd' Sie da auch 'mal wieder treffen, aber nee! Möcht' bloß wissen, wo Sie jetzt immer 'rumschwoofen."

Zudringlich erscheint sie ihm; ihre Leichtfertigkeit und Oberflächlichkeit widert ihn geradezu an. Schon ist er im Begriff, sie rauh abzuweisen, aber ihre Unbefangenheit entwaffnet ihn, und dann kann er sich dem sinnlichen Liebreiz ihres Gesichtes, des knospenden Mundes, der großen, lüstern-fragenden Augen, des zierlichen, pikant-aufgestülpten Näschens doch nicht entziehen, und seine Augen lassen allen Unmut fahren, da sie an ihren weichen, schwellenden Formen niedergleiten.

„Ich hab' viel zu thun gehabt," entgegnet er ohne Schroffheit. Einen Augenblick zaudert er, dann setzt er hinzu: „Woll'n Sie auch 'rein?"

„Ja. Viel unterhalten kann man sich mit Ihnen wohl heut doch nicht mehr."

Ihre Unbefangenheit verläßt sie nicht. Er sagt nichts darauf, und tritt nach ihr ins Haus.

Sie wohnen auf derselben Etage, er rechts, sie links, Als sie oben sind, geben sie sich die Hand und sagen sich Adieu.

„Bessern Sie sich!" ruft sie ihm zu und lacht ihn freundlich an. Sie verbirgt es ihm nicht, daß er ihr sehr gefällt.

Statt der Antwort wünscht er ihr nochmals „Gute Nacht", ziemlich förmlichen Tones, aber seine Augen ruhen doch länger auf ihr, als bei kalt-gemessenem Abschiede üblich ist. Sie fühlt es und glaubt schon an seine Besserung und nickt ihm freundlich zu.

Dann schlagen die Thüren ins Schloß.

Sie ist ihm sehr zugethan, das weiß er. Zu keinem ist sie so wie zu ihm. Spröde verhält sie sich sogar den Andern gegenüber. Wiederholt hat er die Empfindung gehabt, daß sie in ihrer Offenheit und Ungezwungenheit es ihm ganz nahe lege, von ihr Besitz zu nehmen, daß sie ihn haben wolle und in der kindlichen Art ihres Wünschens dieses „Haben!" unverhohlen ausspreche.

Das hat ihn sonst in Flammen gesetzt, heute erkältet es ihn.

Schon sind seine Gedanken wieder bei Marie; die Freude auf das Zusammensein mit ihr, auf den Sonntag erzählt seiner Phantasie die schönsten Geschichten.

Nachdem er Licht gemacht und den Ueberzieher abgelegt hat, steckt er sich eine Cigarre an, wirft sich auf's Sopha und träumt.

Er träumt sich müde und schläft ein.

Als er fröstelnd aufwacht und sein Bett aufsucht, ist es schon spät in der Nacht.

Hinter den herbstlichen Nebeln und dem Dunst der Großstadt stand als rotglühender Ball die frühe Morgensonne.

Eher als sonst war Fritz heute aus den Federn. Zuerst war er ans Fenster gegangen, um ins Wetter zu sehen.

Geregnet hatte es an den beiden letzten Tagen nich mehr, dafür aber unheimlich gestürmt. Heute, an dem bewußten Sonntag, war es in der Luft ruhig geworden, und der Feuerball, den Fritz von seiner hochgelegenen Wohnung aus über das Häusermeer sich erheben sah, kündigte einen sonnigen Tag an.

Hurrah! Das soll ein Tag werden!

Schnell hatte er sich angezogen und schnell seinen Kaffee getrunken, den er sich auf seinem Spirituskocher selbst machte.

Und dann hinaus in den frischen Herbstmorgen!

Es war eben erst acht Uhr. Um zehn sollte er bei Marie sein. Da hatte er noch Zeit genug, im Tiergarten dem Walten des Herbstes nachzugehen.

Anders als auf die meisten Menschen pflegte die Herbststimmung auf ihn einzuwirken; nicht in wehmütige Beschaulichkeit vertiefte sie ihn — gesteigertes Lebensbewußtsein, kräftigeren Lebenstrieb weckte in ihm die ersterbende Natur.

Marie lag noch im Bett. Sie hatte zu lange gelesen und schlecht geschlafen. Das Rumoren im Hause und auf dem Hofe ließ sie jetzt keine Ruhe mehr finden. Uebelgelaunt stand sie auf, lässig zog sie sich an.

Heute ausgehen — in den Grunewald dazu, wo so viel Lärm und Berlinertum sich breit macht — das wollte ihr gar nicht recht in den Sinn.

Dann dachte sie an Fritz, an seine Frische, seine Freude, und ihre Stimmung hellte sich auf.

Als sie darauf ihren Thee trank, den auch sie sich auf ihrer Spiritusmaschine selbst bereitete, blieb von ihrem Unbehagen nicht mehr viel sitzen.

Dann öffnete sie die Fenster und machte ihr Bett.

Als sie damit fertig war, rief sie Frau Matz.

Das gewöhnliche: „Jleich, in 'ner Sekunde!" Und nach den gewöhnlichen fünf bis zehn Minuten trat die Gewaltige ein, mit Schrubber, Eimer und Scheuerlappen, wünschte „Juten Morgen!" und fragte:

„Ick soll doch jleich ufwischen, nich?"

„Ja bitte."

Frau Matz machte sich ans Werk, ohne sich dabei zu ereifern. Marie hatte ein Staubtuch genommen und säuberte die Möbel.

„Is nich zu sagen, wat doch die Zeit verjeht! Heit is nu schon wieder Sonntag!" bemerkte die Wirtin, indem sie sich lang aufreckte und eine Weile innehielt.

Marie, die ihre Thätigkeit nicht unterbrach, hatte nur ein trockenes „Ja!" darauf.

„Nu ja! Sie sind ooch noch jung! Aber kommen Se man erst in de Jahre! Denn verjeht einem de Zeit viel schneller! Je älter det man is, desto kürzer is det Leben!"

Marie nickte blos.

„Sie sagen ja heute so wenig. Se denken woll wieder zu ville?"

Es lag darin mehr Respekt als Bosheit, und, auch wenn es umgekehrt gewesen wäre, hätte es Marie nicht aufgeregt.

„Zu viel denken? Das giebt's ja gar nicht." Sie sagte es ruhig, ohne eine Spur von Anmaßung.

„Na, det lassen Se man jut sind, Freileinchen. Zu viel denken, det is ne Krankheit as wenn Eener zu viel Wasser läßt."

Marie schmunzelte leichthin über den derben Vergleich.

Dann sagte sie: „Heizen, denk' ich, brauchen wir heute nicht. Ich bin heute doch nicht zu Haus."

„Den janzen Tag nich?"

„Nee."

„Der Sonntag muß ja rot angestrichen werden in 'n Kalender."

„Ja, und denken Sie, ich geh in 'n Grunewald."

„In 'n Jrunewald? Tanzen?"

„Ja, vielleicht auch tanzen!"

„Na heeren Se, Freileinchen, denn jeb ick Ihnen doch noch nich so janz uf."

Die Frauen waren fertig mit dem Reinmachen. Die Wirtin empfahl sich; Marie legte die letzte Hand an ihren Anzug. Es war schon über halb zehn.

Bald darauf klingelte es draußen. Das war Fritz gewiß schon.

Tritte kamen auf ihre Thüre zu, es klopfte — herein!

Paul war es, der ins Zimmer trat.

„Guten Morgen, Marie — ich störe doch nicht?"

„Morgen Paul! Wie geht's?"

„Danke, es macht sich.“

„Nimm Platz!“

„Ich wollte Dich fragen, ob Du nicht Lust hast, 'n Spaziergang zu machen.“

„Das möchte ich wohl — aber ich erwarte Fritz jeden Augenblick.“

„So? — Fritz —“ Seine leise Stimme klang noch verschleierter.

„Ja, wir haben für heute 'n Ausflug verabredet. Das ist er vielleicht!“

Wieder war die Klingel gegangen. Der neue Ankömmling war Fritz in der That.

„Guten Morgen!“

Er war überrascht — und nicht eben freudig, Paul hier zu sehen. Aber schnell überwand er alle Verstimmung, und herzhaft schüttelte er Paul die Hand, nachdem er Marie begrüßt hatte.

„Ich sagte eben, daß wir 'n Ausflug machen wollten,“ ergriff Marie das Wort.

„Kommst Du mit, Paul?“ fragte Fritz.

„Ich? Nein — ich — Ihr werdet ja doch den ganzen Tag fortbleiben, und heut' Nachmittag hab' ich 'was vor. Ich kann nicht.“

Eine Pause trat ein. Paul stand auf. „Ihr laßt Euch doch nicht durch mich aufhalten?“

„Nein,“ entgegnete Marie. „Wir sind ja nicht an eine bestimmte Zeit gebunden.“

„Wohin geht Ihr?“

„Nach dem Bahnhof Friedrichstraße, nicht wahr Fritz?“

„Ja, das wird's beste sein."

„Dann komm ich ein Stück mit Euch. Bis zur Invalidenstraße," sagte Paul.

Die matte Wehmut war aus seiner Stimme gewichen. Stille Resignation sprach aus ihr.

„Ich will mich denn fertig machen," erklärte Marie. Sie holte Hut und Mantel aus dem Schrank.

Fritz half ihr den Mantel anziehen.

Paul sah aus dem Fenster. „Ihr werd't schönes Wetter haben."

„Ja, es ist famos draußen," äußerte sich Fritz. „Ich freu' mich schon riesig auf den alten Grunewald. Im Herbst ist er mir am liebsten."

Marie blickte in seine strahlenden Augen. Sie war nicht mehr im Zweifel, daß seine Gesellschaft für sie gesunder, erfrischender sei als das Zusammensein mit Paul. Und sie brauchte Erfrischung. Jedenfalls sah sie nicht ein, weshalb sie sich die versagen sollte.

Schweigsam war Paul, als sie die Chausseestraße hinuntergingen nach der Invalidenstraße zu.

Marie fragte ihn, ob er von den Andern was gehört oder gesehen hätte.

„Nein, antwortete er eintönig. Aber heut' Abend treff' ich vielleicht noch Adolf und Frieda."

Sie sprachen den Weg über von wenigen, gleichgiltigen Dingen.

An der Ecke der Invalidenstraße nahm Paul Abschied von Ihnen.

„Viel Vergnügen!" — „Danke, gleichfalls!" —

„Auf Wiedersehen!" Damit gingen sie auseinander.

„Drei sind doch immer einer zu viel,“ sagte Fritz, als er mit Marie die Chausseestraße weiter verfolgte.

„Oder einer zu wenig,“ erwiderte Marie. „Bei Vieren ist die Sache schon wieder anders. Drei ist allerdings 'n unglückliche Zahl.“

„Und doch hat der Symbolismus gerade ihr so viel beigelegt.“

Marie zuckte die Achseln. Sie spürte keine Lust, darauf einzugehen. Sie war heute praktischer gesonnen.

„Wohin wollen wir denn eigentlich?“ fragte sie. „Hast Du schon 'n Reiseplan entworfen?“

Er war sofort mit einem Vorschlag bei der Hand. „Was meinst Du, wenn wir bis Station Grunewald fahren? Von da gehn wir über Hundekehle und das Jagdschloß nach Paulsborn, dann nach Schildhorn und von da wieder nach der Station.“

„Meinetwegen.“

Es war 3/4 11, als sie auf dem Bahnhof Friedrichstraße anlangten. Hier herrschte das gewöhnliche rege Leben. Von dem überströmenden Sonntagsverkehr aber war noch nichts zu merken. Dazu war es für diese Jahreszeit noch zu früh.

Indessen an Ausflüglern, die sich gleichfalls die Station Grunewald zum Ziel der Fahrt gesetzt hatten, fehlte es doch keineswegs. Als der Zug mit dem Schild „Grunewald“ in die Halle brauste, hieß es überall: „Das is er!“ und die Wagen füllten sich bald.

„Fertig!“

Die Maschine zog an, die Wagen setzten sich in Bewegung. Hui! wie fegte der Zug durch den schwelenden

Dunst der Stadt, der gemischt mit dem Brodem des Herbstes, zwischen den Häuserreihen braute.

Heraus aus dem trüben Qualm in die reinen sonnenlichtdurchgossenen Nebel, die da vor ihnen lagern, über den Feldern, über den Bäumen des Waldes, der aus der Ferne zu ihnen herüber dämmert.

Am Ende der Fahrt.

Marie freute sich, als sie aus dem Zuge heraus war. Sie saß nicht gern in der Eisenbahn.

„Es ist doch nichts, so machtlos fortgerissen zu werden," erklärte sie. „Das Gefühl der Selbständigkeit leidet dabei. Ich bin immer froh, wenn ich mich wieder auf eigenen Füßen, durch eigene Kraft fortbewege.

„Na hör 'mal", erwiderte Fritz, „man fühlt sich doch im Zusammenhang mit dem Menschengeist, der auch da die treibende Kraft ist. Sonst — — aber es ist ja auch bei Dir nichts als Klügelei", fügte er offen hinzu.

„Meinst Du?"

„Ja. Ich denke mir, Du fühlst Dich bei der Eisenbahnfahrt körperlich nicht ganz behaglich und überträgst es nun auf's Geistige — auf's Individualistische."

Sie war heute friedfertig gestimmt; vor allem aber mußte sie innerlich zugeben, daß er eigentlich Recht hatte. Und sein Scharfblick gefiel ihr wie seine Offenheit.

„Ich bin zu bescheiden, um zu widersprechen," bemerkte sie scherzhaft.

Und er war über die bei ihr so ungewöhnliche Munterkeit auf's Angenehmste überrascht.

So begann ihr Eintritt in den Grunewald verheißungvoll genug.

Vor ihnen lag der kleine See von Hundekehle. Die Sonne hatte all' seine Nebel aufgesogen. Still lag ihr Schein auf der unbewegten Wasserfläche. Lautlos und starr, wie geblendet von der Lichtflut, stand das Riedgras ringsum an den Ufern.

Die Menschen, die mit ihnen gekommen, waren vorübergezogen. Langsam setzten sie selber ihren Weg fort.

Jetzt hörten sie nichts mehr von dem geschwätzigen Trupp. Jetzt waren sie eingeschlossen in Stille und Einsamkeit.

Sie sagten kein Wort. Aber sie fühlten sich einander näher.

Abseits von der Heerstraße nahmen sie ihren Weg. Niemand begegnete ihnen.

Kein Laut drang an ihr Ohr. Leblos das Waldrevier, regungslos die Tannenwipfel, wesenlos das kühle, ins Unendliche zerfließende Himmelsblau.

„Das thut wohl," sagte Marie. Sie holte tief Atem. Ihre Nerven tranken die klare Ruhe in sich hinein.

Fritz breitete weit die Arme aus, als wollte er den Frieden an sein Herz ziehen. Kräftiges Behagen durchströmte ihn, sein Frohmuth drängte sich jauchzend aus seiner Brust, ein dröhnendes „Ju hu!" schmetterte er in den Wald hinein.

Marie fuhr zusammen.

„Hat Dich das erschreckt?"

Sie schüttelte den Kopf. Aber es paßt nicht recht in die Stille.

„Warum nicht? Soll man nur jubeln, wenn Andere auch schreien? Soll man nur lustig sein, wenn viele dabei sind? Sieh 'mal, hier komm ich mir so vor wie ein Achtzehnender in seinem Revier, in dem sich kein Anderer blicken lassen darf — oder wie ein Löwe in der Wüste, der soweit Alleinherrscher ist, als seine Stimme reicht" —

„Wunderbarer Vergleich für den Grunewald!" Und wieder scholl ein mächtiges „Ju hu!" aus seinem Munde.

„War das nun Hirsch- oder Löwengebrüll?"

„Na woll'n 'mal sagen: 'n Berliner Juchzer!"

Damit gab sie sich zufrieden.

Sie blickte mit Wohlgefallen auf sein gesundes, von der Herbstluft gerötetes Gesicht, sie freute sich über seine freie Haltung, seinen elastischen Gang, über seine leuchtenden Augen und seine strahlende Jugendlust.

Ihr war's, als ging etwas von seinem Wesen in sie über; eine stille Fröhlichkeit erschloß sich in ihrem Herzen, warm und wohlig durchflutete es sie, und ein leises Beben wogte durch ihre Glieder, wenn seine Blicke mit unverhohlener Zärtlichkeit sich an sie hefteten.

Sie sträubte sich nicht gegen diese sanften, weichen Regungen, die ihr verächtlich gewesen waren, so lange sie sie nicht empfunden hatte.

In ihre großen, klugen, kühlen Augen trat zuweilen ein sinnender Zug, wie ein schillernd-verschwimmendes Traumbild. Und wenn dieses auch stets schnell wieder zerrann, ein leichter Schimmer, ein leiser Hauch, davor

das frostig-fragende ihrer Blicke nicht bestand, blieb längere Zeit zurück.

Fritz merkte wohl, wie das belebende Licht in ihre farblose Starrheit einbrach, wie es in ihrer Empfindung, in ihrer Phantasie zu dämmern begann.

Und gerade dieses Aufdämmern war für ihn von unermeßlichem Reiz.

Die Verheißung machte sein Herz erbeben. Und höher noch hob sich sein Selbstgefühl.

Er faßte ihre Hand — sie zuckte zusammen. Vor seinen flammenden Augen wichen ihre Blicke zurück. Aber es war mehr Scheu als spröder Stolz.

Und als er innig sagte: „Ich freu' mich so, mit Dir zusammen zu sein!" war es ihm, als erzittere ihre Hand.

Menschenstimmen drangen jetzt an ihr Ohr. Eine Gesellschaft, in der es recht munter zuging, kam ihnen entgegen.

Sie waren an den See des Jagdschlosses gelangt. In dem Erlengestrüpp der Niederung, die vor ihm liegt, hingen vereinzelte Nebelfetzen, an denen die Sonnenstrahlen vergeblich herumzausten. Das Wasser auch hier unbewegt, ein klarer Spiegel, in dem das Bild der hohen Tannen tief hineinragte, der in unendlicher Ferne das ungetrübte Himmelsblau wiedergab. Da hinten besah sich das friedliche, verträumte Jagdschloß in dem See, der ihm heute nichts zu sagen hatte.

Es war wieder still um sie her geworden. Nur daß hier und da, wo Eichen und Buchen sich vereinzelt erhoben, das Laub um ihre Füße raschelte.

„Das hab' ich gern," sagte Marie, und sie ließ ihre Füße am Boden hinschleifen.

„Wirklich?"

„Ja. Warum fragst Du so?"

„Es freut mich, so kleine Einzelzüge von Dir kennen zu lernen!"

Sie erwiderte nichts darauf. Sie sah ihn auch nicht an. Seine Augen lagen wieder glühend auf ihr, das wußte sie, das fühlte sie wohl.

Jetzt leitete sie das Gespräch in andere Bahnen.

„Der Grunewald hat in meiner Vorstellung immer ein ganz anderes Bild gehabt."

„Was für eins denn?"

„Ich kenn' bisher auch eigentlich nur seine traurigen Ausläufer. Wo die meisten Wirtschaften sind, in denen Familien Kaffee kochen können. Und der Grunewald, das war für mich sonst nichts als: dürftige Tannen, aus Sand und Butterstullenpapier erwachsen, mit Berliner Radau anmutig gemischt."

„Und jetzt denkst Du doch besser von ihm?"

„Ja. Ich habe ihm nicht soviel Unberührtheit, solche träumerische Stille zugetraut. Das Jagdschloß ist ja geradezu ein Idyll."

„Du wirst ja zur Dichterin."

Wieder wich sie seiner forschenden Zärtlichkeit aus. Wieder gab sie der Unterhaltung eine andere Richtung. Diesmal ins Realste hinein.

„Ist das dahinten Paulsborn?"

„Ja."

„Giebt's da was zu essen?"

„Gewiß. Bist Du hungrig?“

„Hungrig nicht, aber mir ist flau.“

„Dann woll'n wir also herrlich frühstücken! Und dann geh'n wir nach Schildhorn und essen da zu Mittag. Was meinst Du?“

Sie nickte.

Bald waren sie in dem Wirtshaus.

Nur vereinzelte Gäste saßen da. Sie hatten erst in der Veranda Platz genommen, aber hier fror es Marie, und so gingen sie hinein.

Sie aßen mit gutem Appetit.

Die drei Leute, die außer ihnen in dem Zimmer saßen, standen auf und entfernten sich.

Er war froh darüber. Als er aber seiner Freude Ausdruck gab, drängte sie zum Aufbruch.

„Es ist draußen so schön,“ sagte sie, „es ist schade, so im Zimmer zu sitzen.“

Er ging ans Fenster und rief den Kellner, der draußen hantierte.

„Diesmal bezahl' ich,“ erklärte sie.

„Wie?“

„Nun, Du hast mich neulich bevatert, ich werd' Dich heute bemuttern.“

„I wo“, sagte er gelassen, und er winkte dem Kellner, der eben erschien. „Zweimal Rühreier, ein Bier, ein Schnitt — macht eine Mark fünfundvierzig.“

„Ich bezahl' das.“ Damit legte Marie ein Zweimarkstück auf den Tisch, während Fritz mit einem behaglichen: „Glauben Sie's nicht!“ sein Portemonnaie aus der Tasche holte.

Und der Kellner glaubte es nicht. Er nahm das Geld von Fritz, ungeachtet ihres gereizten Einwandes: „Ich will das nicht!"

Fritz sah sie fragend, etwas unsicher an. Sie war in der That ärgerlich.

Aber er würde sie schon wieder versöhnen.

Als sie draußen waren, fragte er: „Du bist doch nicht etwa böse?"

„Böse? Dummes Zeug! Aber ich find' es sonderbar, diese — eigentlich ist es doch nichts als 'ne schnöde Vergewaltigung!"

„Aber liebe Marie —"

„Diese souveräne Gemütlichkeit, mit der Du sagst: Glauben Sie's nicht! — diese herrische Selbstverständlichkeit zwischen Dir und dem Kellner! Und da sollen wir Frauen nicht" — —

„Bitte, keine Frauenfrage heute!" sagte er mit komisch-flehender Geberde. Seine Gelassenheit war ihm nicht untreu geworden.

Ihre Erregung war Alles in Allem doch wieder zu sehr theoretischer Art, als daß sie nicht vor seiner launigen Harmlosigkeit die Segel streichen sollte.

Indes konnte sie sich nicht enthalten, hinzuzufügen: „Und Du bist nun einer von den Aufgeklärten: Aber sobald nur zwei Männer zusammen sind" —

„Weißt Du denn, ob der Kellner nicht ebenso oder noch aufgeklärter ist als ich?"

Jetzt gab sie es auf mit leichtem Kopfschütteln.

Auf dem weiteren Wege machte Fritz verschiedene Kunststücke.

Sie sprach ihre Verwunderung aus, daß man gar keine Vögel sehe und höre. Da zeigte er sich als Vogelstimmen-Imitator. So macht der Zeisig — und so der Stieglitz — und so der Buchfink.

Seine Geschicklichkeit erfreute sie, mehr aber noch der knabenhafte Ausdruck, den sein Gesicht bei diesen harmlosen Uebungen trug.

„Jetzt möchte ich 'mal die Lerche hören."

Er flötete in tiefen, schluchzenden Tönen.

„Richtig!" sagte sie.

Da lachte er sie herzhaft aus. „Das war die Nachtigall und nicht die Lerche!" deklamierte er mit Pose.

Sie war nicht verletzt, aber sie lachte auch nicht.

„Geschieht mir ganz recht! Warum mußte ich auch richtig! sagen — mit solcher Leichtfertigkeit. Ich habe nie in meinem Leben 'ne Lerche gehört" —

„Auch keine Nachtigall?"

„Nein."

„Niemals im Tiergarten?"

„Nein, nie. Wenigstens hab' ich nie drauf geachtet."

„Das mußt Du nachholen!"

„Was liegt daran?" In ihren Augen stand wieder der kalte Schein, und die Herbheit lagerte sich um ihren Mund.

„Die Töne muß man gehört haben! So etwas giebt unserm Empfindungsleben Farben, die ihm nicht fehlen dürfen!"

„Pah! Nicht dürfen!? Mir fehlen sie, und ich vermiß sie nicht."

Sie war wieder ganz die Alte. Aber ihn entmutigte

dieser Widerstand, diese Kampfesregung ihrer Sprödigkeit nicht.

„Wer weiß, wie Du im nächsten Frühjahr darüber denkst."

Sie zuckte die Achseln und sah ihn nicht an.

Öfter noch stieß er während des Weges auf ihre kalte Härte. Und das zumeist, wenn sie eben den weichen Regungen, die in ihr sich zu erheben begannen, unbefangen nachgegeben hatte. Es war ihm, als flüchte sie dann hinter ihre Kälte.

Dieser Kampf entflammte ihn gerade noch mehr. Seine Empfindung für sie wurde zur Leidenschaft, der Wunsch, sie zu besitzen, brannte in seiner Seele.

Er bezwang seine inbrünstige Sehnsucht. Die Zeit ihrer Erfüllung war noch nicht gekommen. Leichter machte ihm seine Zuversicht die Entsagung.

Und sein offener Frohmut war das beste Ventil für seine Glut. Er ließ es an Munterkeit nicht fehlen.

Schnell verging ihnen die Zeit. Viel eher, als sie erwartet hatten, waren sie vor Schildhorn angelangt.

Sie stiegen die Anhöhe hinauf, die die steinerne Denksäule trägt. Eine Landzunge, die weiten Blick über die Havelseen gewährt.

Es war nicht mehr so still in der Luft. Ein leichter Wind hatte sich aufgemacht und kräuselte die Flut. In der Ferne schwebten ein paar Cirruswolken. Sonst war alles klar. Von Dunst und Nebel war hier keine Spur.

Sie standen vor dem Erinnerungsmal allein, dicht nebeneinander und ließen die Augen über die Wasserfläche schweifen.

Langsam zogen vereinzelte Lastkähne ihre Bahn, das große Segel leicht geschwellt. Einige wenige Kutter kreuzten vor dem schwachen Winde. Zur Seite, ganz in der Nähe des Ufers, ruderten mehrere Schwäne.

Gern weilten ihre Blicke auf dem freundlich belebten Bilde, das jetzt auch noch Andere herbeirief und neben ihnen auf der Anhöhe stillstehen hieß.

Sie empfanden das als Störung und gingen weiter.

„Wollen Mittag essen, nicht?" fragte Fritz.

Sie war einverstanden.

„Ich denk', hier gleich, in dem ersten Restaurant", schlug er vor.

Sie nickte, und sie traten ein in den Garten.

Hier zeigten sich nur ganz vereinzelte Tische gastfreundlich. Die meisten standen, in drei großen Reihen, mit den Stühlen belegt, an der Seite.

Die kleinen Linden, Ahorn- und Kastanienbäume des Gartens waren zum größten Teil entlaubt. Nur spärliche welke Blätter hingen noch an den Zweigen und raschelten in dem leichten West.

Es war dort nicht behaglich. Um so weniger, als es zum Sitzen im Freien zu kühl war. So wählten sie denn einen Platz in der Veranda.

An einem Nebentisch — eigentlich waren es zwei, die man zusammengestellt hatte — saßen zwei kindergesegnete Familien. Ihre Häupter, kleine Handwerker wie es schien, oder etwas Aehnliches. Von den Frauen die eine spitz mit lebhaft-wachsamen Augen, leicht erregt und zum Schelten geneigt, die andere rund und behäbig, von blühender Gemütsruhe und fetter Sorglosigkeit.

Wie die Mütter, die Kinder. Die einen mager, unruhig und streitbaren Geblütes, voll liebenswürdiger Gelassenheit und bequemer Vertrauensseligkeit die andern.

Der jüngste Balg dieses zweiten Geschlechts, ein blonder, dicker, pausbäckiger kleiner Bengel von zwei bis drei Jahren kam auf sie losgetrudelt. An Marie machte er sich zunächst, legte sein rundes Kinn auf ihr Knie, blickte mit seinen treuherzig-dusseligen blauen Augen zu ihr auf, und eine seiner fetten kleinen Grübchenhände zu ihr emporstreckend sagte er:

„Kiek!"

Er hatte einen buntschillernden Knopf in der Hand.

Marie nickte ihm leichthin zu. Sie wußte nichts Rechtes mit ihm anzufangen.

Der kleine Kerl merkte das wohl. Er ließ seine Augen zu Fritz herumgehen, der ihm freundlich zulachte. Da lief er diesem zwischen die Kniee.

„Ei, ei! Was hast Du denn da?"

„Knopp!"

„Wo hast Du denn den her?"

„Muttern."

Der Knopf war von deren Mantel abgerissen; sie machte sich keine Sorge darum.

Der kleine Bengel steckte eben sein Spielzeug in den Mund.

„Das mußt Du nicht thun!"

„Ja!"

„Das schmeckt ja doch gar nicht!"

Er ließ sich den Knopf ohne Widerstreben aus dem Mund nehmen. Fritz hob den Jungen auf seinen Schoß.

„Wie heißt Du denn eigentlich?"

„Fritze."

„I was Du sagst! So heiß ich ja auch."

„Vatar ooch!"

„Du bist wohl Vatern sein Bester?"

„Ja."

„Bist Du denn auch immer artig?"

„Nee." Er sagte das mit ehrlichster Ueberzeugung. Fritz lachte, und auch Marie mußte lächeln.

Der kleine Fritz wollte sich von dem großen gar nicht trennen. Erst das Machtwort seines Vaters, der nicht wünschte, daß der Junge lästig werden sollte, zwang ihn zum Abschied.

„Du scheinst Dir nicht viel aus Kindern zu machen?" wandte sich Fritz an Marie.

Der Kellner hatte inzwischen die Suppe gebracht und sie begannen zu essen.

„Nein", entgegnete sie. „Aber Du!"

„Ich hab Kinder sehr gern. Mit Kindern zu spielen, das ist für mich noch immer ein besonderer Genuß. Leider hab' ich so wenig Gelegenheit dazu."

„Hast Du Geschwister?"

„Einen älteren Bruder."

„In Berlin?"

„Nein, der ist in Iserlohn. Und Du?"

„Ich hab' nur 'ne ältere Schwester, die ist in Amerika verheiratet."

Es war das erste Mal, daß sie über ihre Familie, ihre Angehörigen sprachen. Sie hatten sonst, bei ihren

Zusammenkünften was Besseres zu thun gehabt, als über solche langweilig-gleichgültigen Dinge sich zu unterhalten.

Gleichgültig?

Marie hatte jetzt doch den Wunsch, mehr von seiner Familie, von seiner Jugend zu erfahren. Nicht als ob sie mit einem Mal auf solches Beiwerk größeres Gewicht gelegt hätte. Aber sie hatte die unbestimmte Empfindung, daß sie dadurch über sein Wesen noch mehr Aufschluß gewinnen könnte, wie wenig Verständnis sie auch für Jugenderinnerungen und Jugendträume besaß.

So erzählte er denn, daß er auf dem Lande geboren sei, als Sohn eines Dorfschullehrers. Ein strenger Mann sei sein Vater gewesen und verbittert durch den Zwiespalt, den er mit sich herumtrug, die Auflehnung seiner freiheitsgläubigen Seele gegen das Duckmäusertum seiner Worte und Werke. Er wär' wohl daran zu Grunde gegangen, hätte er nicht immer wieder in dem tiefen, reichen Gemüt seiner Frau Frieden und Glück gefunden.

Marie sah, wie sich seine Augen verklärten, als er von seiner Mutter sprach. Sie sei die Sonne seiner Kindheit gewesen, die, je nach der Stimmung seines Vaters, bald unter strengster Zucht seufzte, bald in schrankenlosester Freiheit sich tummeln durfte. Dank dem Mutterherzen habe er sein Gleichgewicht nicht verloren. Der Mutter zu liebe habe er dann auch den Schulzwang geduldet, als er nach der Stadt gekommen sei. Freilich, ein wilder Bursche sei er immer gewesen, ganz anders wie sein Bruder, der wohl nicht so viel Widerstandsfähigkeit gegen die Strenge des Vaters besessen habe und der eine starre, unzugängliche Natur geworden. Deshalb

habe auch zwischen ihnen beiden keine innigere Gemeinschaft bestanden. Jeder sei seine eigenen Wege gegangen, zum großen Kummer seiner guten Mutter.

„Lebt Deine Mutter noch?"

„Nein. Sie ist seit fünf Jahren tot. Mein Vater seit sechs Jahren. Hast Du noch Eltern?"

Sie schüttelte den Kopf.

„Ich möchte auch von Deiner Kindheit hören."

„Da ist nicht viel zu sagen. Ich bin in Berlin geboren. Mein Vater war Packmeister bei der Eisenbahn. Viel hab' ich von ihm nicht gehabt. Wenn er keinen Dienst hatte, saß er in der Weißbierstube und spielte Karten. Mit meiner Mutter vertrug er sich nicht gut. Sie war sehr reizbarer Art und sehr reich an Worten. Sie schalt eigentlich den ganzen Tag. Ich zweifle heute gar nicht daran, daß sie uns Kinder lieb hatte, meine Schwester und mich. Aber wir merkten nichts davon. Und so zogen wir uns in uns selbst zurück. Wir wurden still und verschlossen. Verschlossen auch gegen einander. Und auch von geschwisterlicher Liebe haben wir also nicht viel gefühlt."

„Da hast Du eine traurige Kindheit gehabt."

„Ich hab' nicht sehr darunter gelitten."

Aus ihrer Erzählung war ihm ein Ton leiser Wehmut entgegengeklungen. Jetzt hatten ihre Worte die alte Härte wieder. Aber ihre Augen blickten nicht mehr so kalt wie einst.

Sie waren jetzt einander noch näher gekommen, sich noch vertrauter geworden. Jeder wußte, daß er von diesen Kleinigkeiten noch zu keinem andern gesprochen hatte,

jeder empfand, daß er aus dem Munde des Andern zuerst davon hörte. Von diesen Kleinigkeiten, die so bedeutend waren, deren Wert sie nun beide höher schätzten, jeder nach seiner Art.

Sonst waren sie fast ausschließlich für einander Geist, Meinung, Streben, Gesinnung gewesen, jetzt wurden sie immer mehr Mensch für einander.

Marie entäußerte sich so weit, daß sie ihn fragte, was er denn eigentlich am liebsten äße und ob er lieber Weißbier oder Lagerbier tränke. Worauf er ihr mit behaglicher Umständlichkeit Auskunft gab.

Sie waren mit dem Essen fertig. Vor ihnen stand eine dampfende Tasse Kaffee. Den trank Marie sonst nie; er machte ihr den Kopf heiß. Heute aber brach sie mit dieser Entsagung.

Sie sprach das aus. Fritz sah sie mit großen Augen an. Er kannte ihre peinlich-genaue Lebensführung. Und er freute sich über ihren „Uebermut", den sie als Anlaß zu ihrer revolutionären That bezeichnete, von Herzen. Er hatte wohl Grund dazu.

Dann mahnte sie wieder zum Aufbruch. Etwas wie Unruhe war über sie gekommen. Sie gab sich die Versicherung, daß das vom Kaffee herrührte.

Diesmal sträubte sie sich nicht mehr dagegen, daß er den Kellner bezahlte. Sie war entschlossen, durch irgend ein Geschenk ihre Schuld abzutragen. Jedenfalls kam ihr Frauenstolz über die „Bevormundung" nicht mehr in Wallung.

Lebhaft wurde ihr Gang, als sie wieder draußen waren im Walde.

In den Baumkronen leises Rauschen. Sacht strich der milde späte Nachmittagssonnenschein durch die flüsternden Wipfel. Es begann schon abendlich zu werden, immer geheimnisvoller klang das Raunen in den Zweigen.

Sie empfanden das Beide.

„Wie seltsam dieses Rauschen!“ sagte Marie.

„Die Nacht kündigt sich an.“ Und dann fragte er: „Bist Du schon 'mal eine Nacht im Wald gewesen?“

„Nein! Wie sollt ich dazu kommen?“

„Ich schon öfter. Das hat für mich immer einen eigentümlichen Reiz gehabt. Das erste mal als kleiner Junge. In der Nacht des ersten Mai, wenn die Hexen zum Blocksberg reiten. Da bin ich heimlich von Hause durchgebrannt. Und was ich da alles gesehen hab! Auf der Waldwiese Nixen im Mondenschein, und in den Lüften über die Gipfel dahinfegend das wilde Heer.“

„So ein phantastisches Kind bist Du gewesen?“

„Phantastisch? Was ich da gesehen hab', das giebt es!“

„Ach!“

„Aber es sieht nicht Jeder. Dazu muß man Sonntagskind sein.“

„Bist Du das?“

„Ja. Und ich glaube an meine Sonntagskindschaft und an mein Glück!“

Seine Blicke umfingen sie wieder mit leuchtenden, flammenden Strahlen.

Sie beschleunigte ihre Schritte. Scheu vor seiner Siegeszuversicht überkam sie, Scheu vor dem Waldeszauber, der mit ihm im Bunde stand. Scheu vor dem abendlichen Flüstern, vor dem kosenden Dämmerschein.

„Du läufst ja mit einem Male so!"

„Es freut mich, mal so ausschreiten zu können!" —

Die Abendschatten huschten und spannen schon um die Tannengipfel, als sie sich dem Bahnhof Grunewald näherten. Sie hatten nicht viel mit einander gesprochen. Durch die Stille, die sie umgab, war zuletzt dann und wann der Pfiff einer Lokomotive zu ihnen gedrungen. Jetzt hörten sie es ganz in der Nähe pfeifen, und Rädergerassel zitterte an ihr Ohr.

„Ist das schon unser Bahnhof?" fragte sie.

„Ja."

Sie ging jetzt langsamer, und atmete tief.

„Das war ein schöner Marsch! So was thut wohl! Das pumpt die Lungen ordentlich aus."

„Aber wir fahren doch noch nicht nach Haus?" wandte er sich an sie.

„Wie Du meinst."

„Ich meine, wir bleiben noch recht lange zusammen. Aber Du mußt das auch meinen."

Sie sah ihn an und nickte.

„Weißt Du, was ich möchte?" Er beugte den Kopf zu ihr herüber.

„Nun?"

„Ich möchte so gern einmal mit Dir tanzen."

„Ich tanz' herzlich schlecht."

„Das glaub' ich nicht."

„Kannst Dich drauf verlassen."

„Dann hat's immer an den Andern gelegen. Ich hab' es so im Gefühl, daß wir Beide zusammen famos tanzen müßten!"

Sie zuckte die Achseln.

„Willst Du nicht?"

„O ja. Aber Du wirst keine Freude davon haben."

„Na — das laß meine Sorge sein! Hurrah! Jetzt fahren wir nach Halensee! Ach — Marie —! —" er faßte sie blitzschnell um die Taille und wirbelte ein paar mal mit ihr auf dem Waldesboden herum.

Mühsam machte sie sich los. „Du bist doch ein rechtes Kind!"

„Nun, ich bin jetzt artig — bis auf weiteres. Also was meinst Du — nach Halensee — nicht?"

„Eigentlich ist es ja Unsinn! Aber wenn Du gerne willst —"

„Ja, sehr gern. Und Dir wird's auch gefallen!"

Das klang sehr vertrauensvoll. Und gerade das entwaffnete ihren Widerspruch noch mehr. Sie wollte erst sagen, daß sie am Tanzen überhaupt nichts finden könne. Jetzt schwieg sie. — —

Halensee. Die Straße belebt von Fuhrwerken aller Art und von Ausflüglern, die aus dem Innern des Grunewalds kamen und zur rechten Zeit wieder in Berlin sein wollten. In den erleuchteten Gärten der großen Restaurants saßen trotz der herbstlichen Kühle noch eine Menge Menschen; in einem wurde sogar noch Konzertmusik gemacht. Gedämpft klangen die Tanzweisen aus den großen Sälen, deren beschlagene Scheiben in verschwommenen Umrissen hier plaudernde Gruppen, dort sich schiebende Massen zeigten.

„Nun Marie? Wo gehn wir hinein?"

„Wo Du willst. Mir ist alles recht."

Sie traten in das zweite Lokal. Dicke Rauch- und Dunstwolken fluteten ihnen entgegen. Marie stutzte und wäre fast umgekehrt. Schon aber nahm das Treiben der sonntäglich frohen Menge ihre Beobachtung in Anspruch.

Sie ging weiter. Dahinten in der Ecke war noch ein kleiner Tisch mit zwei Plätzen frei. Sie wandten sich dorthin, legten ab und ließen sich an ihm nieder.

Nebenan war der große Tanzsaal, von dem sie einen Winkel übersehen konnten. Doch erblickten sie von den Tanzenden, die ein Kranz von Zuschauern umgab, nur hier und da ein hohes Haupt.

„Erst ein Glas Bier, nicht? Wir haben's verdient."

Fritz bohrte seine Blicke in ihr Auge, als sie mit einander anstießen. Sie war zu stolz, ihm auszuweichen. Obwohl sie wußte, daß dann wieder dieses unklare, schwüle Gefühl sie durchbeben würde, von dem sie nicht sagen konnte, ob es ihr angenehm oder unangenehm sei. Und es kam wieder, nur daß es ihr jetzt war, als hätte es gar nichts Peinliches für sie. Etwas wohlig Belebendes und Erwärmendes vielmehr.

„Walzer!" Und er sang nach der Melodie leise mit: „Male, Male — lebt denn meine Male noch?" Dann fragte er Marie: „Wolln wir den tanzen? — Komm!'

Er legte die Hand in ihren Arm, so gingen sie in den Tanzsaal. Sie machten sich Bahn durch die Umstehenden, dann umschlang er sie und walzte mit ihr durch die wirbelnde Schaar.

Die Zahl der Tanzenden war zu groß für den Raum. Aber er leitete sie sicher durch all die hüpfenden, stürmenden, sich schwingenden, sich drehenden Paare. Sie tanzte steif, ohne Anmut, ohne Weichheit und Hingabe, aber taktgemäß und zuverlässig. Ihm genügte das nicht. Er wollte, daß ihre Seele dabei sein sollte. So wie er dabei war mit ganzer Empfindung.

Ein leiser Druck der Hand, ein leichtes Ansichziehen der schlanken Gestalt, ein Berühren ihres Haares mit seiner Schläfe — aber er merkte nicht, daß ihre Bewegungen anders wurden. Fest preßte er sie an sich in langem Druck — da fühlte er ihr Widerstreben, und tief ging ihr Atem.

Die Musik setzte aus. „Kasse die Herren!" schnarrte der Tanzmeister, und er sammelte die Nickel von denen, die nicht „abonnirt" waren.

Als auch Fritz seinen Groschen entrichtet hatte, führte er Marie an den Tisch zurück.

„Das ging doch sehr gut!" sagte er.

„Findest Du?"

„Ja. Und wenn Du erst nicht mehr so ausschließlich mit den Beinen tanzst —"

„Womit tanzt man den sonst noch?"

„Mit dem ganzen Körper tanzt man und mit der Seele —"

„So ein Unsinn!"

Das klang scharf und hart. Sie fühlte sich wieder zum Widerstand gedrängt.

„Du wirst es lernen."

„Nie."

„Durch mich,“ flüsterte er weich.

Mit mehr Herbheit noch umgab sie sich.

„Ich hab' was Besseres zu thun.“

Sie war selbst betroffen über die Rauhheit ihrer Stimme, und da fügte sie sanfter hinzu:

„Und du auch.“

„Für mich ist alles, was ich thu', gleich wichtig.“

„Das ist traurig.“

„Nein, das ist ein Glück — das heißt erst ganz Mensch sein und die ganze Menschheit verstehen und —“

Er brach ab. „Ach was! Ich werd' hier heute Lebensphilosophie treiben! Fällt mir ja gar nicht ein.“

„Das kann niemals schaden.“

Sie machte Miene, eine abstrakte Erörterung in Gang zu bringen, um sich ins Begriffliche zu retten. Lebhafter wurden die unbestimmten Regungen, die ihr den ganzen Tag schon das Blut erregt hatten. Ein Prickeln in ihren Adern, ein Flimmern vor ihren Augen, und in ihren Ohren ein Sausen, und dabei kein Gefühl der Schwäche, der Ohnmacht, sondern die Empfindung gesteigerter Lebenskraft und Daseinsfreude.

Aber auch die Empfindung, als gehe eine folgenschwere Veränderung mit ihr vor, als stehe sie im Begriff etwas aufzugeben, die Ahnung eines Verlustes an sich selbst. Und darum das Streben, im Abstrakten sich in Sicherheit zu bringen — und doch wieder die Rückkehr zu dem, was sie erlebt, was sie in sich verspürt, und zu dem was sie um sich sieht, sorglos, tändelnd, lachend, in zweifelloser, frageloser, unbefangener Freude.

All' die jungen, heiteren, glücklichen Menschen, die froh den Tag, die Stunde genießen! Die nicht denken, nicht grübeln, nicht Ideen nachhaschen, die nur lachen und sich freuen. Die sich nicht kümmern um die Anmaßungen der Convention, um den Formelkram äußerlicher Regeln und Gesetze. Zwanglos und frei, im Aeußern und auch im Innern. Losgelöst von den Bedrängnissen und Bekümmernissen, den Erniedrigungen und Vergewaltigungen des Alltäglichen. Nur für kurze Dauer freilich. Aber um so inniger, um so inbrünstiger die flüchtige Zeit der Freiheit, der Freude genießend.

Teilnehmend ruhen ihre Blicke auf diesem und jenem Paar, das in ihrer Nähe sitzt oder an ihnen vorübergeht.

Die meisten Mädchen gehören ihrem Stande an: Schneiderinnen, Confektioneusen, Verkäuferinnen. Sie alle Lohnarbeiterinnen wie sie, Lasttiere ums tägliche Brot, geplagt und geschunden. Und jetzt froh und frei, ohne Sorgen, ohne Not, leicht und glücklich.

Sie freut sich mit ihnen, sie ist herausgetreten aus ihrer individualistischen Einsamkeit, sie ist Mensch unter Menschen.

Er sieht, wie das Leuchten aufgeht in ihren Augen — und wieder wird im Saale nebenan ein Walzer gespielt; er steht auf, giebt ihr die Hand und sie folgt ihm zum Tanze.

Erst drehn sie sich langsam und sacht — sie schmiegt sich seinen Bewegungen an — — und schneller wird sein Schleifen — er neigt sich und beugt sich — und zieht sie an sich heran und legt sein Gesicht auf ihr Haar und

drückt seine Lippen darauf — und sie widerstrebt ihm nicht — — —

„Kasse die Herren!"

Heiß stand sie vor ihm, mit fliegendem Busen.

„Jetzt hab' ich Deine Seele gespürt," flüsterte er ihr zu — — — — —

Als Fritz sie aus dem Saal führte, wurde er plötzlich von hinten am Arm gefaßt.

Er drehte sich um und sah sich Minni Ebel gegenüber, die unbekümmert um seine Begleitung ihn freundlich mit ihren großen zärtlichen Augen anlachte und ihm beide Hände hinstreckte.

Er nahm nur die eine. Und ihre Herzlichkeit erwiderte er nicht.

Aber wie immer zeigte sie sich auch jetzt über jede Empfindlichkeit erhaben.

„Es freut mich, Herr Warncke, daß Sie sich hier auch 'mal wieder sehen lassen!" erklärte sie munter.

Und dann blickte sie Marie offen an, deren Augen sich schon eine ganze Weile mit ihr beschäftigten.

Eine Zeitlang sahen sich die Beiden, einander musternd, unverwandt ins Gesicht.

Dann ging Minni ihres Weges, nachdem sie ungestört Fritz mit einem „Auf Wiedersehen!" liebevoll zugenickt hatte.

„Wer war das?" fragte Marie, als sie sich auf ihren Platz begaben.

„Ein Fräulein Ebel — wohnt mit mir in demselben Haus."

„So."

Forschend ruhten seine Augen auf ihr.

„Die Damen angajiren!“ schnarrte es im Tanzsaal.

Eben wollte er sich an Marie mit einer Frage wenden, da klang es an sein Ohr: „Darf ich bitten?“

Minni, die ihn hier hatte sitzen sehen, war zu ihm getreten und forderte ihn zum Tanze auf.

Er erhob sich instinktiv — dann warf er einen langen Blick auf Marie, die herb, kalt und gleichmütig dasaß — er wollte Minni die Hand geben, doch sie nahm ohne weiteres seinen Arm und so gingen sie in den Saal. —

Er fand Marie verändert, als er zu ihr zurückkehrte. Sie war hart und starr, ihr Auge kühl, ihr Wesen teilnahmlos. Oder zauberten ihm nur seine Phantasie, seine Wünsche etwas vor?

Wenn sie ungehalten war, daß er mit einer Andern getanzt hatte —

Kaum zu glauben bei ihr!

Und doch — — —

Sie faßte sich an den Kopf. Als er sie ansah, bemerkte sie gelassenen Tones: „Es ist eine furchtbare Luft hier.“

„Wollen wir gehen?“

„Ich möchte allerdings. Du kannst ja noch bleiben, wenn Du willst.“

Er bemühte sich vergeblich, aus ihren Worten eine Schärfe herauszuhören. Sie klangen nur kalt und ruhig.

„Natürlich geh' ich mit.“

Draußen war es kühl. Sie fuhr zusammen, als sie hinaustraten.

„Es ist Dir kalt, nicht?“

„Es ist nur der plötzliche Wechsel.“

„Wir wollen schneller gehen.“

„Ist Dein Kopf jetzt besser?“ fragte er dann sorglich.

„Ach — es hat ja nichts zu sagen.“

Es war noch früh am Abend. Auf dem Bahnhof war eben ein Zug von Berlin angekommen, der noch eine ganze Schaar Tanzlustiger brachte. Als diese sich verlaufen hatten, war es fast menschenleer auf dem Bahnsteig. Nur noch drei, vier fuhren außer ihnen zurück.

Sie saßen allein im Coupee, nebeneinander. Die Wagen waren noch nicht geheizt; es fror Marie noch immer.

„Nimm meinen Ueberzieher um!“ Schon hatte Fritz sich dessen entledigt, trotz ihrer Einwände, und jetzt legte er ihr den Rock um die Schultern. Erst sträubte sie sich, dann ließ sie sich seine Fürsorge gefallen.

„Wenn Du Dich nun aber erkältest!“

„I wo! Mir ist so warm! Viel zu warm ist mir!“

Der Zug setzte sich in Bewegung.

„Du wärst gewiß noch gern dageblieben,“ hob sie an.

„Mit Dir, ja! Aber ohne Dich um keinen Preis! Du weißt doch —“

Die Wagen liefen prasselnd über eine Weiche.

„Was sagst Du?“ fragte sie.

„Du weißt doch, daß ich nirgends lieber bin als mit Dir zusammen.“

Sie sah nicht in seine brennenden Augen.

„Ich bin ja eine so schlechte — so wenig fröhliche Gesellschaft.“

„Fröhlich bin ich ja!“

„Aber es ist doch wohl noch schöner, wenn alle Beide fröhlich sind. In anderer Gesellschaft hättest Du Dich sicher besser unterhalten.“

Seine Seele horchte auf.

„In anderer Gesellschaft?“ fragte er.

„Nun ja! Mit Deiner Hausgenossin zum Beispiel.“

Da war sie, die Offenbarung ihrer erwachten Weiblichkeit, so bedeutsam, wenn auch noch so geringfügig!

Er faßte ihre Hand. „Marie — Du! Deine Gesellschaft und ihre Gesellschaft — was müßte ich für ein Kerl sein, wenn ich überhaupt bloß anfinge, dazwischen zu wählen. Was sind mir all die Andern!“

Seine Rechte umschloß fest die ihre, er fühlte ihre Hand erzittern und wie ihr ganzer Leib erbebte und dann fühlte er, wie ihre Hand seinen Druck erwiderte.

Und schon hatte er den Arm um ihren Nacken gelegt und er beugte den Mund zu ihrem Ohr und flüsterte:

„Ich habe Dich lieb, Marie — ich habe Dich lieb!“ und er küßte ihr Ohr und ihre Wange und ihren Mund.

Und wieder und wieder ihren Mund.

Er hielt sie fest umschlungen, ihre Augen wichen nicht von den seinen, dann und wann strich sie mit der Hand über sein weiches, welliges Haar.

Der Zug hielt an.

Die Thür zu ihrem Coupee wurde geöffnet. Sie blieben nicht mehr allein.

Auf die Einsteigenden achteten sie nicht.

Hand in Hand saßen sie da; sie sagten kein Wort. Zuweilen neigte er sich zu ihrem Ohr und küßte es bloß.

Und immer wieder tauchten ihre Augen ineinander.

Als sie in Berlin ankamen, fragte er:

„Und jetzt mein Lieb?"

„Ich möcht' jetzt nach Hause."

„Allein?"

„Ja — ich möchte allein sein."

„Nicht mit mir zusammen? Heute gerade, wo wir uns gefunden haben?"

„Sei nicht bös" — sie streichelte seine Backen. „Gerade heut' brauch' ich Ruhe — es ist wohl zuviel für mich geworden — es hämmert mir so im Kopf, und so unruhig ist mein Blut — Du weißt, ich fühl' mich unglücklich, wenn ich nicht auf festen Füßen steh' — wenn ich mein Gleichgewicht nicht habe — und darum mußt Du mich allein lassen."

„Aber Du bist mein — und ich will nichts von Dir verlieren!"

„Das sollst Du auch nicht."

„Du hast mich lieb, Marie?"

„Ja Fritz."

Er reckte die Arme in die Höhe, daß Vorübergehende sich erstaunt umblickten, und es hätte nicht viel gefehlt, dann hätt' er hier, auf dem belebten Potsdamer Platz, seine mächtigsten Berliner Juchzer in die Luft geschmettert.

Marie saß allein auf ihrem Zimmer. Fritz hatte sie bis an die Hausthür gebracht und hier mit einem langen

Kuß, der ihr noch auf den Lippen brannte, von ihr Abschied genommen.

Erst allmählich legten sich die heißen Wellen, in denen das Blut durch ihren Körper ging.

Sie hatte nur den Hut, nicht auch den Mantel abgelegt. Den Kopf aufgestützt, dachte sie dem nach, was dieser Tag ihr gebracht hatte.

Eine neue Saite ihres Wesens war angeschlagen, an die bisher nichts gerührt, die kaum ihre Phantasie umspielt hatte.

Der Ton durchbebte sie mit wonnigem Schauern — aber brach er nicht störend in den Gleichklang ihres Wesens?

Verlor sie nichts, verlor sie sich nicht, wenn sie dieser Regung nachgab?

Vergaß sie nicht darüber ihre Aufgabe, ihr Streben, ihren Beruf?

„Die Liebe ist der Beruf der Frau.“ So steht in dem Katechismus des Philistertums geschrieben.

Konnte ihr dieser Beruf genügen? Nein und tausendmal nein! Da dachte sie doch anders von der Welt, von der Frau, von sich selbst!

Aber lag nicht auch für sie die Gefahr nahe, sich in der Liebe zu verlieren? Hatte sie in den letzten Stunden an etwas anders gedacht als an die Regungen ihres Herzens, die Wallungen ihres Blutes?

Hatte sie diese Empfindungen, diese Eindrücke je in Zusammenhang gebracht mit ihrer Weltanschauung, mit ihrer Lebensaufgabe?

Widerstrebten sie gar einem Zusammenhang mit dieser?

Mußte sie aus der Reihe der Kämpferinnen scheiden, sobald die Liebe von ihr Besitz ergriff?

Nein, nein! Auch in der Liebe, auch mit der Liebe galt es zu kämpfen!

Gerade hier — sie hatte es ja verschiedentlich selbst ausgesprochen — lag den Frauen die Führerschaft ob!

Die freie Liebe!

Jetzt konnte sie die befreiende Macht ihrer Gedanken, ihrer Anschauungen verkörpern in ihrem eigenen Leben!

Und wenn es ein Martyrium ist — um so besser!

Kämpfen für die große Sache! Mit ganz anderer Begeisterung geht sie jetzt in den Streit, jetzt, wo auch ihr Herz erwacht ist.

Nein, seine Regungen hemmen nicht den Kampfesflug ihrer Gedanken, neue Schwingungen verleihen sie ihnen.

Und nochmals — jetzt kämpft sie ja nicht mehr mit den Worten und Begriffen — mit einer That tritt sie jetzt auf den Plan — mit der That der freien Liebe —

Sie ist aufgestanden. Schnellen Schrittes geht sie im Zimmer auf und ab. Hoch aufgerichtet ist ihre schlanke Gestalt, ihr Kopf ruht im Nacken, aus ihren Augen bricht schwärmerischer Glanz — — —

Als Fritz sie am andern Abend in ihrer Wohnung besuchte und sie zärtlich in seine Arme zog, stutzte er über

ihr Aussehen. Sie war blaß, und auf ihren Augen lag blanker Fieberschein.

„Was ist Dir, mein Schatz? Du bist doch nicht krank?“

„Nein, nein. Ich hab' nur schlecht geschlafen, und das kann ich nicht vertragen. Und dann war heut' auch so viel im Geschäft zu thun.“

„Willst Du Dich auch lieber ins Bett legen?“

„I wo! Wenn ich erst meinen Thee habe, wird's besser. Leg ab, mach's Dir bequem.“

Sie deckte den Tisch. „Trinkst Du auch Thee oder willst Du Bier?“

„Ich trink Thee mit Dir.“

Seine Augen ließen nicht von ihr.

„Marie!“

„Was, mein Schatz?“

„Ich hab Dich so lieb!“

Er zog sie auf seinen Schoß und küßte sie.

Sanft machte sie sich los. „Ich drück' Dich ja.“

„Ha!“ er lachte munter auf, dann umschlang er sie, nahm sie auf den Arm und trug sie durch's Zimmer, wie ein Kind.

Sie stemmte die Arme gegen seine Schultern. „Nicht, Fritz! das will ich nicht!“

Da ließ er sie auf den Boden gleiten.

„Liebchen! Was für ein Gesicht! Du bist doch nicht böse darüber?“

„Ich kann das nicht haben. Schon als Kind hab' ich mich immer mit Händen und Füßen dagegen gesträubt. Dieselbe Geschichte, weshalb ich auch nicht fahren mag.“

„Ich weiß mein Herz. Weil Du so selbständig bist. Du mußt immer auf eigenen Füßen stehen. Und deshalb lieb ich Dich ja auch so über die Maßen — wegen Deines selbständigen Geistes und Deines Mutes und Deiner Kraft. Es war ja so 'ne Art Majestätsverletzung", fügte er scherzend hinzu. „Aber bedenke, die altdeutschen Könige wurden ja auch auf den Schild gehoben — und Du bist ja meine Königin — und, na — wenn Du durchaus Genugthuung haben willst, dann darfst Du mich auch einmal auf den Arm nehmen."

Er stellte sich mit geknickten Knieen hilflos vor sie hin.

„Du bist ein Schlingel!" Seine Munterkeit wirkte befreiend und beruhigend auf ihre Nerven.

Sie fühlte sich schon erheblich besser.

Als sie ihren Spirituskocher angezündet hatte, setzte sie sich neben ihn auf's Sopha. Er umfaßte ihre Hüfte, und sehnlichst wünschte er, sie würde ihm näher rücken, sich an ihn schmiegen, den Kopf an seine Brust legen. Aber das geschah nicht. Sie blieb sitzen in ihrer spröden Haltung. Nur daß sie seine Hand faßte und sie dann und wann streichelte.

Sie sah vor sich hin. Mit den züngelnden blaugelben Flammen spielten ihre Blicke.

„Du bist so still, Marie."

„Du auch."

„Bei mir ist es das Glück — und die Sehnsucht."

„Und bei mir?"

„Bei Dir verstärkte Bescheidenheit. Du bist ein kühles Liebchen."

„Du mußt mich schon nehmen wie ich bin.“

„Das thu' ich auch.“ Er legte den Kopf auf ihre Schulter und küßte ihren Hals.

„Haa!“ sie fuhr zusammen. Dann sagte sie mit straffer Entschiedenheit: „Wir wollen jetzt 'mal über die Zukunft reden.“

„Gut!“

„Meine Ansichten von freier Liebe und freier Ehe sind natürlich dieselben geblieben. Und Deine Ueberzeugung ist doch auch wohl nicht anders geworden?“

„Natürlich nicht.“

„Dann wissen wir ja also, was wir zu thun haben.“

„Ja! Wohlauf zum Kampf! Und mir wär es das Liebste, wenn wir — gleich heute mit dem Kampf begännen!“ Er sah sie liebeglühend an.

Das Wasser kochte. Sie stand auf und machte den Thee. Was er mit den letzten Worten meinte, hatte sie offenbar nicht verstanden.

Er zog andere Saiten auf. Ernst fuhr er fort: „Ein Kampf wird es natürlich. Ein schwerer Kampf.“

„Fürchtest Du Dich davor?“

„Fürchten? Nein! Jedenfalls nicht für mich, für Dich höchstens.“

„Für mich? Hast Du so wenig Zutrauen zu mir?“

„Wie kannst Du so fragen, Liebchen! Du weißt doch, wie ich von Dir denke. Aber Du wirst mehr darunter zu leiden haben als ich!“

„Das wünsch' ich ja! Das ersehn' ich ja gerade! Wenn Du wüßtest, wie ich die Worte, das viele Gerede satt habe,

bei dem nichts herauskommt, in dem die Feigen und Schwachen ebenso groß sein können wie die Starken und Mutigen. In der That sich wiederfinden mit seinen Gedanken — das ist das Richtige, das nur kann mir genügen. Und je schwerer diese That ist, je mehr man darunter leidet, desto bedeutsamer und größer ist sie ja für uns und die Andern. Die Zweifler und die Lauen und die Böswilligen — sie alle sollen Augen machen! Ich freue mich, ich bin glücklich, daß die Zeit des Handelns — meinetwegen auch des Leidens für mich gekommen ist!"

Mehr als je entflammte seine Seele und seine Sinne das Walkyrenhafte ihres Wesens, jetzt wo sie in ihrer stolzen Art ihm erklärte, daß sie sich angehören wollten.

Erst allmählich wurde er gleichmütig und leichtmütig genug, zu bemerken: „Und weißt Du, was mich freut? Daß Du mich doch ein wenig dazu nötig hast. Allein könntest Du doch das nicht. Das nicht."

Sie nickte ihm zu. Aber ihr Auge schien ihm zu ernst für das, was er gesagt hatte. Er stand auf und faltete die Hände um ihren Hals. Da sah sie ihm freundlich ins Gesicht, und als er Miene machte, sie zu küssen, kam sie ihm entgegen.

Sie aßen dann zusammen und stellten praktische Erwägungen über die Zukunft an.

„Hier im Haus ist eine kleine Wohnung frei, die für uns passen würde," sagte sie. „Zwei Stuben, Kammer und Küche. Kostet dreihundertfünfzig Mark, glaub' ich. Das können wir doch wohl dran wenden."

„Ja — aber willst Du denn gerade hier im Hause bleiben?"

„Das möcht' ich allerdings. Erstens hab' ich mich hier nun 'mal so her gewöhnt. Und dann hab' ich folgendes dabei im Auge. Frau Matz ist 'ne zuverlässige Person und meint es gut mit mir. Da ich doch den ganzen Tag im Geschäft bin, brauch' ich dann und wann Hülfe in der Wirtschaft. Dazu ist die, gegen Entschädigung natürlich, gewiß gern bereit. Was meinst Du dazu?"

„Das hat ja allerdings was für sich."

„Oder willst Du, daß wir anderswo hinzieh'n? Hast Du etwas gegen das Haus?"

„Das nicht. Aber die Leute werden Dich hier, wo sie Dich schon kennen, mit ihrer besonderen Teilnahme beglücken" —

„Sollen wir uns etwa verstecken?"

„Nein, mein Herz. Aber Du wirst hier mit Weibergeschwätz behelligt werden —"

„Was liegt mir daran! Du steckst doch noch sehr in konventioneller Befangenheit, Fritz!"

„Möglich! Jedenfalls aber möchte ich alles Unangenehme von Dir fernhalten!"

Er sagte das in so warmem, zärtlichem Ton, daß es ihr zu Herzen ging. Sie unterdrückte, was ihr weiter auf die Zunge kam: daß seine Fürsorge geradezu etwas Verletzendes für sie habe —

Sie wollte seiner Zärtlichkeit nicht zu nahe treten.

Er aber hing einem Gedanken nach, der ihm trotz ihres liebevollen Schweigens kam und offen sprach er es aus:

„Ich hatte jetzt eben die deutliche Empfindung, daß Deine Liebe doch eigentlich eine wissenschaftliche ist, eine Art Experiment — daß die Ehe, die Du mit mir ein-

gehen willst, Deinerseits eine richtige Verstandesheirat bedeutet.“

Sie sah etwas wie einen Schatten über seine Augen ziehn, das erste Mal, so lange sie diese Augen kannte.

„Glaub' das nicht,“ sagte sie lebhafter als sonst, „ich habe Dich doch lieb, Deine Person, Dein Wesen! Ich habe Freude an Deinem Ausseh'n, an Deinen Augen! Ich bin wohl nicht so warmblütig wie Du, aber so lieb wie ich überhaupt einen Menschen haben kann, so lieb hab' ich Dich.“

Er hielt sie schon wieder umschlungen, seine Augen blickten so frei und stolz und sonnenklar wie je, und sein sieghaftes Kraftbewußtsein versicherte ihm: wenn sie auch jetzt die wahre, volle Liebe noch nicht kennt — Du wirst sie ihr einflößen! Du wirst ihre Empfindung ganz aufrütteln, daß sie mit Leib und Seele Dir zustrebt, Dir zujauchzt! Diese Steigerung, diese Entwicklung, das ist es ja gerade, was dich, deine Sehnsucht, deine Phantasie so erfüllt.

Sie hatte seine Rechte fest in der ihren. „Sieh' mal, Fritz, ohne Liebe — wenn ich Dich nicht lieb hätte, wäre unser Bund ja nicht der richtige. Liebe ist doch seine Voraussetzung. Geradeso wie Wahrheit sein Inbegriff ist. Und wenn es eines Gelöbnisses zwischen uns bedarf, dann haben wir uns zu geloben, daß wir immer, in Allem, im Kleinsten wahr zu einander sein wollen. Die Liebe kann vergehen, die Wahrheit bleibt.“

Sie sahen sich fest ins Auge.

„Immer wahr zu einander! In Allem, im Kleinsten!“ wiederholte er.

Und dann legte er die Lippen an ihr Ohr und flüsterte inbrünstig hinein: „Und die Liebe vergeht nicht!“ und er küßte sie mit Glut.

Es war inzwischen zehn geworden. Draußen war Alles ruhig. Der wuchtige Tritt der Frau Matz erschütterte nicht mehr die Dielen des Corridors.

In stiller Traulichkeit saßen sie nebeneinander auf dem Sofa, Hand in Hand. Sie blickte sinnend vor sich hin, er hatte den Kopf an ihre Schulter gelehnt und sah zu ihr auf. Zu ihrem schön gewölbten Hinterkopf, den starke Flechten umrahmten, zu dem feinen Hals, zu den harten, spröden Linien ihres Profils.

Nur um den Mund war ein weicher Zug geblieben — um den Mund, den er geküßt hatte.

Wie liebte er sie doch! Nicht bloß ihren kampfesmutigen Geist, auch ihren Leib! Reizlos erschien sie Andern — um so besser. Ihm machte es das Blut kochen, sie so an seiner Seite zu haben — und zu wissen, daß sie ihn auch lieb hatte — und daß sie sein eigen sein wollte — —

„Marie!“

Sie drehte sich um zu ihm und strich ihm über das Haar, wie sie das gern that. Und er nahm sie in seine Arme und preßte sie an seine Brust und küßte und küßte sie. Erst ihren Mund und dann ihr Ohr und dann flüsterte er hinein:

„Liebchen, laß mich bei Dir bleiben!“

Er fühlte, wie sie leicht erbebte. Eine Weile blieb sie in seinen Armen, dann richtete sie sich auf, groß sah sie

ihn an, voll Scheu und Trotz zugleich, und herbe kam es über ihre Lippen;

„Es ist schon spät, Fritz. Du mußt gehen!“

Wäre er nicht seit lange gewohnt gewesen, stets auch den Willen des Andern zu ehren, hätte er nicht gerade vor ihren Willensregungen besondere Achtung gehabt, hätte nicht der Trotz ihrer Jungfräulichkeit ihn mit besonderer Verehrung erfüllt, er würde weiter ihre Sinne bestürmt, er würde sie nicht so schnell freigegeben haben.

So aber erhob er sich, küßte sie aufs Haar und holte sich seinen Mantel.

„Adieu, liebes Herz! Du bist abgespannt und müde. Schlaf recht, recht schön!“

Die Andern erfuhren von ihrem Bund, als sie bei Pullmanns zusammenkamen. Das Ereignis war Allen unerwartet, aber überrascht zeigte sich Niemand. Frieda machte einmal Anstalten zu einer Prophezeihung, aber sie schluckte sie dann wieder hinunter.

Auffällig schweigsam war Paul. Er hustete viel. Als Marie sich nach seinem Befinden erkundigte, trat er aus seiner Ruhe heraus. Seine Erwiderung: „Was soll mir fehlen!?“ hatte scharfen Beiklang.

Sie rückten heute der wirtschaftlichen Frage zu Leibe. Darin war Hans Pullmann vor Allen groß. Ihren Glaubenssatz: Ohne Eigentum keine wirtschaftliche und geistige Freiheit! suchte er in neue Beleuchtung zu rücken.

Mehrere seiner Entwicklungen entzündeten lebhafte Debatten, an denen sich Marie hervorragend beteiligte.

Fritz kümmerte sich nicht viel um das, was geredet wurde. Auch was Marie sagte, brachte ihn nicht in Erregung. Nur die Thatsache, daß sie mit solchem Eifer sprach und ihre ganze Art zu sprechen beschäftigten ihn. Doch nicht ausschließlich.

Er saß neben Frieda, welche die Erörterung ebenso kalt ließ. Als Marie gerade im besten Zuge war, wandte er sich an seine Nachbarin mit einer Frage. Ein Gespräch entspann sich zwischen ihnen Beiden.

Marie hatte geendet. Alles still. Nur aus Fritzens Munde kamen wohlvernehmlich die letzten Worte einer Frage: „— — — für den Küchenschrank gegeben?"

Einen mißbilligenden Blick warf Marie ihm zu. Frieda aber gab ihm ungeniert, wenn auch halblaut die Antwort. — —

Als Fritz Marie nach Hause begleitete, fragte er sie: „Na Liebchen, es war Dir wohl nicht recht, daß ich vom Küchenspind und dergleichen Sachen redete — aber das ist doch auch 'ne wirtschaftliche Frage!"

„Das ist ja gewiß sehr scherzhaft, — aber Du weißt, ich denke über gewisse Dinge sehr ernst, und besser wäre es jedenfalls gewesen, Du hätt'st Dich nicht so ablehnend verhalten gegen das, was da gesprochen wurde, und besonders gegen das, was ich zu sagen hatte, da wir doch — da wir jetzt doch beide in engerem Gedankenaustausch stehen."

„Himmel! Da hab' ich meine Gardinenpredigt! Und dabei sind wir noch nicht 'mal verheiratet!"

Er blieb wie immer Herr seiner Stimmung. „Das Küchenspind erscheint Dir offenbar zu trivial. Deshalb nichts mehr davon. Ich möcht' aber jetzt mit Dir gerade über die Einrichtung reden. Von etwas Seelenvollerem also, als von Küchenmöbeln! Woll'n 'mal die Schlafstubeneinrichtung ins Auge fassen."

Er erzählte, daß er im Laufe des Tages sich mancherlei angesehen habe. Sie besprachen diese und jene Einzelheit. Dann verabredeten sie, am nächsten Abend sich beide mit einander in verschiedenen Geschäften umthun zu wollen.

Ihre kleinen Ersparnisse zählten sie zusammen, und es ergab sich, daß sie ganz annehmbare Anzahlungen leisten konnten.

Jetzt kamen sie an Maries Haus.

Sie schloß die Thür auf.

„Adieu Fritz!" Sie bot ihm den Mund zum Abschiedskuß.

Seine Lippen brannten auf den ihren.

Sanft machte sie sich los.

Er hielt ihren Arm. „Wie lange noch — — —?" fragte er inbrünstig-leise.

Sie zuckte die Achseln. Dann drückte sie seine Hand, trat ins Haus und schloß die Thür hinter sich zu.

„Machen Se doch man so wat nich!" riet Frau Motz Marie mit aller Entschiedenheit, als diese sie von

ihrem Entschlusse unterrichtete. „So 'ne Ehe uf Kündigung? Wie denken Se sich denn det? Sie kennen de Männer nich, Freileinchen! Die Sorte, die kündigt eenfach immer druff los! Na, un wenn Se denn nachher dasitzen — wat haben Se denn? Noch zu, wenn nachher wat Kleenes ankommt!? Du lieber Jott — det is ja eenfach so 'ne Art Selbstmord!"

Als Marie nichts darauf sagte, fuhr sie fort: „Denken Se mal, so 'n Kind — det hat ja denn jar keenen ehrlichen Namen nich — un Se selbst — mit Ihren ehrlichen Namen is 's denn ooch vorbei!"

Marie hatte noch immer das gleichgültigste Gesicht von der Welt.

„Un Se haben 't doch jar nich neethig! Se denken doch woll Beide nich daran, nachher jleich wieder ausenander zu loofen. Warum woll'n Se also blos nich zum Standesamt jehn? Is ja doch blos 'ne Kleinigkeit! Un wie anders stehn Se denn da! Un denn haben Se doch 'ne Sicherheit! Wenn Se dat nich dhun, wat werden Se denn for 'ne Scheererei haben! Ach Du lieber Jott! Wat wird man Ihnen allens anhängen! Ick für meine Person, ick bin ja erhaben über so wat! Wat man aus Liebe thut — un wenn man bloß Eenen hat, denn is ooch nischt dabei, ob man nu ornlich verheirath't is oder nich. Aber Se werden wat erleben! Un Se haben't doch jar nich neethig! Ne, ick versteh' Se nich!"

„Das glaub' ich, Frau Matz. Und sehen Sie mal, alles, was Sie da sagen, das ist ja gewiß sehr gut gemeint, aber Zweck hat's wirklich nicht. Ich bleib' nun 'mal, was ich bin, und thu, was ich will."

„Det trau ick Ihnen zu, det kenn' ick ja an Ihnen. Aber ick jloobe, wir wern uns ieber diesen Punktum noch mal wieder sprechen. Se werden noch mal an dat denken wat Mudder Matzen Ihnen jesagt

---

Jetzt war es geschehen jetzt gehörten, sie ganz einander an. Fritz schwelgte in Glück und in dem Hochgefühl, daß er sie zu neuem Leben erweckt, daß er eine neue Empfindungswelt ihr erschlossen, daß er den Frühlingssturm der Offenbarung über ihre Seele geleitet.

Und wie sich ihre Härte, ihre Sprödigkeit, ihr Trotz, die immer wieder mächtig über sie wurden, sich doch immer wieder in Hingabe wandelten, sich wandeln mußten! Daß er die Willkür bezwungen, daß er sie zum Weibe gemacht! Und dann — er hatte die Gewißheit, daß auch sie glücklich war, in der neuen Welt ihrer Empfindungen.

Ein ganz anderer Glanz war in ihr Auge gekommen, so hatte sie ihn noch niemals angeblickt; und so hatte sie ihn noch niemals geküßt, so bebend, so heiß.

Sie hatte ihr Gleichgewicht verloren. Ihr Geist hatte die Gefühlseindrücke nicht zu bemeistern vermocht. Auf kurze Zeit freilich nur. Dann besann sie sich wieder auf sich selbst. Und prüfend sah sie in die neuerschlossene Tiefe ihrer weiblichen Empfindung.

Manchmal schwindelte ihr davor.

War es nicht das, was sie schon lange geahnt, gefürchtet hatte? Drohte nicht in dieser Tiefe ihr ganzes Denken und Streben zu versinken?

Nein! Nein! Mit aller Kraft ihres Geistes lehnte sie sich dagegen auf.

Und dann mußte seine Liebe sie aufs Neue bezwingen.

Allmählich, als ihre Seele und ihre Sinne ruhiger wurden, fand sie einen Ausgleich. Man kann das Eine thun und braucht darum das Andere nicht zu lassen,

Die Liebe braucht das Weib nicht wehrlos zu machen. Ist denn der Mann nicht ebenso schwach in den Stunden der Leidenschaft und des Genusses?

Und warum nicht solche Stunden des Sichselbstvergessens?

Sie blieb darum doch, was sie war. Ihr Geist blieb sich treu.

Und sie nahm ihre geistige Thätigkeit wieder auf. Auch die Gesinnungsgenossen sah sie dann wieder bei sich, in ihrer neuen Wohnung.

Es fehlte diesem Heim nicht an Stimmungsreizen, wenn sie auch mit noch so bescheidenen Mitteln ins Leben gerufen waren. Dafür hatte er schon gesorgt. Und sie gewann immer mehr Verständnis dafür. Das war doch ein anderes Wohnen, als in der öden Mietsbude der Frau Matz!

Mit den Hausbewohnern kamen sie nicht weiter in Berührung. Dann und wann brauchte Marie ihre frühere Wirtin zur Aushilfe. Das war alles. Um die andern kümmerte sie sich nicht.

Zuweilen war es ihr, als ob diese oder jene, mit der sie sich zu grüßen pflegte, sie ganz besonders ansah und

sehr steifnackig, mehr von unten nach oben nickte. Ihr war das nicht wichtig genug, sich Gedanken darüber zu machen.

Ein paar mal bemerkte sie, wie die Weiber hinter ihr die Köpfe zusammensteckten. Was lag ihr daran? Mochten sie thun, was sie wollten. Sie that ja auch, was sie wollte.

Den Tag über war sie im Geschäft, ebenso wie er. Wenn sie dann am Abend zusammenkamen, hatten sie einander so viel zu erzählen. Von Eindrücken, Gedanken, Empfindungen — und von ihrer Sehnsucht.

Sie hatten Beide in der Zweiheit das Bewußtsein eines erhöhten Daseins.

Fast jeden Abend waren sie zu Hause. Zweimal hatten sie jene Zusammenkünfte der Gesinnungsgenossen versäumt. Als diese das dritte mal sich in ihrer Wohnung zusammenfanden, mußten sie als „Turteltauben, die nur an's Schnäbeln dächten", mancherlei Sticheleien über sich ergehen lassen.

Marie bewies auf der Stelle, daß sie denn doch noch für etwas anderes Sinn habe. Mit Kraft und Schärfe beteiligte sie sich an der Debatte. Und Fritz verfocht eine seiner Anschauungen, die sich von der Meinung der Uebrigen weit entfernte, in einer größeren Auseinandersetzung, was lange nicht dagewesen war.

Die Andern fanden Marie alle unverändert. Nur Paul nicht, der für sie ein geschärftes Auge hatte. Sie war doch nicht mehr die Alte, so viel Mühe sie sich auch gab, es zu sein. Eben weil sie sich Mühe gab, was er deutlich herausfühlte.

Ihr Kampfesmut und ihre Kampfesfreude füllten nicht mehr ihre ganze Seele aus. Sie waren im Grunde genommen jetzt nur noch eine Art Reaktion gegen ihre Glücksempfindung, die blos an sich dachte, die nichts als Frieden wollte.

Wenn sie glücklich war — wohl ihr! Dann hatte sie ja erreicht, wonach alle, alle streben, worauf alle ein Recht haben, was aber die wenigsten wirklich erreichen.

Und was Niemand auf die Dauer festzuhalten vermag.

Daß sie noch lange glücklich blieb, das war sein inniger Wunsch.

Ein paar Abende später fand Fritz, als er nach Hause kam, Marie auf dem Sopha liegen.

„Bist Du krank, Liebchen?"

„Ach nein! Mein alter Kopf macht mir nur etwas zu schaffen."

Er faßte nach ihrer Stirn, die glühend heiß war. Dann fühlte er ihren Puls, der zu seiner Beruhigung ziemlich normal ging.

„Armes Herz! Woher hast Du denn das eigentlich? Hast Du Aufregung gehabt?"

„Ach — das ist nicht der Rede wert."

„Du hast Dich geärgert, nicht?"

„Nein — und ja! Ueber mich selbst."

„Ueber Dich selbst?"

„Ja, Schatz. Daß ich mich über solche Dummheit aufregen konnte. Aber ich bin so reizbar in letzter Zeit.

Ich muß mehr Ruhe haben. Ich muß was dagegen thun."

„Willst Du mir nicht sagen, was geschehen ist?"

„Wenn Du 's hören willst! Eins von den Mädchen im Geschäft, die liederlich lebt und nie recht auf dem Posten ist, kam heut' Morgen über 'ne Stunde zu spät. Als ich ihr in's Gewissen redete, wurde sie frech. Wie ich dazu käm', ihr Moral zu predigen! So weit wie ich hätt' sie 's doch noch nicht gebracht! Na und darüber hab' ich mich aufgeregt! Ueber solche Albernheit! Was doch sonst so ganz gegen meine Natur ist. Aber es waren ja auch nur die Nerven. Mein Inneres war nicht daran beteiligt."

„Du mußt Dich schonen liebes Herz. Willst Du nicht lieber ins Bett gehen?"

„Das wird das Beste sein. Aber ich will Dir erst was zu essen besorgen."

Nein, Nein, Liebchen. Du legst Dich jetzt ruhig schlafen."

„Und Du?"

„Ich sorg' allein für mich. Bin ja groß genug."

„Es ist so schönes klares Frostwetter. Hast Du nicht Lust, auszugehen? Was sollst Du hier so trübsinnig allein sitzen."

„Wenn Du meinst? Du brauchst ja auch vor allem Ruhe. Ich werde irgendwo in der Kneipe essen. Und jetzt geh' schlafen, mein Lieb. Morgen früh bist Du wieder gesund."

Es war der erste Abend, den sie nicht zusammen verbrachten.

Fritz kam das ganz sonderbar vor. Und erst allmählich fand er sich darein. Dann aber gab ihm der Ge=

danke, daß sie ja das Alleinsein nötig hatte, vollends sein Gleichgewicht wieder.

Er ging der Friedrichsstraße zu, um sich durch einen weiteren Weg tüchtigen Appetit zu schaffen.

Als er an die Weidendammer Brücke kam, fiel ihm ein, daß er ja seiner früheren Wirtin noch ein paar Auslagen, die diese bei seinem Umzug gemacht hatte, bezahlen mußte. Das wollte er jetzt erledigen, da er gerade daran dachte.

Er wurde mit einem Hurrah! empfangen. Es ging da Hoch her, eine Menge Besuch war da, ein Faß war aufgelegt, man sang und trank und jubelte.

Fritz wollte umkehren. Aber Wirt und Wirtin faßten ihn jeder an einem Arm, und so mußte er bleiben.

„Was ist denn hier los?"

„Muttern hat doch Geburtstag!"

„Richtig! Ich Schafskopf, daß ich daran nicht gedacht habe!"

Er stattete seinen Glückwunsch ab. Und dann mußte er Platz nehmen. „Muttern" setzte ihm zwei Berge Butterbrot und Kuchen vor, „Vater" brachte ihm Bier, und beide schubbsten ihn abwechselnd, daß er doch zugreifen sollte.

Es dauerte eine Weile, ehe er dazu kam, sich die Gesellschaft anzusehen.

Es waren eine Reihe Bekannte, meist Hausgenossen seiner früheren Wirtsleute da, die ihn freundlich begrüßten.

Er war bei ihnen allen sehr beliebt.

Und jetzt bemerkte er im Nebenzimmer Minni Ebel.

Sie nickte ihm zu, und dann kam sie näher. Er stand auf und gab ihr die Hand. Warum sollte er nicht freundlich zu ihr sein? Durch das Gegenteil konnte er sogar den

Schein erwecken — wenn nicht bei Andern so doch vor sich selbst — daß er sich vor ihren Reizen fürchte, daß sie ihm gefährlich wären.

Und er fühlte sich so sicher! Trotz ihrer naiv-begehrlichen Augen, die noch immer dieselbe Sprache zu ihm redeten. Vielleicht nur noch eindringlicher als einst.

Aber er war gefeit dagegen. Wer ein Weib wie Marie sein eigen nennt —! — —

Die jungen Leute wollten tanzen. Es fehlte jedoch an einem Musikinstrument. Da organisierte Fritz, den seine alte Munterkeit überkam, mit Küchengeräten ein vollständiges Orchester. Er selbst nahm den Theekessel und blies schmetternden Tones die Melodie, drei begleiteten ihn, von denen der eine zwei Blechdeckel als Becken schlug, der andere mit einem Stück Holz einen alten Kessel als Pauke bearbeitete, der dritte mit dem Besenstil auf dem Fußboden schnurrte und so die erforderlichen Baßtöne hervorbrachte.

Fritz wurde bald der Mittelpunkt der Gesellschaft. Zum Tanzen ließ er sich aber nicht bewegen. Er dachte an Marie, die freudlos dalag, vielleicht noch vom Kopfschmerz gequält.

Eher als die Andern machte er sich auf den Weg. Die Wirtsleute konnten ihn nicht genug bitten, doch recht, recht bald 'mal wieder zu kommen.

Als er die Corridorthür zumachen wollte, klemmte sich Minni dazwischen und trat zu ihm heraus.

Ihre Augen funkelten, es glühten ihre Backen, wild wogte ihr Busen. Sie hatte eben getanzt. Ein bachantischer Zug hatte sich in ihr Kindergesicht gedrängt.

Sie faßte seinen Arm. „Du wirst mich doch noch mal' lieb haben! Ich gönn' Dich der Andern nicht!" — stieß sie hervor.

Er nahm gelassen ihre Hand, sagte ihr Adieu und ging die Treppe hinunter.

Sie lehnte sich über das Geländer und blickte ihm nach, so lange sie seine Tritte hörte.

Fritz aber empfand es jetzt, daß die Andern für Marie kein Wort gehabt hatten. Ihn hatten sie gebeten, wiederzukommen! Und sie gehörte doch unzertrennlich zu ihm!

Verfehmt war sie bei ihnen.

Pah! Bei dem blöden Philistergesindel! Was lag daran! Ihr sicherlich nicht das Geringste.

Sie wollte es ja gerade. Ihr Heroismus drängte sie ja zu diesem Kampf, zu diesem Freiheitskrieg.

Ob es zweckmäßig war — die Frage, die in ihm manchmal aufdämmerte — dieser Gedanke war für sie zu niedrig und gering! Sie war ganz von der Idee erfüllt.

Und das machte sie so stark und groß und frei.

Und daran entflammte er immer von Neuem seinen Idealismus, der, wie er sich offen eingestand, nicht so mächtig, nicht so unerbittlich war.

Sie war seine Führerin — immerhin! Aber auch sein Weib! — —

Er fand sie schlafend.

Lange Zeit stand er vor ihrem Bett, horchte auf ihren Atem und ließ seine Blicke auf ihren Zügen ruhn.

Etwas Kaltes, Starres hatte ihr Gesicht, jetzt, wo ihre großen Augen, denen es neuerdings an Weichheit

nicht fehlte, geschlossen waren. Trotzig war ihr Mund aufgezogen. Zwischen ihren Brauen aber hatte sich eine Falte eingegraben, die er sonst nie an ihr bemerkt hatte. War es eine Falte der Sorge?"

Leise zog er sich aus, um sich auch schlafen zu legen.

Es war ein strenger Winter. Mehr als je herrschte Armut und Not in der Millionenstadt.

Marie und Fritz machten Ersparnisse, wo sie irgend konnten, die dann den Darbenden zu gut kamen.

Bei den Zusammenkünften stand die wirtschaftliche Frage andauernd im Vordergrund.

Und das Elend ringsum gab Marie immer neuen Kampfesmut.

Wohl hatte sie Stunden, wo er zu erlahmen drohte.

Nicht sowohl das, was sie zu hören bekam, was die blöde Außenwelt sie fühlen ließ, als das Bewußtsein, daß sie es empfand, daß sie darunter litt, wirkte niederdrückend auf ihren Geist und ihr Gemüt.

Auch heute war es im Geschäft wieder nicht ohne Ärger abgegangen; die Mädchen nahmen sich ihr gegenüber immer mehr heraus, sie mußte jetzt dafür büßen, daß sie weder durch Strenge und Herrschsucht sich besonderen Respekt noch bei ihrer Verschlossenheit sich irgendwelche Freundschaft oder Zuneigung erworben hatte.

Als sie die Treppe zu ihrer Wohnung hinaufging, begegnete sie zwei Frauen, die in dasselbe Haus gehörten. Proletarierweiber der niedrigsten Sorte, schmutzig und von

üblem Ruf. Aber gerade deshalb grüßte sie die Beiden freundlicher als sonst ihre Art war. Die Weiber aber musterten sie und ihren sauberen gediegenen Anzug, ohne den Gruß zu erwidern, von oben bis unten, und die eine rief ihr nach: „So 'ne olle Schlampe! Un wat di den Kopp hoch trägt."

Das war ihr wie ein Schlag.

Als sie Fritz die Worte wiederholte, lachte sie dabei. Aber das klang schrill und gezwungen.

Er umfaßte sie zärtlich und küßte sie. Und sie umschlang seinen Nacken mit beiden Armen und flüsterte ihm zu: „Was geht uns die Welt an!"

„Nichts, liebes Herz — und doch was, wenn Du so darunter leidest."

„Das ist nur eine vorübergehende Schwäche. Und schließlich hab' ich das ja gewollt!"

„Nur wirst Du's auf die Dauer nicht aushalten können. Du wirst immer nervöser, Liebchen! So blaß bist Du — ich kanns nicht mit ansehen! Du ißt nicht genug, Du schläfst nicht genug! Dabei mußt Du ja krank werden, und das will ich nicht!"

„So schlimm ist's nicht, Schatz. Es kommt ja so manches zusammen, was auf die Nerven wirkt — daß ich nun Weib geworden bin und weiß, was Liebe heißt — und daß ich Dich so lieb habe —"

Ein feuchter Schimmer überzog ihre Augen, und dann liefen ihr die hellen Thränen über die Backen.

Das erste Mal, daß er sie weinen sah. Es erschreckte ihn fast. Sanft zog er ihren Kopf an seine Brust.

Das Beste ihres Mutes, ihrer Kraft, ihres Trotzes war mit ihrer Jungfräulichkeit von ihr gegangen. Das wurde ihm jetzt klar. Ihre Widerstandsfähigkeit war geschwächt. Und wenn sie auch im Gedankenfluge seine Führerin blieb, auf dem Boden des realen Lebens brauchte sie seine Hand, seinen Schutz.

Das hob sein Selbstbewußtsein, verstärkte aber auch in ihm das Gefühl der Verantwortlichkeit. Und so faßte er bestimmter die Zukunft ins Auge.

Offen erklärte er: „Eigentlich ist es doch bloße Formsache — rein äußerlich —“

„Was?“

„Das, wovor wir uns scheuen — die standesamtliche Anmeldung!“

„Wie kannst Du das sagen Fritz! Bloße Formsache! Wenn wir unsere Ueberzeugung mit Füßen treten! Wenn wir unsere Gesinnung verraten! Wenn wir unsern Stolz verleugnen! Vor der Gesellschaft sollen wir zu Kreuze kriechen! Dem sollen wir uns beugen, was wir verachten!“

„Mußt Du das nicht überhaupt, wie die Verhältnisse nun einmal liegen, um nur einfach leben zu können? Mußt Du das nicht im Geschäft? Muß Du das nicht eigentlich überall?“

„Nein, das muß ich nicht überall! Und selbst wenn ich es sonst überall müßte — hier thu' ich es nicht! In der freien Liebe! Und ist das nicht eine That, allein und an sich? Wo bliebe die Entwickelung der Welt, an

der wir arbeiten, wenn man sich damit beruhigte: ‚weil man sich in Vielem fügt, kann man sich ja auch in Allem fügen!‘ Und so spricht mein Fritz!“

„Du hast ja Recht — theoretisch, sicherlich! Und wenn ich für mich allein stünde, ich ließ mich gewiß nicht unterkriegen. Aber ich kann Dich nicht leiden sehen, Marie. Und der Gedanke, daß Du Dich darüber so verzehrst, macht mich einfach verrückt!“

Sie streichelte seinen Kopf. Milde blickten ihre Augen. Sie hatte auch nicht mit der Schärfe gesprochen, die ihr einst eigentümlich war. Und noch sanfter fügte sie jetzt hinzu: „Weil Du meinetwegen im Stande bist, Deine Gesinnung zu opfern, deshalb bringt mich das nicht weiter in Harnisch, was Du eben sagtest. Aber gerade meinetwegen möchte ich — ich meinerseits nichts von meiner Gesinnung und meinem Entschlusse aufgeben.“

„Ich weiß — ich kenn' ja Deinen Stolz.“

„Es ist noch etwas Anderes. Eigentlich sollt' ich Dir's gar nicht sagen.“

„Dann muß ich's ja nun erst recht erfahren!“

„Sieh' mal, Fritz, Du bist doch nicht ohne konventionelle Befangenheit.“

„Das sind wir alle nicht.“

„Zugegeben. Aber Du mit Deinem liebenswürdigen Naturell — Du bist doch zu größerer Rücksicht geneigt, als wir Andern, und machst leichter Zugeständnisse, Andern und Dir selbst —“

Er zuckte die Achseln.

Sie schmiegte sich an ihn und fuhr fort: „Und deshalb glaube ich — wenn wir uns wirklich dahin drängen ließen, auf's Standesamt zu gehen, würdest Du unser Verhältnis mehr auf die leichte Achsel nehmen."

„Warum?"

„Du würdest Dir in konventionellen Anwandelungen sagen: Nun sorgt ja der Staat mit dafür, das wir nicht so leicht auseinander kommen — und mit einem Geheimnis — mit einer Untreue braucht nicht gleich alles aus zu sein —"

„Aber lieber Schatz — blieb denn nicht unser Gelübde, immer wahr und offen gegen einander zu sein, auch so unverbrüchlich bestehn? Würden wir es uns nicht offen bekennen, wenn wir uns nicht mehr lieb haben könnten? Und würden wir uns dann nicht trotz des standesamtlichen Protokolls von einander trennen können?"

„Trennen — ja. Aber wir wären doch in der Bewegungsfreiheit gehemmt! Und — — aber das ist ja auch gar nicht das Wesentliche, was ich eigentlich im Auge habe."

Sie lehnte sich noch zärtlicher an ihn: „Wenn ich mit Dir zum Standesamt ginge, wenn ich so meiner Ueberzeugung, meiner Gesinnung ins Gesicht schlüge, Du müßtest ja die Achtung vor mir verlieren, Du könntest mich ja dann nicht mehr lieben. Unser Band ist doch geistiger Art — und wenn meine Kraft und mein Mut mich verläßt, dann — das fühl' ich, das weiß ich — wirst Du mich auch verlassen — und das —" sie zitterte und stockte — „das — das wär' — das könnt' ich nicht — das — —"

Sie beherrschte sich und richtete sich auf.

Er aber zog sie wieder an sich und bedeckte sie mit glühenden Küssen.

Ihr den Kampf zu erleichtern, mit allem, was in seinen Kräften stand — das war sein festes Bestreben.

Aber seiner Unbefangenheit war dieses Gefühl der Verantwortlichkeit nicht fördernd, ebensowenig wie die Empfindung, daß ihre Liebe noch mehr sei, als die Liebe an sich, mit einer Ueberzeugung gepaart, mit Absichtlichkeit, mit dem Bestreben gerüstet, die Erleuchtungsfähigen aufzuklären, der blöden Masse zu trotzen, eine Liebe, mit zu viel Gedankentum durchsättigt.

Mehr als die Liebe an sich — und gerade darum vielleicht weniger — —

Und in seinen Sinnen lebte dann und wann die Sehnsucht auf nach unbekümmerter Liebe, die an nichts dachte, die nur sich selbst empfand.

Würde ihr nicht diese Liebe immer versagt bleiben?

Und was konnte er dafür, daß in solchen Augenblicken Minnis Bild vor seine Sinne trat, ungeachtet seiner Vorsätze, seines Willens, der nichts von ihm wissen wollte, — mit derselben rücksichtslosen und unanfechtbaren Naivität, mit der das Original sich an ihn heranmachte!

Etwas Dämonisches hatte diese naive Begehrlichkeit. Und etwas Kindliches zugleich. Seine Sinne begannen davor zu taumeln, wenn seine Phantasie sich näher damit befaßte.

Nicht mehr dieses Spiel, diesen oberflächlichen Reiz!

Lieber den Geist auf Maries Heroismus gerichtet! War auch ihr Kampf nicht ohne Ueberspanntheit und Verkehrtheit, vielleicht auch nicht ohne Eitelkeit — sie kämpfte ihn doch durch! Ein Weib mit den Andern nicht zu vergleichen! Um so mehr zu bewundern, als ihre Gesundheit sie im Stiche ließ.

Heute hatte sie wieder mit dem Kopf zu schaffen. Das kam jetzt öfter vor, und öfters ging Fritz jetzt Abends aus dem Hause, damit sie möglichst ungestört sei.

Wieder führte ihn heute sein Weg nach der Weidendammer Brücke und wieder fielen ihm die Schulden an seine frühere Wirtin ein, die er neulich nicht hatte entrichten können.

Schon war er um die Ecke gebogen.

Er wuße genau, daß er Minni treffen würde. Er hoffte es nicht, er fürchtete es nicht. Nur, daß er es genau wußte — —

Sie stand vor der Hausthür, in wartender Haltung. Als er näher kam, trat sie auf ihn zu und faßte seinen Arm. „Endlich! Sie wollen zu mir, nicht?"

„Nein, nein. Ich will zu Frau Beckmann."

„Aber eigentlich sind Sie doch gekommen, um mich zu treffen?"

Sie schmiegte sich an ihn und sah zu ihm auf mit ihren großen, heißen, sehnsuchtverlorenen Augen. Ihr blondes, lockiges Haar spielte um ihre weiße Stirn, um ihre weichen Züge, schwellend erschloß sich ihr tiefroter, knospender Mund, und ein leises Beben ging durch ihre üppig-zarten Glieder.

„Sie sind ein Kind!" Damit befreite er sich aus ihrem Bann.

Er wandte sich der Treppe zu. Sie ließ seinen Arm los und erklärte ihm einfach-bestimmt: „Ich warte, bis Sie wieder 'runterkommen."

Er zuckte mit den Achseln, zog grüßend den Hut und ging hinauf.

Frau Beckmann hatte ihm viel zu erzählen. Erst von ihrem neuen Zimmerherrn, was der für einer war, und dann von den neuen Anschaffungen, die sie für ihn gemacht hatte.

„Jetzt müssen Se sich das Zimmer mal ansehen! Hübsch war's ja immer, aber nu sieht's noch aus janz andern Augen aus! Kommen Se, woll'n mal 'rieber jehn, er is jetzt nich da."

Und dann kam die Aussteuer ihrer Tochter an die Reihe, die zum Frühjahr Hochzeit machen sollte. Da riß der Faden ihrer Rede gar nicht ab.

„Un was das Mächen für Wäsche mitkriegt, ich sag' Ihnen, Herr Warncke, so was müssen Se sehn!"

Und so ließ er sich denn die Leibwäsche der holden Alwine, die mit ihrem Bräutigam ausgegangen war, bis auf die kleinste Kleinigkeit vorlegen.

„Ich sag' Ihnen, Herr Warncke, was das für 'ne Masse Jeld kostet!" Und dann bekam er das ganze Preisregister zu hören.

Das alles war für ihn nicht eben von aufregendem Interesse. Aber er hatte keine Eile, fortzukommen.

Vielleicht gab Minni inzwischen das Warten auf. Was sollte er noch einmal mit ihr zusammentreffen!

Glaubte er wirklich an die Möglichkeit, daß sie ihren Posten verlassen würde? Nein. Er wußte genau, daß sie noch unten stand und daß sie da blieb, bis er kam.

Aber gerade deshalb wollte er sich nicht beeilen. Als ob er sich aus dem Zusammensein mit ihr etwas mache! Im Grunde genommen, waren ihre Zudringlichkeiten ihm doch peinlich! Es war doch eigentlich geradezu abstoßend, daß sie sich ihm so an den Hals warf! Nur daß ihre ganze Art, ihre Naivität dabei etwas Eigentümliches — etwas Sinnbestrickendes hatte. Das ließ sich nicht leugnen. So wenig wie sich die Reize ihres Gesichtes, ihrer Formen abstreiten ließen.

Daß sich gerade ihm ihr Herz, ihre Sehnsucht zugewandt hatte!

Jetzt stand sie da draußen, im Zug des Einganges und wartete.

So viel kindlicher Mangel an Selbstgefühl und so viel Eigensinn!

Er wollte sie doch lieber nicht mehr warten lassen. Wozu quälte er sie damit absichtlich? Das hatte sie doch nicht um ihn verdient.

Hinunter, und ihr schnell Adieu gesagt. Dann blieb ihr nichts Anderes übrig als hinauf zu gehen auf ihr Zimmer. Und da würde sie schon wieder zur Vernunft kommen.

Er verabschiedete sich von Frau Beckmann.

Minni ging unten auf dem Flur auf und ab. Draußen prasselte ein Regenschauer nieder.

Er fand keine Spur von Verstimmung auf ihren rosigen Zügen. Und einen schelmischen Ausdruck nahmen

sie an, als sie, in das Wetter hinausdeutend bemerkte: „Jetzt können Sie nicht fort!"

„Warum nicht!" fragte er und schlug den Rockkragen hoch.

„Nein!" Sie hängte sich an seinen Arm. „Sie sollen nicht gehn!"

Er sah zu ihr nieder. Sie war in Wirklichkeit noch hübscher als seine Vorstellung sie ihm gezeigt hatte.

Ihre Berührung durchzitterte ihn.

Er wollte sich von ihr losmachen, da sprach sie weiter auf ihn ein in flüsterndem Ton: „Ich laß Sie nicht los — Sie müssen mich mit Gewalt von sich stoßen — und das thust Du nicht — — und nie geb' ich Dich auf — ich will doch noch glücklich mit Dir sein — und ich weiß, ich werd' noch mal glücklich mit Dir —"

Immer schwüler legte es sich ihm auf die Sinne. Der elementare Zauber ihrer naiven Sinnlichkeit, ihrer unbefangenen Begehrlichkeit, das Gedankenfreie, die unberührte Natürlichkeit, der unbekümmerte Leichtsinn ihrer Liebe nahm ihn gefangen. Und der Durst nach Schönheit entflammte sein Blut.

Er mußte die Augen von ihr wenden. Aber schon die Empfindung ihrer Nähe war stark über ihn.

Der Durst nach Schönheit!

Und da dachte er an Marie. Sie war nicht schön — aber stark und mutig und stolz und frei.

Er würde sie verlieren, wenn er dem Sinnenreiz folgte. Nichts würde sie mehr mit ihm gemein haben wollen, wenn er seinen Durst nach Schönheit stillte —

Wie verächtlich erschien ihm mit einem Mal der Taumel seiner Sinne.

Er richtete sich auf und machte sich frei von ihr, langsam aber mit fester Hand.

„Ich kann nicht bleiben. Adieu!“

Er eilte hinaus in den Regen. — —

Marie war wach, als er nach Hause kam. Er setzte sich zu ihr auf den Bettrand. Zärtlich fragte er:

„Wie geht's Dir, Herz?“

„Besser. Ich hab' ein paar Stunden fest geschlafen.“

„Das ist ja herrlich!“

„Wo bist Du gewesen?“

„Bei Frau Beckmann. Ich hab' ihr jetzt endlich die sechszig Pfennige gebracht. Und weißt Du, wen ich da unten auf den Hausflur getroffen hab?“

„Ich kann's mir denken — das Fräulein Ebel.“

„Ja.“

Sie richtete sich auf. „Ist die noch immer so liebenswürdig gegen Dich?“

„Danke, es geht.“ Er hielt es in diesem Augenblick für Unsinn, Minnis Gefühlsergüsse ernst zu nehmen.

„Was sagte sie?“

„Sie wolle gern glücklich mit mir sein.“

„Das sagte sie? Und Du?“ Ihre Augen thaten sich weit auf.

Er beugte sich über sie. „Wie kannst Du so fragen! Ich lache einfach darüber! Ich hab' doch nur Gedanken für Dich!“

Einen heißen, langen Kuß drückte er auf ihren Mund. Ihre Lippen bebten. Ob vor Angst, ob vor Liebe konnte

seine Empfindung nicht entscheiden. Aber sein Gewissen war ruhig, und seine Zärtlichkeit gab sich ungemindert.

Ihre Liebe zu ihm wächst immer mehr. Weicher wird ihr Wesen, sanfter ihre Züge, sinnender ihr Auge, fast träumerisch.

Eine neue Offenbarung durchschauert sie. Sie fühlt sich Mutter.

Fritz ist, nachdem er bei ihrer Mitteilung etwas wie andächtige Scheu empfunden hat, ausgelassen glücklich darüber.

Und sie stärkt und erfrischt sich an dem Sonnenschein seines Frohmuts. Sie hat das jetzt nötiger als je.

Immer schwerer dünkt sie jetzt ihr Kampf.

Immer häufiger kommen ihr jetzt Stunden, wo ihre Zuversicht wankt, wo ihr Mut sie verläßt.

Kann ihr, darf ihr dieser Glaubenskampf noch das Wichtigste sein, jetzt, wo sie für ein neues Leben zu sorgen hat, das nicht zart genug gehegt und gepflegt werden kann, das unter jedem Streiche mitleiden muß, der sie selber trifft?

Und die Streiche fallen jetzt hageldicht. Vor allem im Geschäft.

Heute kommt es zu einer längeren Unterredung mit dem Chef.

„Ja, aber sagen Sie mal, bestes Fräulein, was ist denn das eigentlich, daß die Mädels mit einem Mal nicht mehr Ordre parieren wollen! Sie wissen doch — 'ne

Directrice muß doch Autorität haben — das ist doch mit das Wichtigste — und daran muß mir doch vor allem liegen —"

„Soll das heißen, daß Sie 'ne Veränderung vorzunehmen wünschen, so brauchen Sie's ja nur zu sagen —"

„Aber ich bitte, Fräulein — keine Ueberstürzung! Sie wissen, was mir an Ihnen liegt. Und Sie werden mir doch wohl 'n paar wohlgemeinte — ich möchte sagen, väterliche Worte gestatten. Sehen Sie, die Sache ist die. Vorhin hab ich mir die Magda Ebeling gekauft, das ist ja wohl die Schlimmste, — aber, alles in allem — was sie da sagte — ich konnte doch nicht so, wie ich eigentlich wollte! Die Mädels haben das nun 'mal 'raus, und sie nehmen Anstoß daran in ihrer Art, und benutzen das — und — und jedenfalls kann man dagegen nicht viel ausrichten —"

„Das mag nun sein, wie's will — auf keinen Fall bin ich gesonnen, mir über meine Lebensanschauung und meine Lebensführung irgendwelche Vorschriften machen zu lassen. Wenn Ihnen das nicht paßt —"

„Sein Sie doch nicht so — eilig. Ich wollte mit Ihnen ja nur — so ganz im allgemeinen über die Sachlage sprechen. Wenn Sie ruhiger sind, dann wollen wir noch 'mal überlegen — ich mein' es ja nur gut mit Ihnen . . . . . ."

Sie hätte ihm doch den Kram vor die Füße werfen sollen!

Mochte er auch noch so wohlwollend sein — früher hätte sie sich das gewiß nicht bieten lassen!

Und schließlich wird er ihr doch kündigen, sobald er passenden Ersatz für sie gefunden hat!

Wäre sie nur noch die Alte gewesen!

So aber hat sie sich entschlossen, die Sache doch an sich herankommen zu lassen.

Wie sollte sie auch so leicht eine andere Stelle finden? Namentlich jetzt, in ihrem Zustand!

Und ihre Thätigkeit, ihre ökonomische Selbständigkeit will sie sich bewahren, so lange es irgend geht.

Freilich, über kurz oder lang wird sie sie ja auf geraume Zeit verlieren.

Und dann werden sie sich wirtschaftlich sehr einschränken müssen.

Sie hat das Vertrauen, daß ihrem Fritz dies Opfer nicht schwer wird. Und ihr wird es nicht schwer sein, sich von ihm ausschließlich geben zu lassen. Sie hat ihn ja so lieb.

Das alles macht ihr keine große Sorge. Darin würde sie sich schon finden. Wenn nur das Eine nicht wäre —! —

Als sie vom Geschäft nach Hause gekommen ist, sucht Frau Matz sie in ihrer Wohnung auf.

„N Abend Freileinchen — wat ick sagen wollte — wissen Se det Neieste?“

„Nein?“

„Ja — Se missen sich aber nich erschrecken — wissen Se — ’t is eener hier jewesen — nachher is er zu mir jekommen — na, ick will’t man jleich sagen — ’n Schutzmann war’t —“ —

„So? Was wollt’ der —?“

„Er wollt' wissen, wie det mit Ihnen wär — un die Beheerde, die wollt' det wissen — ob Sie die Wirtschafterin wären von Herrn Warncke oder wat sonst —"

„So?" Marie ist blaß geworden.

Frau Matz sucht sie zu beruhigen.

„Sagen Se man janz eenfach, det Sie die Wirtschafterin sind! Wat jeht die Polizei denn det an! Die sollen sich lieber um de Spitzbuben kimmern! Det die ooch in Allens die Nase stecken müssen!"

Marie ist erregt. Sie hat Herzklopfen.

Angst vor dem Schutzmann. Kann es etwas Lächerlicheres geben! Sie, die früher die ganze Geheimpolizei in die Schranken gefordert hat, sie bebt jetzt vor so einem Blaurock!

Sie will über sich lachen, aber sie kann es nicht.

Hieran wird ihr mehr als an allem klar, welche Umwandlung sich in ihr vollzogen hat. Das giebt ihr immer mehr zu denken, und je mehr sie über sich nachdenkt, um so schwächer fühlt sie sich.

Jetzt herausgezogen zu werden, vor die Behörde, vor die Oeffentlichkeit — jetzt, in dem Zustand, in dem das Weib den Schutz, die Stille, den Frieden des Heimes, der Häuslichkeit braucht — und sie so gut wie jedes Weib!

Das Kind! Es ist ja um das Kind!

Einst hat sie sich eingeredet: wenn ihr Leibessegen beschieden sei, werde sie die Mutter von Helden werden, die ihr Trotz, ihr Kampfesmut durchdrungen, die ihr Stolz genährt, die, je mehr Kämpfe sie selber durchzumachen

hätte in der Zeit der Hoffnung, um so mehr gestählt, gekräftigt und gefestigt würden.

Jetzt ist ihr anders zu Sinn.

Nur die Sorge ist ihr geblieben.

Jetzt treten nur die Fragen an sie heran:

Hab ich überhaupt ein Recht, das junge, zarte Wesen mit in den Kampf zu zerren?

Wird es so leben und gedeihen können?

Werden ihm so nicht seine Existenzbedingungen verkümmert? Wird ihm sein Dasein nicht so zum Fluch?

Hab ich ein Recht zu solcher Schicksalsbestimmung?

Verlangen nicht die Mutterpflichten von mir, dem Kampfe zu entsagen?

Sie sieht die Gedankenwelt wanken, die sie sich aufgebaut hat. Sie vertraut nicht der Vergangenheit mehr, sie blickt auch ohne Sicherheit in die Zukunft.

Haltlos fühlt sie sich. Und wie ihr Körper oft schwindelt und ihre Sinne in Ohnmacht taumeln, so schwankt auch ihr Geist und ihr Wille. An den Geliebten klammert sie sich mit doppelter Zärtlichkeit.

Fritz sieht es deutlich, wie ihre Kraft abnimmt und ihre Leiden sich steigern. Sein Mitgefühl ist stark wie das Bewußtsein seiner Verantwortlichkeit.

Er sucht sie durch Munterkeit zu zerstreuen, sie durch Liebkosungen zu erwärmen.

Aber diese gesteigerte, zielbewußte, absichtliche Fürsorge hat was Gezwungenes. Und das lastet auf ihr. Und die Verantwortlichkeit drückt ihn. Er fühlt sich eingeengt und unfrei. Sein inneres Wesen lehnt sich allmählich immer mehr dagegen auf.

Es giebt nur eins, das ihr Ruhe schaffen, ihre Leiden heben, ihre Sorgen forträumen kann, und das ihn aus dem Zwange löst. Jetzt, wo ihre Widerstandsfähigkeit immer wehrloser wird, ist alle Aussicht, daß sie ihm nachgiebt.

Wenn es nur seinetwegen wäre, er würde gewiß nicht darauf dringen, gegen ihren Willen. Gern ist er für sie zu Opfern bereit. Er hat sie ja lieb.

Ihretwegen muß es geschehen. Sie geht sonst darüber zu Grunde.

Und je eher es geschieht, desto besser. Es ist sogar Gefahr im Verzug. Gleich heute Abend will er die Entscheidung herbeiführen.

Sie hat schon eine Weile den Ernst seiner Züge beobachtet. Sie faßt seine Hand und schmiegt sich an ihn. „Du bist so still und nachdenklich. Mach' ich Dir so viel Sorge?

„Ja, Herz. Allerdings bin ich besorgt um Dich. Du wirst ja elender von Tag zu Tag."

„Das ist nun 'mal nicht anders."

„Es hat bei Dir aber 'ne geistige Ursache. Wenigstens ganz überwiegend. Das mußt Du doch eingestehn."

„Das Geistige kommt dazu."

„Nein, das ist es entschieden in erster Linie. Dieser unglückselige Kampf ist es."

„Unglückselig?"

„Ja. Denn er untergräbt Deine Gesundheit, er raubt Dir alle Frische und allen Lebensmut. Liebes Herz, das ist ja gar kein Leben mehr, was Du da lebst. Das darf

so nicht weiter gehn. Noch dazu, da ein anderes Leben mit Deinem verbunden ist!"

„Und Du meinst — wir sollen den Kampf jetzt aufgeben?" fragt sie leise und bebend.

„Ja, das meine ich. Weiter kämpfen ist Selbstvernichtung. Gestehen wir uns ein, daß wir unsere Kräfte überschätzt haben. Wir sind nicht stark genug, die träge Masse zu bewegen. Unsere Macht muß daran zerschellen. Noch ist unsere Zeit nicht gekommen. Späteren Geschlechtern ist die Erfüllung vorbehalten. Wir wollen uns damit begnügen, den Kampf anzubahnen, den wir nicht durchfechten können. Unser Geist wird sich in unsern Kindern und Kindeskindern immer mächtiger erheben. Ist das nicht eine Hoffnung? Ist das nicht eine Genugthuung?"

„Eine geringe." Ihre Stimme klingt matt und tonlos. Dann richtet sie sich auf und sagt weiter:

„Aber Du magst Recht haben — Selbsterkenntnis ist not, richtige Abschätzung der Kräfte, wie weit sie reichen. Ich bin schwach und müde geworden, ich weiß es. Und andre Gedanken, die nichts als Frieden und Glück im Auge haben, sind jetzt mit meinen Streitgedanken gemischt. Ich bin anders geworden — seit ich weiß, was Liebe ist, und seit ich ahne, was es heißt, Mutter sein."

Sie hält eine Weile inne. In ihren Augen flammt es auf, blitzartig, und dann werden sie trübe und feucht.

„Wo sind all' meine stolzen Anschauungen geblieben von der Welt, von der Menschheit, vom Individuum? Und die Ueberzeugung von meinem Beruf, daß ich eine erlesene Kämpferin sei? Und meine Sehnsucht nach meinem

Martyrium? Eng ist diese weite Welt für mich geworden! Aber nur in Engem kann man ja glücklich sein — und wie ich nun bin — ich sehne mich — nach Glück — nur — nur nach Glück!"

Sie hat den Kopf an seine Schulter gepreßt und weint und schluchzt.

Er fährt ihr streichelnd über Haar und Hals und küßt sie auf die Stirn. Sanfte Schmeichelworte flüstert er ihr ins Ohr.

Sie trocknet ihre Thränen und sieht ihm ins Auge mit dem Ausdruck innigster Liebe. Dann wird sie wieder nachdenklich, ihr Blick kehrt sich nach innen, Gram und Sorge malen sich auf ihren Zügen.

„Nur das Eine läßt mich nicht los", sagt sie leise und zögernd, „was ich immer gedacht habe — ich hab' es schon öfters ausgesprochen — wie mußt Du über mich denken, wenn ich mich jetzt unterwerfe — das Bild, wie ich früher war, muß doch noch mächtig in Dir sein — und nun der Abstand! Alles verloren, was ich — damals strebte — und glaubte — und wollte —". — Die Erregung übermannt sie wieder und sie hält inne.

„Wie kannst Du nur so reden, Marie — Deine Gesinnung ist doch dieselbe geblieben und bleibt dieselbe!"

„Ja, aber die That, zu der ich geschworen hab!? Mein Mut war es immer, was Du an mir am höchsten schätztest — um dieses Mutes willen hast Du mich so lieb gewonnen — was hab' ich denn auch sonst für Reize — und wenn ich nun diesen Mut nicht mehr habe" —

Er küßt von ihrem Mund die letzten Worte weg, und dann küßt er ihr die Thränen, die sich bei ihr wieder vordrängten, von den Augen.

„Du theoretisierst wieder! Du bist doch noch viel mehr die Alte als Du meinst! Du sollst lieben und glauben! So will ich Dich und so lieb ich Dich."

Sie sucht Zuversicht in seinen Küssen.

Nach drei Wochen gingen sie aufs Standesamt.

Diese That übte sogleich mehrfache Wirkung aus.

Als sie ihrem Chef Mitteilung davon machte, war der aufrichtig erfreut, daß so alle Schwierigkeiten aus dem Wege geräumt waren. Er hatte immer mehr erkannt, wie schwer sie ersetzt werden konnte. Jetzt sollte die Mädchen doch ein Donnerwetter regieren, wenn sie sich nicht wieder ihrer Autorität fügen wollten! Früher konnte er sie ja nicht unterstützen; er empfand zu rechtmäßig, er gab und hielt zu viel auf Ordnung und Sittlichkeit. Jetzt aber, da dem Gesetz Genüge geschehen war, mußte und sollte sie die alte Stellung wieder einnehmen. Wehe denen, die — zum Schaden des Geschäftes — daran rüttelten!

Im Hause, wo das Paar wohnte, wurde das Ereignis, schon ehe es sich vollzogen hatte, mit Lebhaftigkeit erörtert. Frau Matz aber drückte Marie in einer längeren Rede ihre große Genugthuung aus.

Die Freunde waren meist von dem Entschluß überrascht, sie hatten alle Marie längere Ausdauer zugetraut, wenn auch dieser und jener einen solchen Ausgang des Kampfes vorausgesehen und vorausgesagt hatte. Doch ließen sie Marie das nicht fühlen. Und Niemand war weiter davon entfernt als Frieda.

Fritz selbst fühlte sich thatsächlich erleichtert. Der Druck der Verantwortlichkeit war von ihm gewichen, die Sorge umschattete ihn nicht mehr, er brauchte jetzt nicht immer nur zu trösten und Krankenpfleger zu sein.

Frei konnte sein Epikuräertum wieder aufatmen. Lachend konnte er wieder der Freude ins Auge blicken.

Marie war nun ganz ruhig geworden.

So schien es ihm. Doch diese Ruhe war in Wirklichkeit nichts als grenzenlose Abspannung und Müdigkeit. Wozu die niederdrückende Empfindung kam, daß eine Kraft in ihr erstorben, daß ein Licht in ihr erloschen sei.

Aber sie hatte ja ihre Liebe, die immer mehr wuchs, bis sie sie ganz erfüllte.

Nur daß sich mit dieser Liebe immer enger die Angst verschwisterte, die Furcht, ihn zu verlieren.

Und auch ihre äußere Ruhe hielt nicht Stand.

Mit bebender Zärtlichkeit hängte sie sich dann an ihn, mit zagenden, fragenden Augen sah sie ihm ins Gesicht, und wenn seine Blicke ihr liebevoll entgegenleuchteten, umschlang sie ihn mit leidenschaftlichem Kuß.

War er noch derselbe? Liebte er sie noch wie einst? Diese Frage ließ nicht von ihr.

Und je heißer und inniger ihre Zärtlichkeit wurde, um so mehr steigerte sich ihre Angst und Sorge.

Sein Wesen gab ihr immer mehr zu denken.

Zu immer feinerer Beobachtung schärften sich ihre Sinne, immer wachsamer lagen sie auf der Lauer.

Er merkte wohl, wie ihre Ruhe hinschwand, wie die Sorge sich immer auf's Neue bei ihr einstellte und immer mehr anwuchs, wie seine Hoffnung, er werde jetzt nicht mehr an so viel Rücksicht gebunden, zu so großer Behutsamkeit verpflichtet sein, zu Schanden wurde.

Aber er hielt seinen Unmut nieder. Er wollte sie nicht kränken, beileibe nicht. Er war ihr ja zugethan. Wirklich und aufrichtig. Nur daß er nicht diese Bevormundung, diese Beaufsichtigung ertragen konnte, die ihre Liebe, ihre Angst, ihre Fragen, ihre Zweifel über ihn ausübten.

Erst lag es bei ihr nur in den Blicken. Dann sprachen ihre Worte es aus.

„.... Du hast mich lieb?"

Er nickt.

„Sag, daß Du mich lieb hast!"

„Gewiß hab' ich Dich lieb!"

„Du sagst das — so anders als früher!"

„Was sollen die Worte, lieber Schatz! Fühlst Du's nicht, glaubst Du's nicht?"

Sie sieht ihn an mit großen Augen. Und dann füllen sie sich mit Tränen und sehen nichts mehr.

Er streichelt und liebkost sie. Aber diese Sentimentalität, die von ihm fordert, die ihn bewacht, die ihn einengt, wird ihm zur Qual. —

Ein Sonntag. Es ist Frühling geworden. Seine Lüfte umschmeicheln die Sinne. Sein Hauch schwellt die

Phantasie. An alle Fieber greift sein Schauern, lockend und reizend. Weich und wollüstig dringt sein Atem ins Blut.

Marie hat Besuch. Frieda ist zu ihr gekommen. Die Frauen sprechen über mancherlei Wirtschaftsangelegenheiten.

Fritz nimmt keinen Anteil daran. Er macht sich zum Ausgang fertig.

„Du bleibst doch noch hier, Frieda?"

„Ja, wenn Marie mich noch haben will?"

„Gewiß," entgegnet diese. Und dann wendet sie sich an Fritz: „Kommst Du zum Abendbrot wieder?"

„Wahrscheinlich, Schatz. Ich will nur 'n größeren Spaziergang machen. Adieu!"

Friedas Gegenwart legt Marie Zurückhaltung auf. Mit einem Kuß ist der Abschied vollzogen.

In den Straßen strömt die Menge. Eine jubelnde Procession, die dem Frühling gilt.

Zu den Thoren hinaus! Ins Freie! Hier flutet's dem Tiergarten zu, dort eilt es zu den Bahnhöfen.

Wo nur all' die Liebespaare herkommen und all' die Jugend!

Es prickelt ihm in den Adern. Er fühlt sich so jung wie die Jüngsten mit seinem Frohsinn, seiner Frische und Unternehmungslust, — und fühlt sich allein.

„Nach Halensee woll'n wir!" sagt ein munteres kleines Ding, das mit ihrem Schatz, einem blutjungen Burschen, vor ihm aufgeht.

Nach Halensee! Minnis sinnbetörendes Bild umgaukelt ihn. Sie ist dort zu finden, das weiß er. Soll er sie suchen?

Warum nicht?

Dieses Alleinsein ist so trübsinnig. Er ist kein Frühlingsdichter, daß er jetzt Einsamkeit braucht — — —

Er trifft sie in dem zweiten Tanzsaal, demselben, in dem er mit Marie getanzt hat. Dieser Gedanke nimmt ihn auf eine Weile gefangen.

Minni hat ihn noch nicht gesehen.

Was Marie wohl dazu sagen wird, wenn er ihr mitteilt, daß er hier mit Minni zusammengetroffen, daß er mit ihr getanzt hat, — so empfindsam wie sie jetzt ist.

Natürlich verschweigt er ihr das nicht. Wie er ihr nichts verheimlicht. Offen und wahr in Allem — das ist und bleibt der Inbegriff des Bundes. Das ist er ihr, das ist er sich selbst schuldig.

Aber ihrer Sentimentalität will er doch keinen Vorschub leisten, indem er sich ihr fügt. Warum sollte er hier mit Minni nicht tanzen! Lächerlich!

Ganz abgesehen davon, daß Maries Empfindungs- und Gedankenleben nicht ganz frei ist von lauten Aeußerlichkeiten, die nicht so tragisch gemeint sind.

Nach der letzten entscheidenden Wendung kann er diesen Eindruck denn doch nicht von sich abweisen — —

Es ist alles nur halb so schlimm — —

Frühlingslust! Jugendlust!

Ein süßlich-schmelzender, sehnsüchtig-sinnlicher, wehmütig-wollüstiger Walzer ertönt. Er sieht sich nach Minni um. Ihr Platz ist leer.

Jetzt schwebt sie an dem Arm eines Tänzers an ihm vorüber.

Ein hübscher junger Kerl, schneidig und voll Zuversicht. Wie das den Mädchen so gefällt. Offenbar ein Student.

Und sie ist ihm entschieden nicht abgeneigt. Vielleicht sogar —

Das Blut steigt ihm zu Kopf. Er will über sich lachen und kann es nicht.

Er schwankt, ob er nicht gehen soll.

Jetzt ist der Tanz aus. Minni schlendert mit ihrem Herrn nicht weit von ihm vorüber. Sie sieht ihn nicht. Seine Blicke folgen ihr nach.

Und nun wird ihr Kopf unruhig, als ob sie diese Blicke empfinde — und dann dreht sie sich um — und jetzt sieht sie ihn. Hellauf leuchten ihre Augen, sie läßt ihren Tänzer stehen und eilt auf ihn zu.

„Also wirklich! Es war mir schon 'ne ganze Zeit so, als ob Sie hier sein müßten! Nu laß ich Sie nicht wieder los!"

„Was wird denn Ihr Tänzer dazu sagen?"

„Ach der!"

Sie nimmt seinen Arm. Er führt sie aus dem Saal in eine stille Ecke. Aus ihren Blicken strahlt es: Nun hab ich Dich doch! Kein Triumph ist es, die naive Freude am Besitz des Ersehnten. Und er kann ein Gefühl der Genugthuung nicht unterdrücken. Frühlingslust, Jugendlust! —

Schon können seine Finger es sich nicht mehr versagen, mit ihrem lockigen Stirnhaar zu spielen. Glückselig lacht sie ihn an mit ihrem schwellenden Mund.

Und dann tanzt er mit ihr. Es ist eine Wonne, sie im Arme zu haben.

Auf ihren stillen Platz setzen sie sich wieder. Sie plaudern und trinken.

Er streichelt ihren weichen Arm. Seine Sinne berauschen sich.

Sie läßt ihn einen Augenblick allein.

Da denkt er an das, was geschehen wird — was eigentlich schon geschehen ist.

Untreu — ja! Aber er kann nicht anders und — er will auch nicht Anders.

Unbefangenheit! Heraus aus dem Zwang des Fragens und Forderns! Heraus aus dem Joch des Gedankentums, aus den Banden der Rührsamkeit und Empfindsamkeit!

Unbefangenheit des Genusses! Die Liebe an sich!

Untreu — ja! Aber sie wird es verstehen. Und sie wird es nicht so tragisch nehmen. Sie hat ja schon ein Zugeständnis gemacht — das größte von Allem, das sie ihrer Ueberzeugung abringen mußte — sie wird immer mehr zur Vernunft kommen — —

Minni ist wieder da. Sie ist die Jugendlust, die Frühlingslust — seine Frühlingslust —

Und er beugt sich zu ihr nieder und flüstert ihr etwas ins Ohr — und dann preßt er seine glühenden Lippen auf ihren knospenden Mund — —

Spät in der Nacht kam er nach Haus. Marie lag halb angekleidet im Bett, in tiefem Schlaf. Sie hatte

offenbar auf ihn gewartet und war dann von der Müdigkeit bezwungen worden.

Ganz leise zog er sich aus. Es wäre Unrecht gewesen, sie zu stören, da sie so wenig schlief —

Ihn floh die Ruhe. Schwül ging das Blut ihm durch die Adern. Sein Kopf umspannte ein dumpfer Druck. Nur bis zum Halbschlaf konnte er es bringen.

Wie er so dalag, merkte er, daß Marie sich regte, dann aufstand, Licht machte und an sein Bett trat.

Er öffnete die Augen nicht. Sie sollte schlafen.

Endlich, als schon die Morgendämmerung ins Fenster sah, kam der Schlummer über ihn.

Als er aufwachte, hörte er Marie schon in der Küche hantieren. Gleich stand er auf, und schnell kleidete er sich an.

Noch immer der dumpfe Druck auf dem Kopf und auch auf dem Herzen.

Unsinn! Was geschehen ist, ist geschehen!

„Na, Du Nachtschwärmer!“ begrüßte sie ihn. Sie hatte gut geschlafen und war in guter Stimmung.

Dann stutzte sie ob seines Blickes. „Ei, ei — Du hast wohl gestern zu viel getrunken — oder — was ist Dir?“

Er wollte sie vorbereiten, aber er fand keine Worte dafür. Und feige wollte er nicht sein — um keinen Preis. So kam es denn über seine Lippen: „Ich war bei Minni Ebel.“

Sie zuckte zusammen — und sah ihn an mit langem Blick — und dann taumelte sie zurück, totenblaß. Sie hatte ihn begriffen.

Er sprang hinzu, sie zu stützen. Sie machte sich los von ihm und richtete sich auf. Und schlug sich mit der Faust ins Gesicht, daß sie durch den körperlichen Schmerz die Besinnung wieder finde und ihren Stolz erwecke.

Ja, sie hatte ihren Stolz noch! So schwach und elend war sie denn doch nicht, wie er glauben mochte! So abhängig und unfrei, daß sie die Erniedrigung hätte dulden müssen! So erbärmlich, daß sie, nachdem sie sich einmal unterwarf, in Alles sich fügte — in dieses Eine —

Auf's neue schwankten ihre Sinne. Aber schon hielt sie sich wieder aufrecht. Hoch trug sie den Kopf. In ihren Augen stand der alte kalte Schein. Geisterhafte Blässe lag auf ihren Zügen.

„So ist es also aus mit unserm Zusammenleben!"

Ihre Stimme hatte festen, harten Klang.

„Marie —! —"

„Du weißt, daß unsere Ehe trotz des Standesamts freie Ehe war. Du hast entschieden, daß es jetzt damit vorbei ist. Daran ist nichts zu ändern."

„Laß uns erst zu größerer Ruhe kommen, Marie —"

„Ich bin ruhig."

„Das hab' ich nicht gewollt — das kann und soll auch nicht geschehen!"

„Es geschieht aber. Es ist schon geschehen. Und gleich jetzt gehen wir auseinander"

„Nein, nein! Das ist — das ist ja Uebereilung. Und ich — ich gehe nicht."

„Dann geh' ich. Du hast hier ja auch ebensoviel Rechte wie ich."

„Marie — kann denn jetzt mit einem mal Alles ausgelöscht sein, was wir gemeinsam haben — das ist ja nicht möglich —“

„Doch! Du bist frei — und ich bin frei. Und jetzt — würd' ich Dir dankbar sein, wenn Du mich allein ließest —“ sie setzte sich.

„Vielleicht ist das — das Beste für uns Beide. Aber ich komme wieder — und wenn wir uns gesammelt haben — dann wirst Du auch“ — —

Sie schüttelte entschieden den Kopf; ihre Züge waren hart und wie erstarrt.

Er sah, daß sie unzugänglich war, daß sie sich ihm verschloß — heute. Vielleicht, hoffentlich würde es später anders sein — —

Jetzt blieb ihm nichts übrig als zu gehen.

Und er ging. Er reichte ihr die Hand. Sie zögerte — dann legte sie ihre hinein, die war leichenhaft kalt und starr, daß es ihn durchschauerte.

Er sah forschend in ihr blasses Gesicht und dann fragte er: „Bist Du — krank?“

„Nein!“

Ihre Augen trafen ihn mit kaltem, stolzem Blick. Da wandte er sich zur Thür. —

Draußen auf der Treppe traf er Frau Matz.

„Hören Sie 'mal, meine Frau ist nicht ganz wohl — wollen Sie sich nicht 'mal nach ihr umsehen!“

„Det woll'n wir machen! Mit die jungen Frauens is det ja nu 'mal nich anders.“

Sie ging gleich hinauf. Ihr Klingeln blieb unbeachtet.

„Na nu! Det is doch zu heeren!“ murmelte sie vor sich hin, und noch einmal zog sie die Klingel mit derber Hand.

Drinnen rührte sich nichts. Da schlug sie mit der Faust gegen die Thür. Nichts. Sie wiederholte das laute Klopfen — und jetzt hörte sie einen langsam-schlürfenden Schritt.

Marie machte auf.

„Jotte doch, wie sehn Se aus!“

Taumelnd hielt sich Marie an der Thürkante, dann schwanden ihre Sinne wieder.

Frau Matz fing sie auf und trug sie ins Zimmer. Und hier lag sie auf dem Sopha in langer Ohnmacht.

Als sie wieder ins Leben zurückgerufen war, bat sie Frau Matz, nach ihrem Geschäft zu fahren und sie für heute zu entschuldigen.

Sie war wie gelähmt; aber sie beruhigte Frau Matz über ihr Befinden, und diese entfernte sich. Sie war allein. Und jetzt löste sich ihre Starrheit, jetzt sank ihr Stolz zu Boden.

Der ganze Gram des verlassenen Weibes überkam sie und schluchzend wand sie sich in körperlichem Schmerz.

Wie hatte sie ihn geliebt! Und jetzt — und jetzt! —

Dann machte die Erschöpfung sie ruhiger, und dann rang sie sich durch zu dem Gefühl der Genugthuung über ihre Entschiedenheit, über ihre Härte und ihren Stolz. Erst im Hinblick auf ihn, der ihre Kraft denn doch zu

gering angeschlagen hatte! Und dann gab dieses Bewußtsein an sich ihr Stütze und Halt.

Doch der Gram kehrte wieder. Und zu ihm gesellte sich die Selbstanklage.

Warum bist Du Dir selbst untreu geworden! Es mußte ja so kommen. Wie konntest Du nur so schwach sein und so verblendet!

Aber wie schwach Du auch damals gewesen bist, jetzt hast Du Dich stark gezeigt! Dein alter Stolz lebt noch!

Und wieder hob sich ihr Selbstbewußtsein, — um dann aufs Neue in ihrem Schmerz zu versinken.

So ging es Stunden, Tage lang, und dazwischen hatte sie fortwährend mit Ohnmachtsanfällen zu kämpfen, bis sich eine gewisse Teilnahmslosigkeit bei ihr einstellte.

Frau Matz, die jetzt meistens bei ihr war, erfuhr von ihr, daß sie sich von ihrem Mann getrennt habe, und daß sie ihn um keinen Preis sehen wolle, wenn er kommen sollte, sie wieder aufzusuchen.

Als er am andern Tag sich einstellte, erklärte Frau Matz ihm das, und er ging verstört von dannen.

Den Grund der Trennung bekam Frau Matz erst am folgenden Tag zu wissen. Da legte sie los: das wär' ja unglaublich, daß sie deshalb auseinanderliefen; wenn das 'n Grund wär', gäb's bald überhaupt keine Ehen mehr in der Welt! „Aber 'ne niederträchtige Ruppigkeit is det doch von ihm, det er Ihnen det sagen muß! Hätt' er nich 'n Schnabel halten können!“ . . . .

Marie war so leidend, daß sie das Haus nicht verlassen konnte. Sie kam bei ihrem Chef unter Verzicht auf das Gehalt um längeren Urlaub ein, den er jetzt, in der flauen Geschäftszeit, ohne große Bedenken gewähren konnte.

In ihrer Wohnung litt es sie nicht mehr. Sie zog wieder zu Frau Matz in ihr altes Zimmer. Ihre Ersparnisse gaben ihr fürs Erste Sicherheit.

Die schlug ihr außerdem vor, sie wollten die Wohnung mit seiner Genehmigung und wenn er nicht drin zu bleiben gedächte, was doch ausgeschlossen sei, möbliert vermieten, so lange der Kontrakt noch lief. Das leuchtete Marie ein. Und Frau Matz erbot sich, mit ihm darüber zu sprechen, so bald er wiederkommen würde.

Das geschah noch an demselben Tag.

„Meine Frau ist jetzt bei Ihnen?"

„Ja."

„Sagen Sie ihr bitte, daß ich hier bin — ich möchte sie sehen."

Frau Matz ging hinein und kehrte gleich zurück mit der Meldung: „Ihre Frau kann un will Sie nich sprechen, sagt Se." Und dann setzte sie ihm ihren Vermietungsplan auseinander.

„Ist mir ganz egal. Thun Sie, was Sie wollen." Damit ging er. — —

Am andern Morgen erhielt Marie von ihm einen Brief. Der brachte sie in Erregung, und sie hatte einen schlimmen Tag. Sie gab ihm aber gleich Antwort, und darin hieß es:

„. . . Ich mache Dir keine Vorwürfe, nicht im Geringsten. Wenn überhaupt von Schuld die Rede sein kann, dann trifft sie mich so gut wie Dich. Aber die Thatsache bleibt bestehen, daß ein Zusammenleben zwischen uns unmöglich geworden ist; an ihr kann und wird sich nichts ändern. Und darum ist es besser, wir sehen uns auch nicht wieder. Ich kann Dir nicht verhehlen, daß Deine Bemühungen, mich zu sprechen, mich unruhig machen und meinem Befinden schädlich sind. Wir wollen alles, was geschehen ist, vergessen. Ich sehne mich so nach Ruhe und bitte Dich, sie nicht zu stören. Leb' wohl.

Marie."

Sie wollte ihren ganzen Stolz sprechen lassen, aber sie vermochte es nicht über sich.

Als sie den Brief niedergeschrieben hatte, sank ihr Kopf auf ihren Arm und sie weinte bitterlich.

Es waren ihre letzten Thränen.

Sie war so matt und müde geworden, und ihre Seele war leer.

Teilnahmlos sah sie der schweren Stunde entgegen, die ihr eine neue Offenbarung bringen sollte. Ohne Empfindung besprach sie mit Frau Matz die Vorbereitungen, traf sie selbst einzelne Anstalten, arbeitete sie an der Kinderwäsche.

Dann wurde ihr ein Junge bescheert, ein zartes, aber gesundes Kind.

Ohne tiefere Regung nahm sie, als sie ihre Besinnung wieder hatte, das winzige Geschöpf an sich.

Dann aber, als das kleine Wesen an ihr heraufkroch, mit schnüffelndem, suchendem Munde und sich ihr an die Brust legte und in erster Daseinsfreude, die Händchen vor Behagen krümmend, trank und trank — da durchrieselten sie Schauer ungeahnter Wonne, und der Dämmerschein ungekannten Glücks ging in ihr auf — — — — —

Der Hängeboden.

Eine Junggesellentragödie.

In der Unterhaltung war eine Pause eingetreten. Erst gähnte der Eine, der Hagere, mit den verwitterten Zügen, und zwar so herzhaft und ausgiebig, daß die Ohren wackelten vor Angst, der Mund könnte sich an ihnen vergreifen wollen. Und dann gähnte der Andere, dieser, ohne die Seelenruhe seiner Ohren zu stören; sein fleischiges Gesicht verstattete es seinem Munde nur, sich zu einem rundlichen Löchlein aufzuthun.

Aber der Magere konnte nicht lange Ruhe halten.

„Warum rauchst Du eigentlich zu Hause niemals?“ fragte er. „Erlaubt's Deine Wirtin nicht?“

Und bei diesem Gedanken paffte er mit boshaftem Augenzwinkern erst recht kräftig vor sich hin.

„Erlaubt, — was heißt erlaubt?“ entgegnete der Andere mit sanfter, etwas fettig verschleierter Stimme. „Sie hat mir allerdings gesagt, daß sie das nicht gerne hätte —“

„Das — das hat sie gesagt! Und das hast Du Dir sagen lassen! Und dann rauchst Du nicht grade? Hier hast Du eine von den meinen! Nun aber los!

„Danke. Ich mach' mir wirklich nichts draus."

„Mensch — na, wie Du willst? Blas Du Trübsal! Das darfst Du doch wohl, das schad't doch wohl den Gardinen nischt! Aber wenn Du glaubst, daß ich mich dadurch stören lasse, denn kennst Du mich flach."

Und er qualmte wie ein Schornstein.

Dann sprang er auf und fragte: „Was darfst Du sonst noch nicht? Was will sie sonst nicht haben?" Und er war zu den schwierigsten Sachen bereit.

Ein Achselzucken bekam er als Antwort. Da setzte er sich wieder. Aber gleich darauf legte er wieder los: „Diese Weiber, die vermieten und so thun, als thäten sie's uns zu Gefallen — aus bloßer Menschenfreundlichkeit, das sind die schlimmsten! Na paß auf, die wird Dich, wie Du 'mal bist, schön unter die Knute kriegen!"

„Ach — Hans, was Du nu wieder redest! Sie ist doch 'ne gebildete Frau! Mit ihr ist doch eher fertig zu werden als mit den eigentlichen Vermieterinnen von Beruf. Nachdem ich bei denen so traurige Erfahrungen gemacht habe —"

„Himmel ja! Wenn man die Weiber so verwöhnt, und sich Alles von ihnen gefallen läßt — ! —"

„Meinetwegen. Aber gerade darum hab' ich jetzt bei einer gebildeten Frau gemietet, die es nicht nötig hat, bei der ich vor roher Ausbeutung und Uebergriffen sicher bin —"

„Bei der bist Du aber noch mehr genirt, und gerätst noch viel mehr in Abhängigkeit! Mir kannst Du doch nichts erzählen! Nee, Heinrich! Das ist'n Reinfall!"

Der sanfte Heinrich blickte ohne rechtes Vertrauen vor sich hin. Dann wandte sich Hans an ihn mit der Frage:

„Sag' mal, wollen wir hier noch lange im Dunkeln sitzen? Oder kriegst Du noch keine Lampe? Erlaubt sie's noch nicht?"

Statt aller Antwort stand Heinrich auf und klingelte.

Nach kurzem klopfte es — „Herrein!" — und eine stattliche Frauengestalt trat ins Zimmer.

Wie ein Gummiball flog Heinrich von seinem Sessel auf. „Oh — gnädige Frau — Sie bemühen sich selbst — das ist —"

„Das Mädchen ist nicht da, Herr Doktor. Was haben Sie für Wünsche?"

„Die Lampe möchte ich haben — aber das eilt ja nicht — ich warte natürlich, bis das Mädchen zurück ist —"

„Ich werd' das schon besorgen." Sie wandte sich zur Thür.

„Nein, gnädige Frau — Sie um keinen Preis —" Sie war schon hinaus.

„Mußt ihr nach," knurrte Hans. „Mußt Dir das selber besorgen! Wie kannst Du ihr das zumuten!"

Fragend drehte sich Heinrich nach ihm um.

„Du kannst von ihr doch nicht verlangen, daß sie Dir die Lampe putzt!" fuhr Hans fort.

„Ich hoffe, das hat das Mädchen besorgt —"

„So — das hoffst Du! Es ist aber doch schon ungebührlich, daß sie sie Dir bringen muß!"

Bereits tönten Schritte vom Korridor, es klopfte wieder, die Wirtin kam herein mit der brennenden Lampe.

Hell flutete der Schein über ihr dichtes dunkelblondes Haar, über ihr volles, nicht mehr ganz junges aber frisches Gesicht, dem ein kleiner, etwas aufgezogener Mund und ein kurzes stumpfes Rümpfnäschen besonderen Reiz verliehen.

Heinrich dienerte um sie herum. „Gnädige Frau — Sie beschämen mich durch Ihre Liebenswürdigkeit — meinen ergebensten Dank!"

„Bitte sehr!"

„Gestatten Sie mir — darf ich Ihnen meinen Freund Dr. Rau vorstellen? Frau Kalkulator Defftig!"

Hans verneigte sich steif, Frau Kalkulator Defftig nickte sehr gemessen.

„Ist es nicht zu viel verlangt, gnädige Frau — würden Sie uns wohl die Ehre geben, Platz zu nehmen?"

„Sehr freundlich, Herr Doktor. Aber ich habe noch draußen zu thun. Guten Abend!" Die Herren verbeugten sich, sie ging.

„So sieht also Deine Kalkulatorenwittib aus!" bemerkte Hans.

„Wie findest Du sie?"

„N' hübsches Weib."

„Nicht wahr? Und akkurat und arbeitsam und wirtschaftlich ist sie — mehr als zu viel. Das ist sogar störend. Jede Naslang ist große Reinmacherei, dann heißt es 'raus aus dem Tempel! Das stellt selbst meine Geduld auf 'ne harte Probe."

„Aber ihre Schönheit versöhnt Dich immer wieder?"

„Ja — weißt Du — ich glaub', es wär mir lieber, wenn sie häßlicher wär'!"

„So? Na hör' mal, sie hat aber doch so viel Warnungszeichen im Gesicht, daß sie 'n denkenden Menschen nicht bestechen kann."

„Warnungszeichen?"

„Na ja! Sieh Dir doch mal den Mund an, mit seinem befehlshaberischen Zug! Und dann die Nase! Diese spinös-höhnisch gerümpfte Nase mit dem unwandelbaren niederträchtigen Ausdruck: Pfui, wie riecht das hier! Und ihre Augen sind auch nicht ohne. Wie sie mich angekuckt hat! Jeder Blick ein Hausknecht! Zu gern hätt' sie mich an die Luft gesetzt. Sie hat so die Empfindung, daß ich von schlechtem Einfluß auf Dich bin."

„Hans — was sind das wieder für Geschichten!"

„Dich hat sie ja mit ganz anderen Augen angesehen."

„Ach was!"

„Natürlich! hat sie! Weißt Du was? Soll ich Dir mal was sagen?"

„Nun?"

„Sie will Dich heiraten."

Heinrich starrte ihn mit großen bangen Augen an. Dann kam ein halblautes „Unsinn!" über seine Lippen.

„Heiraten will sie Dich, sag' ich Dir," fuhr Hans unerbittlich fort, „Du mußt ihr doch Hoffnungen gemacht haben —"

„I wo! Nein! Ich denk' nicht dran!"

„Hast Du ihr gemacht — so oder so — das hilft nun Alles nichts! Und jetzt rechnet sie darauf mit der

ganzen Stärke ihrer angeborenen Entschiedenheit, daß Du sie heiratest. Du bist ihre letzte Hoffnung; sie hat doch auch ihre fünfunddreißig, sechsunddreißig auf dem Rücken. Ihre letzte Hoffnung! Bedenke das! Die Enttäuschung würde fürchterlich sein!"

Gequält wand sich Heinrich hin und her. Aber Hans Rau ließ nicht locker.

„Und für Dich ist das doch wirklich gar nicht so ohne! Wenn sie auch ebenso alt ist wie Du und diesen — sehr energischen Zug hat — für Dich ist das gerade das Richtige. Du brauchst eine handfeste Stütze. Und eine Stütze wird sie Dir sein — vielleicht auch ein Stab," setzte er mit verschmitztem Grinsen hinzu.

Heinrich lief unruhig im Zimmer auf und ab. „Nein! Nein!" — stieß er hervor — „Heiraten! dummes Zeug! Du weißt, wie ich darüber denke — —"

„Das wird Dich nicht schützen."

„Ich brauche meine Einsamkeit und meine Ruhe — sonst kann ich einfach nicht arbeiten. Jeder Mensch, dessen Gesellschaft ich teilen müßte, würde mich stören. Schon dieses Zwanggefühl — äh! — das würde meine Gedanken einfach lähmen. Nein! Wenn ich ein Weib auch noch so lieb hätte — n' paar Monate würd' es vielleicht gehn. Aber wenn sich dann die Trivialitäten immer breiter machen und immer aufdringlicher werden — das würd' mich einfach systematisch aus dem Hause treiben, das würd' mich zum Zigeuner machen. Und dann Kindergeschrei und Kinderstubenduft — brr! Dabei könnt ich doch nichts Vernünftiges leisten! Ich müßt' es einfach verlaufen. Und was sollte dann aus meiner armen Frau

werden? Sagen wir also, ich heirate ihretwegen nicht." So schloß er mit einem Anflug von Humor.

Aber das rettete ihn nicht.

„Heinrich Leisegang," so ließ sich jetzt der rauhe Hans vernehmen, „Du hast also Angst vor der Ehe. Aber gerade die Leute, die Angst vor der Ehe haben, die fallen ihr am leichtesten zum Opfer. Auf die wirkt die Ehe hypnotisierend — wie das Auge der Schlange auf das Kaninchen —"

„Ach was!"

„Ja wohl. Und Du bist auch ein so ein armes Kaninchen. Und Dich verschlingt auch noch einmal die Ehe mit Haut und Haar."

Auf Heinrichs Gesicht zeigte sich das allergrößte Unbehagen.

„Ja, ja, so ist es — Du wirst einmal selbst bekennen: der gute Hans Rau war Prophet — über kurz oder lang wirst Du einfach in die Ehe hineingeängstigt."

Heinrich schnappte nach Luft, und dann schuf sein gepeinigtes Gemüt sich Erleichterung durch die Worte:

„Das ist ja dummes Zeug! Unsinn ist das ja. Und schließlich, warum red'st Du denn bloß von mir? Du hast doch auch Angst vor der Ehe! Mit Dir ist das doch dieselbe Geschichte! Ebensogut wird Dir dasselbe passiren! Aber daran denkst Du natürlich nicht in Deinem — in Deinem Radaujunggesellentum —"

Hans reichte ihm die Hand: „Radaujunggesellentum ist gut. Aber es ist nicht erschöpfend. Ja — wenn ich bloß äußerlich so ruppig wär'! Aber ich bin's innerlich auch! Ja, mein lieber Freund" — und er rieb sich ver=

gnügt die Hände — „mich hat das Junggesellenleben auch innerlich immer ruppiger und struppiger und rauhbeiniger und knorriger gemacht, mich hat es gefestigt. Angst — schwächliche Angst vor der Ehe hab' ich nicht, nein! Bei mir ist es kräftiger Haß und gesunder Abscheu. Dich aber alter Kronensohn — und das ist der Unterschied zwischen uns Beiden — Dich hat das Junggesellendasein immer mehr aufgeweicht — Du bist immer molluskenhafter, immer mehr Qualle geworden. Und so schwabbelst Du demnächst in die Ehe hinein — daran ist nun mal nichts zu ändern. So. Und nach diesem appetitreizenden Gespräch wollen wir jetzt Abendbrot essen gehn. Du kommst doch mit?"

Heinrich schien noch etwas zur Sache bemerken zu wollen, aber er gab es auf. Er antwortete nur auf die letzte Frage mit stillem Nicken.

So machten sie sich denn auf den Weg. Hans war wortkarg geworden. Etwas Anderes beschäftigte seine Gedanken. Und Heinrich arbeitete daran, den Eindruck dessen, was er gehört hatte, los zu werden oder doch abzuschwächen.

Erst als sie im Restaurant Platz genommen hatten, kam das Gespräch wieder in Fluß. Heinrich begann es, und leitete es in die alte Bahn.

„Wenn Du meinst, daß ich alles gläubig hinnehme, was Du da eben gesagt hast, dann bist Du doch sehr auf dem Holzweg." Damit suchte er die Nachwirkung möglichst von sich abzuschütteln. „Eins hast Du allerdings glücklich erreicht —"

„Und was ist das?"

„Du hast mir — ja Du hast mir nun doch meine Wohnung verleidet."

„Ist doch etwas," knurrte Hans vor sich hin.

„Unmöglich ist es ja wohl nicht, daß sie — daß sie sich Schwachheiten einbildet —"

„Mathematisch sicher ist es!"

„Jedenfalls das Gefühl der Abhängigkeit, das kann ich jetzt nicht mehr los werden. Das ist ja auch nicht erst von heute. Und darum — es ist ja nun mal im Wesentlichen überall, bei allen Wirtsleuten dasselbe — ich werd' jetzt thun, woran ich in letzter Zeit schon öfters gedacht habe: ich werd' mir 'ne eigene kleine Wohnung mieten."

Hans sagte nichts dazu. Die ganze Geschichte langweilte ihn bereits. Heinrich aber spann seine Pläne weiter aus.

„Ich richt' mich selbstständig ein — ich nehm mir 'ne kleine Gartenwohnung. Zwei Zimmer und Zubehör. So was giebts ja vielfach. Und dann hab' ich mein Reich für mich allein. Dann hab ich meine Ruh'! Morgens kommt 'n Weib auf 'n paar Stunden zum Reinmachen, und nachher stört mich nichts mehr! Das ist das Einzige für mich! Das ist 'ne Erlösung! Was werd' ich da arbeiten können! Ja, das mach ich, das mach ich!"

„Kommst ja von ihren Schürzenbändern doch nicht mehr los."

„Wie? O, das sollst Du sehen! Das wär noch besser. Ich hab' doch gar keine Verpflichtungen gegen sie. Nein! Und meine Freiheit und meine Arbeit die sind doch für

mich maßgebend! Weiß Gott! Und beide können nur so gedeihen — und darum — ich weiß, was ich zu thun habe."

Er begoß seinen Entschluß mit ein paar Gläsern extra. Kampfesmutig trat er dann den Heimweg an. Kampfesmutig ging er zu Bett.

Am andern Morgen hatte er freilich das Meiste seines Mutes ausgeschlafen. Aber an seinen Entschluß klammerte er sich fest. Zu verlockend war die Aussicht, die er sich eröffnet hatte. Und bald mußte er zur That schreiten — auf der Stelle. Heute war der vierzehnte. Es war also hohe Zeit, die Kündigung vorzubereiten. Morgen war der letzte Termin.

Sie würde die Kündigung übel aufnehmen, das stand fest. Alle Mühe gab sie sich, ihm die Wohnung angenehm zu machen. Daß er mit einem Mal fortziehen wollte, das mußte für sie ein Blitzschlag aus heiterem Himmel sein! Aber was half's! Jetzt oder nie! Das fühlte er deutlich. Und das stärkte ihm das Rückgrat.

Ja, ja, es mußte sein!

Er wollte heute Vormittag zu einer litterarischen Festlichkeit, die ihn als Schriftsteller interessierte. Dafür hatte er sich mit Frack und weißer Binde anzuthun. Und so, mit aller Formalität gewappnet, wollte er, ehe er ging, seiner Wirtin einen Besuch machen, und ihr mitteilen, daß er sich zu verändern gedacht. So war es das Beste!

Nach längerer Selbstbespiegelung und mehrfacher Wanderung im Zimmer trat er in vollem Wichs die schwere Visite an.

Die Frau Kalkulator saß in strahlend sauberem Morgenrock, höchst appetitlich anzuschauen, in ihrer Wohnstube und zog Bohnen ab. Als sie ihren Zimmerherrn eintreten sah in so feierlichem Gewande, Erregung und Befangenheit auf den Zügen, als hätte er ihr was Besonderes zu sagen, da durchbebte sie eine süße Ahnung, und ein holdseliges ermutigendes Lächeln flutete zu ihm herüber.

So ansehnlich war er ihr noch nie erschienen. Der Frack stand ihm gut bei seinem Embonpoint. Und sein angenehmes Gesicht, sein sanftes Wesen, sein akademischer Rang, seine geordneten Vermögensverhältnisse!

Noch holdseliger und ermutigender wurde der Ausdruck ihrer Züge. Aber grade das steigerte seine Befangenheit. Ihre Liebenswürdigkeit machte ihm Angst. Hätte er nur die Warnungszeichen entdecken können! Aber sie waren alle verwischt von dem wonnesamen Lächeln.

So sprach er über dies und das und kam nicht zu dem, was er eigentlich wollte.

Sie war von diesem hin und her sehr wenig erbaut. Alsbald beschloß sie, ihm Hilfe zu leisten mit ihrer thatkräftigen Hand. Ohne Umschweife fragte sie, wobei sie sich bemühte, ihrer festen, vollen, sonoren Stimme den Schmelz der Zartheit zu geben:

„Sie sind heute so feierlich im Frack — was hat denn das zu bedeuten?“

Jetzt mußte er Farbe bekennen.

„Es ist eine Chamissofeier in der Philharmonie,“ antwortete Dr. Heinrich Leisegang, „da will ich hin.“

„So!?“

Da waren sie, die Warnungszeichen, so ausgeprägt, wie er sie noch nie gesehen zu haben glaubte. Die Nase gerümpft, der Mund trotzig emporgezogen, hart und kalt blickten die Augen.

Sein Mut erstarkte daran, er räusperte sich und wollte zur Sache kommen. Aber als er sie wieder ansah, war alles Unholde aus ihren Zügen gewichen! Sie war zu gescheidt, um die Enttäuschung lange nachwirken zu lassen. Was nicht ist, kann werden! Es braucht ja nicht gleich zu sein. Und ihre Augen waren wieder freundlich.

Da stellte er das Treffen ein. Auch er dachte, es braucht ja nicht gleich zu sein, heute nachmittag, heute abend, morgen früh ist ja zur Kündigung noch Zeit. Und er mußte jetzt aufbrechen zu der Feier, er würde sonst zu spät kommen, und das war ihm immer höchst fatal.

So stand er auf, bat um Entschuldigung für die Störung und empfahl sich.

Die Feier war quälend langweilig. Zerstreuung fand er hier nicht, seine Gedanken kehrten immer wieder zu seiner Bedrängnis zurück.

Und jetzt leuchtete es in ihm auf, wie wär's, wenn Du die Sache schriftlich abmachtest! Ja, ja! Zu mündlicher Vertraulichkeit fühlte er sich ihr gegenüber doch keineswegs verpflichtet! Schriftlich! Ja! Natürlich in größter Artigkeit! So ging Alles am besten seinen Gang.

Am Nachmittag schrieb er ihr einen Brief, in dem er sie mit gewähltester Höflichkeit von seinem Vorhaben in Kenntnis setzte. Er wäre ja mit allem in allerhöchstem

Maße zufrieden gewesen und ihr zu höchstem Dank verbunden, aber u. s. w. u. s. w. Als er das Mädchen im Korridor hantieren hörte, rief er sie herein und übergab ihr das Schreiben.

Und dann ging er aus, auf die Wohnungssuche. Er fand nichts Passendes und kehrte Abends in gedrückter Stimmung nach Hause zurück.

Jetzt dachte er wieder an den Brief und seine Wirkung. Wie mochte sie die Mitteilung und deren Hören aufgenommen haben? Erbaut war sie sicher nicht davon.

Er hatte wieder einmal nicht so viel seelische Ruhe, daß er an seinem philosophischen Werk, einer Geschichte der Aesthetik, oder an seinem „ästhetischen Roman", wie er ihn bezeichnete — „Der Kampf um die Schönheit" war sein Titel — mit Andacht hätte schaffen können.

Am andern Morgen fand er auf dem Theebrett, das ihm das Mädchen wie gewöhnlich hereinbrachte, einen Brief in weißem einfachen Couvert. Von ihr natürlich. Er öffnete ihn nicht ohne eine gewisse Beklemmung und las:

„Geehrter Herr!

Hierdurch bestätige ich Ihnen den Empfang Ihres Schreibens vom 14. ds. Mts. Die Kündigung ist damit vollzogen.

Ergebenst

Erna Defftig,

geb. Knorr.

Hm! Kurz und bündig und energisch! Hm! Und das „Geehrter Herr" und das „ergebenst," das sich auf das Allernotwendigste von Höflichkeit beschränkte, das gab

doch zu denken. Daraus sprach doch größte Ungehaltenheit.

Nun — so ganz Unrecht hatte sie wohl nicht — aber — was half's? Die Kündigung war jedenfalls vollzogen. Und das war das Wesentliche! Und jetzt wieder auf die Wohnungssuche!

Heute traf er etwas Passendes. Eine freundliche Gartenwohnung im Westen. Zwei Zimmer, Balkon, Küche und Zubehör.

Unter diesem Zubehör aber befand sich etwas, was ihn störte, wie sehr es auch bei Andern auf Anerkennung hätte rechnen können: das war ein großer Hängeboden, der sich fast über den halben Korridor erstreckte. Unschön war das — aber noch mehr, es war ihm unbehaglich. Dieses Dunkle, Entrückte, nicht gleich Erreichbare widersprach seiner schlichten, einfachen, offenen Natur, und sensibel, wie er war, wurde er von diesem Eindruck gleich in Beschlag genommen.

Er setzte die Leiter an, stieg hinauf und öffnete die Thür. Ein finsterer Schlund gähnte ihn an.

„Woll'n Se 'mal 'rinleichten?“ fragte die Portiersfrau, die ihn führte.

„Danke, danke!“ Er schlug die Thür zu und stieg wieder hinunter.

Widerwärtig dieses dunkle, in der Luft hängende Etwas! Es verdarb den Charakter der ganzen Wohnung, die sonst so hell war und deren Räume so bequeme Verbindungen hatten. Und er hatte doch gar keine Verwendung für dieses unheimliche Ding. Er konnte sich nicht entschließen, die Wohnung zu mieten.

Dann aber, als er weiter gesucht hatte und um mancherlei Erfahrung reicher geworden war, kam er doch wieder auf sie zurück. Sie war bei weitem die günstigste. Und seine Abneigung wollte ihm selber lächerlich erscheinen. So nahm er sie denn.

Und jetzt hieß es, die Einrichtung besorgen.

Er zeigte sich höchst penibel bei der Auswahl und geradezu kindliche Freude machte ihm jeder neue Erwerb. Gern hätte er seinen Freund Hans Rau daran teilnehmen lassen; der aber schimpfte auf das „viele zimperliche Zeug", so oft er ihm von dieser oder jener Kleinigkeit erzählte, auf die er besonderes Gewicht legte, nnd so mußte sich Heinrich auch hier mit seinem eigenen lieben Gemüt begnügen.

Die Einrichtung seiner neuen Wohnung beschäftigte ihn so sehr, daß er nur selten zu Hause war. Und das war gut so. Er wurde dort doch ein beklemmendes Gefühl nicht los.

Seine Wirtin bekam er die ganze Zeit nicht zu Gesichte.

Und nun war der Tag des Auszugs da. Es war noch nicht der letzte des Monats, aber in der neuen Wohnung war das Notdürftigste hergerichtet, und er dachte: je eher desto besser!

Das Mädchen hatte ihm einige Handreichungen geleistet, seine Sachen waren jetzt alle gepackt. Einen Teil hatten die Dienstmänner schon abgeholt, der andere mußte in ein paar Stunden folgen.

Er war hier fertig und rüstete sich nun zum Gehen.

Natürlich mußte er seiner Wirtin Adieu sagen. Von dem Mädchen hatte er gehört, daß sie beim Reinmachen wäre. Das sollte ihn aber nicht abhalten, so dachte er. Und er klopfte bei ihr an.

„Herrein!“ Das klang hart und rauh. Aber es entmutigte ihn nicht, es war ja auch das letzte mal.

Sie war mit Fensterputzen beschäftigt. Weiß schimmerten ihre halbentblößten vollen Arme. Die Kleider waren hochgeschürzt, er sah ihre kleinen Füße, die blanke Lederschuhe umschlossen, ihre zarten Knöchel und wie es von ihnen aufstieg zu rundlich-lieblicher Wölbung. Ringelstrümpfe! Der Anblick verwirrte ihn.

„Ich wollte — ich wollte mir erlauben, Ihnen — gnädige Frau — Lebewohl zu sagen — und mich bei Ihnen zu bedanken für alles“ —

„Bitte sehr —“ sie blieb auf dem Tritt stehen — „ich kann Ihnen die Hand leider nicht geben — leben Sie wohl.“

In kältestem Ton wurden diese Worte gesprochen. Er verbeugte sich — sie putzte schon wieder. Noch einmal wandte er sich nach ihr um, dann ging er schnell aus der Thür.

Es war ihm heiß geworden. Die Herbstluft draußen kühlte ihn ab.

Ehe er sich zu seiner neuen Wohnung hinaufbegab, trat er bei den Portiersleuten ein. Die Frau hatte ihm versprochen, ihm eine ehrliche Aufwärterin zu verschaffen. Er hörte, daß die Gesuchte sich ihm noch heute Nach-

mittag gegen vier vorstellen wollte. Ihre Schwester wohnte im Hause, im fünften Stock, sie selbst in der Nachbarschaft. Beide seien ihr, der Portiersfrau, als ordentlich und zuverlässig bekannt.

Mit dem Glockenschlage vier kam die Erwartete. Eine Frau, Anfang der fünfziger, wie es schien. Eine nicht große, schwerfällige Gestalt in ärmlicher aber sauberer Kleidung, das Gesicht verschwommen und häßlich, für ihn noch abstoßender durch die geröteten Augen und den wehleidigen Ausdruck, der über dem Ganzen lagerte. Und dazu ihre weinerlich-heisere Stimme und ihre erbärmliche sächsisch gefärbte Redseligkeit!

Im ersten Augenblick suchte er nach einem Vorwand, um sie von sich abschütteln zu können. Dann aber überlegte er: gerade weil sie so scheußlich ist, ist sie für Dich die Richtige! Eine Hübschere und Jüngere würde Deine Nachgiebigkeit mißbrauchen. Vor dieser macht Deine Menschenfreundlichkeit Halt. Und schließlich — sie ist ja so ein armes Tierchen offenbar, und sie nimmt es als sicher an, daß sie die Stelle bekommt —

„Gut! Ich will es also mit Ihnen versuchen, Frau — Frau — wie heißen Sie doch?"

„Birstenbinder heeß ich, Herr Dokder, Steinmätzstraße 47a Hof drei Trebben links, un der Herr Dokder kennen nachfragen, ich habe schon efters Aufwartestellen gehabt und die Herrn sind immer mit mir eißerst zufrieden gewesen, ja — zuletzt war ich bei Herrn Baumeister Gritzmacher in der Gernerstraße, und wenn der Herr Dokder da nachfragen mechden —"

„Schon gut, Frau Bürstenbinder, die Portiersfrau hat Sie ja empfohlen —“

„Ja, Herr Dokder, die kennt mich auch, die kann Ihnen auch sagen, daß ich ehrlich und beinlich sauber bin, un der Herr Dokder kennen ieberzeigt sein —“

„Ich hoffe, wir werden uns vertragen. Kommen Sie also bitte morgen früh um acht.“

„Sehr wohl Herr Dokder, wie Sie befehlen — also morgen frieh um achde, da bin ich binkdlich hier, un ich werde dem Herrn Dokder alles zur greeßten Zufriedenheit machen“ —

Er gab ihr noch ein paar Anweisungen, und sie empfahl sich dann unter wiederholten Beteuerungen.

Ein schreckliches Weib! dachte er. Nun, Du wirst sie Dir vom Leibe halten. Das kann Dir ja grade bei ihr nicht schwer werden. Und großer Erörterungen bedarf es ja zwischen Euch nicht. Morgens macht sie erst das Wohnzimmer; inzwischen stehst Du auf, und wenn Du in der Schlafstube fertig bist, hat sie da zu thun. So kommt Ihr kaum mit einander in Berührung.

Und so geschah es. In den ersten Tagen hatte er ihr noch diesen oder jenen Wunsch mitzuteilen, wobei er alle ihre Ergüsse mit Milde abwehrte. Später sah und sprach er sie nur flüchtig, und manchmal bekam er sie überhaupt nicht zu sehen. Das war ihm das Liebste.

Und welch ein unbeschreiblich wohliges Gefühl durchströmte ihn, wenn sie nach gethaner Arbeit die Korridorthür von außen zumachte, wenn er allein war und ungestört, ein unumschränkter Herrscher in seinem Reich!

Wie konnte er jetzt arbeiten, in der Freiheit, der Einsamkeit! So fühlte er sich stark und geborgen. Und selbst Hans mit der verblüffenden Bestimmtheit seiner unheimlichen Schwarzseherei konnte ihm die Ruhe nicht mehr rauben.

Für heute hatte er den eingeladen, er sollte sich doch mal die Wohnung ansehen.

Jetzt kam er. „So ist also Dein Bau! Die Wohnung ist nett — bis auf das gräßliche Biest von Hängeboden —"

„Ja, der ist mir auch höchst unangenehm."

„Aber die Einrichtung — Mensch, die ist ja widerwärtig! Lauter zierliches, weichliches, weibisches Zeug! Scheußlich! Was ist denn das?"

Er deutete in eine Ecke des Zimmers. Da war eine Art Nische hergerichtet, die dunkelgrüne Vorhänge deckten.

„Meine Hauskapelle," sagte Heinrich.

Hans schlug ohne Weiteres die Vorhänge zurück — die Venus von Milo, übergossen von mattrötlichem, fleischfarbigem Licht. Das Bildwerk, eine ausgezeichnete verkleinerte Gypsnachbildung. Die Lichtquelle offenbar eine Ampel, die durch Draperie sehr geschickt verborgen war.

„Pfui Deibel! 'ne geschminkte Venus!" Damit riß er die Gardinen wieder zusammen.

„Ja — ich weiß, das ist nichts für Dich", sagte Heinrich halb ärgerlich, halb gedrückt, „komm wir wollen auf den Balkon gehen."

Sie gingen.

„Der Balkon ist famos, aber zu dem gehört 'ne Bowle."

„Das hab' ich mir auch so gedacht. Ich hab' schon das Nötige vorbereitet."

„Mensch! Wirklich? Sollte doch noch Hülfe an Dir sein?" —

Bei der Bowle kamen sie in Stimmung, besonders Heinrich, der so fidel wurde wie lange nicht.

„Ach Hans, ich kann Dir ja gar nicht sagen, wie leicht ich mich jetzt fühle, wie wohl und wie sicher! Jetzt kann mir überhaupt nichts mehr passieren!"

„Locke nicht zu früh froh!" brummte Hans dazwischen.

„Was soll mir jetzt noch passieren können! Sieh' mal, Du magst darin Recht haben, die Kalkulatorenwittib, wie Du sie nennst, die war vielleicht 'ne Gefahr für mich. Aber sie war sicherlich meine letzte Station. Und da ich die nun hinter mir habe —"

„Hüt Dich vor Deiner Aufwärterin!"

„Wie?" Heinrich lachte laut auf. „Glaubst Du, die könnt — die könnt mich zur Ehe verführen?"

„Das wäre Geschmackssache. Jedenfalls aber wird sie bald 'raushaben, daß Du mehrschdendheels aus Weichteilen bestehst, und dann wird sie bei Dir sicherlich ihre Fänge einschlagen."

Ueber Heinrichs weiches, leuchtendes Gesicht zog ein Schatten. „Was heißt das?"

„Sie wird Dich ausnutzen. Und dann muß ich doch sagen — tausendmal lieber würd' ich mich denn doch von der Kalkulatorenwittib unterkriegen lassen."

„Ich auch", entgegnete Heinrich und schmunzelte. Er hatte sein Vertrauen schon wieder.

„Nee, was Sie sich denken, is nich! Du hast ja keine Ahnung, wie abschreckend die Person ist. Der möcht man am liebsten alles verquer thun. Ja, die Kalkulatorenwittib, die war in der That 'ne Gefahr" — und seine Sinne gedachten ihrer mit Behagen -- „sie soll leben!"

„Soll sie!" Sie stießen an.

„Und heiraten!"

„Dich!"

„Bitte, sei so gut! — — lieber nicht! Aber ich bin überzeugt, sie würde Manchen glücklich machen." —

Sie sprachen dann über Anderes, über Zeitfragen, über ihre Arbeiten.

Es war spät, als Hans ging. Wie Heinrich ihn über den Korridor geleitete, stieß er mit seinem Stock unter die Bretter des Hängebodens. Dumpf und hohl klang es zurück.

„Ein blödsinniges Möbel! Sieht aus wie — wie 'ne Schicksalskiste. Inhalt: das dunkle Verhängnis. Na, gut' Nacht!"

Nach einem haßerfüllten Blick auf die schnöde „Schicksalskiste" trat Heinrich wieder in sein Zimmer. —

Als er am andern Morgen auf den Korridor kam, sah er, wie Frau Bürstenbinder zu dem Hängeboden hinauf blinzelte. Wie ein Liebäugeln erschien es ihm.

„Das is emol 'n scheener Hängeboden, Heer Dokder, so scheen gereimig —" sie glaubte wohl gar, daß sie ihm was Angenehmes damit sagte — „ich werd' mich heite emol besonders mit ihm beschäftigen, er wird wohl der grindlichen Reinmachung bedürfe, ja."

„Meinetwegen.“ Er zog sich schleunigst in die Wohnstube zurück.

Es dauerte recht lange, ehe sie mit dieser Reinmachung fertig wurde. Viel später als gewöhnlich schloß sich hinter ihr die Thür. Und das war ihm unbehaglich. Aber es war ja nur heute. —

Acht Tage später. Er war eben mit Kaffee und Zeitung fertig und erwartete jeden Augenblick ihren Abgang, da klopfte es an seine Wohnstubenthür und auf das Herein! drückte sich Frau Bürstenbinder in's Zimmer.

„Gietigst zu entschuldigen, Herr Dokder, ich mechde Sie um etwas bitten, ich habe eine Bitte an Ihnen. Sehen Sie, Herr Dokder, ich bin doch in recht ärmliche Verhältnisse, ja. Ich hab' mich ja immer noch so durchgeschlagen, mit Wäschewaschen und Zimmervermieten, aber ich habe zu und zu viel Unglick gehabt, Herr Dokder, mit meine Zimmerherrn, von die Damen ganz zu geschweigen, ja. Und nun will ich eben meine Wohnung aufgeben, es geht nicht lenger so. Und meine Schwester, die hier oben wohnt in'n finfden Stock, die will mich bei sich aufnehmen. Sie hat's ja auch sehr beschrenkt, namentlich, da sie jetzt eine Dochder auf dem Halse hat, die außer Stellung is — ja. Aber es wird schon gehen. Nur daß ich meine Sachen bei ihr nicht werde unterbringen kennen. Sehen Sie, Herr Dokder, und ich habe noch so gude Sachen, die ich doch nicht so losschlagen mechde — so'n gudes Bedd mit Madratze vor allen Dingen und 'ne sehr scheene Kommode, und da mechde ich Sie nun recht sehr bitten, Herr Dokder, Sie haben doch den scheenen

gereimigen Hängeboden, der ganz unbenutzt ist, wollen Sie nicht die Giete haben, Herr Dokder, und mir erlauben, daß ich da meine baar Sachen aufstelle?"

Sprachlos ob solcher Ueberraschung hatte er ihr zugehört. Nach ihrer Einleitung hatte er freilich gefürchtet, sie würde mit einer noch größeren Zumutung herausrücken. Aber war dies nicht schon schlimm genug?

Ihre Sachen wollte diese gräßliche Person in seiner Wohnung unterbringen? In seiner Wohnung die fremden Sachen! Nein, nein! Das wär geradezu eine Entweihung! Und eine Abhängigkeit läge darin — nimmermehr!

Er lief ein paar mal im Zimmer auf und ab, dann machte er vor ihr Halt, aber er brachte das Nein! nicht über die Lippen, wie sie so vor ihm in demutvollster Hoffnungsseligkeit erstarb.

„Hm — Frau Bürstenbinder — ich — ich will's mir überlegen —"

„Ja — Herr Dokder — haben Sie die Giete, überlegen Sie sich's emol. Vorleifig meinen verbindlichsten Dank, Herr Dokder." Damit schlich sie zur Thür hinaus.

Gräßlich war ihm die Geschichte! Daß ihm das schreckliche Weib auch damit kommen mußte! So ein Verlangen! Ihre Sachen in seiner Wohnung!

Allerdings hatte sie ja nur den Hängeboden in's Auge gefaßt, der leer stand, der gänzlich unbenutzt war. So unerhört war ihr Wunsch eigentlich nicht.

Der infame Hängeboden! Wäre der nicht, hätte sie auch mit ihrer Bitte nicht kommen können. Und seine ganze Wut warf sich auf die Schicksalskiste.

Dann aber, als seine Erregung sich gelegt hatte, sagte er sich Folgendes: So erfüllt denn doch der Hängeboden einen Zweck; gerade das Zwecklose ist ja das Unheimliche an ihm! Und wenn die Sachen der Frau da sind, hast du doch für sie eine ganz besondere Garantie. . . .

Peinlich blieb ihm die Geschichte dennoch. Sehr peinlich. Am andern Morgen indessen sagte er der Frau, daß er ihrem Wunsche willfahren wolle, wonach er sich ihren Dankesworten schleunigst entzog. —

Wär er doch hart geblieben! Schon bereute er seine Nachgiebigkeit. Jetzt, wo sie ihre Sachen auf seinem Hängeboden glücklich untergebracht hatte, kramte sie da tagtäglich herum, und es wurde immer später, ehe sie fortging, ehe er seine Einsamkeit hatte.

Das machte ihn nervös, das störte seine innere Sammlung und verdarb seine Stimmung. Seine Arbeitskraft und Schaffensfreude, die sich vormittags am lebhaftesten regten, konnten sich nicht frei entfalten.

Er mußte mit ihr sprechen, mußte sie entschieden ersuchen, sich etwas mehr zu beeilen und nicht so viel da oben herumzukramen. Sie schien sich da in der That auf ein, zwei Stunden häuslich einzuri[illegible]. Eine fremde Niederlassung in seiner Wohnung! Das wäre denn doch noch besser!

Die Thatsache, daß er sie jetzt so gut wie gar nicht mehr zu Gesicht bekam, konnte ihn für diese Empfindung denn doch nicht ganz entschädigen.

Einen Tag ließ er verstreichen und dann noch einen. Es war ja möglich, daß es sich von selber gab. Dann

aber, als keine Veränderung eintrat, nahm er alle Kraft zusammen und ergriff das Wort.

Er stellte sie auf dem Corridor. „Nun, Frau Bürstenbinder — jetzt — jetzt haben sie doch wohl Alles da oben in Ordnung —"

„Ei ja, Herr Dokder, wollen Se mal sehen?" — Er schüttelte heftig den Kopf. — „Es is sogar sehr hibsch da oben, sehr gemiehdlich, ja — und ich dank' Ihnen auch recht scheene, Herr Dokder, daß Sie so liebenswürdig waren und die große Giete hatten —"

„Ja — Frau Bürstenbinder, es freut mich ja aufrichtig, daß ich Ihnen den Gefallen habe thun können — aber — Sie wissen — ich bin sehr nervös — und morgens ist meine beste Arbeitszeit — und da muß ich vollständige Ruhe um mich haben — und das Leiteransetzen und Absetzen — und Alles das, das stört mich so leicht —"

„O, Herr Dokder, ich werd' mich in Zukunft eißerst damit vorsehen, und ich geh' ja auch schon auf Filzschuhen, wie der Herr Dokder gesehen haben werden, ja — ich werde mich bemiehen, ganz gereischlos zu sein. Sehen Sie, Herr Dokder" — und damit sah sie zu ihm auf mit ihrem wehmutsvollen Gesicht, das ihm noch verschwollener und verquollener als sonst erschien — „ich habe ja sonst gar nichts nich auf der weiten Welt, seit mein Mann und meine Kinder unter der Erde liegen — mit meiner Schwester hier oben, bei der ich jetzt wohne, mit der verdrag' ich mich ja ganz gut, aber wir sind uns doch fremd geworden und dann die Dochder — wenn die Dochder nicht wäre, die jetzt bei ihr ist, — na, da

dermitt will ich Sie nicht behelligen, Herr Dokder — aber — was ich sagen wollte, die Sachen, die sind nun meine einzige Freide, da kleben so viele scheene Erinnerungen dran, und da mechd ich sie gerne gut behandeln und in Stand halten und ich werde gewiß ganz gereischlos sein — und wenn den Herrn Dokder das doch steeren sollte, des morgens, dann kennte ich ja vielleicht nachmittags —"

Was fiel dem Frauenzimmer nur ein! Das war ja ein Höllenweib! Nachmittags wollte sie auch noch bei ihm 'rumkriechen!

„Ach, nein, Frau Bürstenbinder, dann ist es mir doch lieber —"

„Nun ja, Herr Dokder, es bleibt dabei — und ich verhalte mich beinlich ruhig — Sie sollen so gut wie nichts von mir heeren." —

Wieder hob sie zu ihm ihr wehleidiges Gesicht auf — er trat in sein Zimmer zurück.

Was Herrliches hatte er ausgerichtet! Welch' eine Errungenschaft! Was für ein Erfolg! Erregt, voll Aerger über sich und sie lief er im Zimmer auf und ab.

Leid thun konnte sie Einem ja eigentlich — aber —

Und dann citirte er sich, um sich zu beruhigen: „Der Mensch ist nicht geboren, frei zu sein!" Und wie geringfügig ist doch die Einschränkung, die Dir widerfährt! Denk doch 'mal an Andere; die meisten haben's ja viel schlimmer.

Und ist denn der einzelne Mensch nur seinetwegen da?

Aber all diese Philosophie verfocht auf die Dauer nicht, und um seiner Erregung zu entlaufen, ging er aus, nachdem sie sich entfernt hatte.

Ein miserables Novemberwetter. Erhitzt wie er war, achtete er nicht darauf. Er empfand es sogar als Wohlthat.

In der Nacht packte ihn Schüttelfrost, und am Morgen hatte er die beste Influenza. Ihm war so elendiglich zu Mute, daß er an ein Aufstehen gar nicht denken mochte.

(Unterhaltung durch's Schlüsselloch.)

„Soll ich doch nicht lieber zum Dokder gehn, Herr Dokder?"

„Ach nein, danke! Das ist wohl nicht nötig!"

„Ja, aber Herr Dokdor, wenn es doch Infulenza ist — dadermit ist nicht zu spaßen. Mein Seeliger ist auch daran gestorben —"

Entsetzlicher Unkenruf! Aber Recht hatte sie, leicht durfte man die Sache nicht nehmen. Und ihm war so hundsjämmerlich, und sein Leben — sein Leben war ihm so lieb wie einem —

„Nicht wahr, Herr Dokder, ich darf den Herrn Sanidädsrat bestellen von hier nebenan?"

„Ja — meinetwegen — wenn Sie wollen —"

„Ja, Herr Dokder, es ist wirklich am besten so —"

Der Sanitätsrat stellte kräftige Influenza fest und verordnete dem Leidenden, mehrere Tage ruhig im Bett zu bleiben.

„Und ich bleibe selbstverständlich zu ihrer Pflege hier, Herr Dokder —“ sagte sie, als der Arzt gegangen war.

„Ach nein, das ist wohl nicht nöthig.“

„Selbstverständlich, Herr Dokder. Der Herr Sanidätsrat hat's auch noch gesagt und hat mir Anweisungen gegeben, was Sie essen und trinken sollen —“

Matt wie er war, fügte er sich. Sie holte sich von oben das Nötige und ließ sich häuslich bei ihm nieder. Sie besorgte verschiedene Einkäufe für ihn und wirtschaftete in der Küche herum. Brachte ihm was zu essen, wovon er aber nur wenig nahm, obwohl es schmackhaft zubereitet war, und viel zu trinken, wobei sie mehr Gegenliebe fand. Im Uebrigen bat er sich nur Ruhe aus, und sie befleißigte sich größter Lautlosigkeit.

Spät Abends schlich sie noch einmal an sein Bett und flüsterte ihm zu:

„Herr Dokder, ich bleib die Nacht hier nebenbei in Ihrem Wohnzimmer ich werd mich in Ihren Lehnstuhl setzen, wenn Sie erlauben, ich brauch nicht viel Schlaf.“

„Nein, nein Frau Bürstenbinder, Gehen Sie ruhig nach oben und zu Bett —“

„Nein, Herr Dokder, 'nauf geh ich um keinen Preis — ich werd Sie doch nicht allein lassen, nein. Aber wenn Sie das beruhigt, Herr Dokder, kann ich mich ja in mein Bett auf den Hängeboden legen —“

Das beruhigte ihn gar nicht. Aber er sagte nichts, so elend und mürbe wie er war.

„Ich werde die Dhiere vom Hängeboden auflassen, Herr Dokder, und wenn Sie irgend etwas winschen, klopfen Sie bitte nur mit 'em Stocke an die Wand —

hier stell ich den Stock hin — und nun gut' Nacht, Herr Dokder — recht, recht gute Besserung. —"

Am andern Tage brach sich das Fieber. Er hatte jetzt wieder mehr Sinn für das, was um ihn vorging. Ihre Anwesenheit quälte ihn, er machte Versuche, sie zum Gehen zu bewegen, aber sie berief sich auf ihre Pflicht und blieb.

Den nächsten Tag stand er auf. Er bedankte sich bei ihr für ihre Mühwaltung und gab ihr ein Geldgeschenk.

„Und jetzt, Frau Bürstenbinder, brauchen Sie ja nicht mehr auf dem Hängeboden zu hocken —"

„O, Herr Dokder, da schläft es sich sehr scheene, oben bei meiner Schwester lieg ich nicht so gut. Aber das ist ja alles das Wenigste —" sie sah sehr bekümmert aus — „wenn nur die Dochder nicht da wäre! Aber die hat rein den Satan im Leibe. Mit mir kann man sich doch sonst verdragen — aber mit ihr — keine Menschenmeglichkeid sag ich Ihnen, Herr Dokder —"

„Hier — ja — nun sie wird ja hoffentlich bald wieder Stellung finden. Nochmals meinen besten Dank für Alles, Frau Bürstenbinder."

Damit brach er die Unterhaltung ab und zog sich von ihr zurück. —

Die Besserung hielt an. Bald war er wieder ganz auf dem Posten, und nun an die Arbeit mit aller Kraft und Freudigkeit.

Er hatte vorzüglich geschlafen. Schnell war er im Anzug, bald saß er beim Frühstück.

Er horchte nach draußen: von ihr war kaum was zu vernehmen. Gut so! Vortrefflich! Er wollte sie sich schon erziehen.

Frisch und froh setzte er sich an den Schreibtisch, eben hatte er sein Manuskript herausgeholt und angefangen, die letzte Seite zu lesen, da klopfte es leise.

Äh! das war sie! Was wollte das Weib nur wieder?

Er rief sie herein.

Unsagbar jämmerlich war der Ausdruck ihres schwammigen Gesichts. Den einen Arm hielt sie mit der andern Hand. Und nun wimmerte sie los: „Herr Dokder, ich wollte mich nur entschuldigen, wenn ich heute mit der Arbeit nicht so schnell fertig werde —“

„Was — was haben Sie denn?“

„Sehen sie, Herr Dokder, die Bauline, was meine Nichte ist — ich hab Ihnen doch schon efder gesagt, daß die nicht Frieden halten kann — und heite morgen nun, als ich dem Frauenzimmer die Wahrheit sage, da kommt sie Ihnen in eine Wut, Herr Dokder, und denken Sie sich an — das Weibsbild hat grade den Feierhaken in der Hand — schlägt die rohe Berson damit auf mich ein und drifft mich über den Arm — zweimal — ich bin fast ohnmächtig zusammengebrochen und kann den Arm jetzt kaum rühren —“

„Scheußlich! Scheußlich!“

Widerte ihn die ganze ordinäre Geschichte schon an, so steigerte sich sein Unbehagen in Hinblick auf das, was jetzt mit ihr werden sollte. Er ahnte bereits was kommen

würde. Sie fuhr sich mit dem einen Schürzenzipfel über die Augen. „Bei meiner Schwester — die ist ja so schwach — die Dochder ist ja Herr im Haus — bei der ist jetzt auch meines Bleibens nicht mehr — ich habe nun keinen Menschen auf der weiten Gotteswelt —"

Er konnte sie nicht ansehen. „Sollten Sie sich nicht wieder vertragen können?"

„Nein — mit der Bauline kann sich kein Mensch vertragen — und die will mich ja 'naus haben — und da ist es schon besser ich gehe jetzt — ich bin mir da ja auch meines Lebens nicht sicher."

Jetzt weinte sie wirklich. Ein Plärren war es. Er zuckte zusammen. Er konnte das nicht länger mit anhören.

„Wissen Sie denn, wo Sie die nächste Zeit bleiben?"

„Nein Herr Dokder. Wo soll ich wohl so bletzlich hin —"

„Nun, dann schlafen Sie in Gottes Namen auf meinem Hängeboden, bis sie anderswo ein Unterkommen gefunden haben —"

„O, Herr Dokder, wie dank ich Ihnen für Ihre Güte —"

„Schon gut — gut! 's hat nichts zu sagen."

Er drehte ihr den Rücken und sie ging hinaus. Diese Pauline! Dieser Teufelsbraten! Er hätte das Weibsbild erwürgen können, wie er sich beteuerte.

Mit seiner Arbeitsstimmung war es für heute vorbei. Er ging schon am Vormittag aus. Nach Tisch machte er einen längeren Spaziergang. Am Abend traf er mit Hans Rau und mehreren Bekannten in der Kneipe zusammen.

Sie sprachen über allerhand, schließlich auch über die soziale Frage. Und hier legte sich Heinrich mit einer Erregung ins Zeug, die Allen überraschend kam.

„Reden — reden! Was soll das! Was soll der abstrackte Dunst! Damit ist doch nichts geschafft! Thut ein soziales Liebeswerk an einem einzigen bedürftigen Menschen! Damit thut ihr für die soziale Erlösung der Welt tausendmal mehr als durch Eure — durch all Eure geistreichen Theorien!"

Prüfend sah ihn Hans an, der neben ihm saß. Als er fertig war sagte der, die Mundwinkel emporziehend und die Hände reibend:

„Sie hat Dich also richtig untergekriegt!"

„Wer?"

„Dein Hausdrache. Glaubst Du jetzt so allmählich an mein Prophetentum? Und nun sollst Du mal sehen, wie die Sache weiter kommt!"

Die Bürstenbinder ging tagsüber, sobald sie mit seinen Zimmern fertig war, auf Arbeit als Waschfrau oder Ausbesserin. Abends kam sie dann wieder angeschlichen. Er hoffte, sie würde mal ausbleiben, sie würde endlich anderswo ein Unterkommen gefunden haben. Aber nein! Sie kam immer wieder.

Und jeden Abend kroch dann der Drache in sein Verließ.

Nachts fuhr er öfters aus dem Schlaf, von grausigen Träumen gepackt. Er war ein Gefangener, von einem Ungeheuer bewacht, das ihn immer mehr einengte und zuletzt ihm ans Leben wollte.

Jeden Morgen aber zur bestimmten Stunde wachte er auf: wenn die Hängebodenthür knarrte und sie aus ihrem Bau herunterkletterte. Und dann war es mit seiner Ruhe vorbei.

Wie er aber im Schlaf von gruseligen Träumen heimgesucht wurde, so im Wachsein von unheimlichen Ahnungen. —

Es dauerte nicht lange, da trat sie vor ihn hin, wie immer mit der Haltung und dem Ausdruck, als sollte sie ihr Todesurteil entgegennehmen, und bat ihn: ob er nicht die Güte haben möchte, ihr zu erlauben, daß sie sich ein paar Stunden in der Küche hinsetzen dürfte, sie hätte Flickarbeit für's Haus übernommen und da sie zu ihrer Schwester nicht hinaufkönnte —

Er schluckte, als hätte er einen zähen Kloß hinunter zu würgen, und dann sagte er ja.

So mußte es kommen! Natürlich! Und die Sache würde immer weiter ihren Gang gehen — so versicherte er sich mit einer Art diabolischem Schmunzeln über seine eigene Not und Bedrängnis. Was nun wohl das Nächste war?

Langsam entwickelte sich sein Verhängnis in den nächsten Tagen weiter. Es mehrten sich die Stunden, während deren sie in der Küche saß. Und schließlich saß sie immer da. Den Kaffee machte sie sich da morgens selber; Mittag- und Abendbrot aß sie, trotz der bösen Pauline, bei ihrer Schwester, mit der sie sich in den Ausbesserungsarbeiten teilte und überhaupt ganz ungestörten Verkehr unterhielt.

Sie hatte, seit sie die Stelle bei ihm angetreten, einen eigenen Corridorschlüssel. Lautlos ging sie auf ihren Filzschuhen aus und ein. Er hörte sie kaum, aber das Bewußtsein, daß sie bei ihm in der Wohnung saß, rüttelte an seinem seelischen Gleichgewicht.

Ein Gutes war nun aber doch dabei, und sich zu beruhigen, sagte er sich das öfters her: die knopflose, die schreckliche Zeit war für ihn vorüber. Mit größter Sorgfalt nahm sie sich seiner Wäsche, seiner Kleidung an. Das war eine große Wohlthat. Und sie war ja überhaupt eine so brave Person, daran ließ sich nicht rühren. Aber dennoch — dennoch — — es war nicht zu ertragen!

Und jetzt kamen bitterkalte Wintertage. Die Wohnung heizte sich nicht gut, und er war gegen Kälte sehr empfindlich, nur daß er nicht im geheizten Zimmer schlafen konnte.

In der Küche war und blieb es geradezu eisig. Dort konnte er sie doch unmöglich sitzen lassen. Nein — nein! Das konnte er nicht übers Herz bringen.

Er trat zu ihr hinaus und sagte ihr, daß er fortginge, sie sollte sich doch in die warme Stube setzen. Sie dankte ihm und that es ohne Säumen.

Am andern Tage war es womöglich noch kälter. Er wäre am liebsten wieder ausgegangen, aber er hatte eine notwendige Arbeit vor, einen Vortrag, zu dem er sich verpflichtet hatte.

Und sie konnte doch nicht draußen bleiben! So teilte er denn mit ihr das Zimmer.

Vor seine Hauskapelle, vor seinem Schönheitstempel pflanzte sie sich auf. War das nicht ein Sacrileg! Durfte

er das dulden? Aber es war in der That außer dem seinen der einzige Platz, wo sie genug Licht hatte.

Grade ihm gegenüber saß sie. Wenn er von seinem Schreibtisch aufblickte, sah er in ihr gedunsenes Gesicht. Und er schrieb über „die Abwandelung des Schönheitsideals in der neuesten Zeit"! Und jetzt bemerkte er, womit sie beschäftigt war. Sie besserte getragene Sachen aus. Den ganzen Krimskrams hatte sie mit hereingeschleppt. Fremder Leute Hosen und Wäschestücke in seinem Zimmer!

Das war ihm so widerwärtig, daß er jäh aufsprang. Und er lief in der Stube auf und nieder. Das ging nicht, das wollte er nicht. Ueberhaupt diese Halbheit! Er hatte sie sich aufgeladen und für andere Leute arbeitete sie. In seinem Hause. Das war doch wirklich des Guten zu viel. Wenn er sie mal auf dem Halse hatte, dann wollte er sie auch ganz haben, zu seinem Nutzen. Sie konnte gut kochen, das hatte er während seiner Krankheit gesehen. Das Wirtshausessen stand ihm schon lange bis oben hin. Wie, wenn er sie als Wirtschafterin annähme? Das würde auch in ökonomischer Hinsicht höchst ratsam sein — und dann hast Du auch eine andere Stellung zu ihr, sagte er sich, dann kannst Du leichter einmal grob zu ihr werden, sie mehr in Schranken halten als jetzt, wo sie — wo sie halbwegs Dein Gast ist — —

Hm! Er überlegte noch eine Weile, und dann machte er ihr den Vorschlag, sie solle ganz in seine Dienste treten.

Mit hellster Freude griff sie zu.

Und als sie zu ihrer Schwester hinaufstieg, malte sich auf ihren Zügen ein Triumph, wie ihn nur der Ehrgeiz kennt, der sein langersehntes Ziel erreicht hat.

Jetzt hatte er sie ganz, wie er gewollt. Aber als er diese Errungenschaft bei Licht besah, packte ihn der bitterböseste moralische Jammer.

Sie fühlte sich nun einfach bei ihm zu Hause, wenn sie auch so leise wie je umherschlich und von ihrer Wehleidigkeit nichts ablegte.

Keine Ruhe ließ sie ihm, mit jeder Kleinigkeit mußte sie ihn behelligen. Wenn sie 'ne bessre Butterquelle entdeckt hatte oder die Kartoffeln drei Pfennige teurer geworden waren, sie fühlte sich gedrängt ihm getreulich und submissest allsogleich davon Mitteilung zu machen. Himmel! Er glaubte ihr ja auch so, daß sie für seine Wirtschaft Interesse hatte.

Und seine Arbeit — seine Arbeit kam dabei nicht vom Fleck, und die Zeit drängte. Das machte ihn ganz rappelig.

Grob werden! Wie gern hätte er das gethan. Aber wenn sie so von der Seite, wie ein kranker Kanarienvogel, ihr trübsinniges Gesicht zu ihm aufhob, dann blieben ihm immer die Worte in der Kehle stecken.

Sich einschließen! Er hatte es einmal versucht. Aber dann krächzte sie durch's Schlüsselloch. Sie begriff es eben nicht, daß für ihn was Wichtigeres existierte als der Wirtschaftströdel. Und ein paar Mal hatte sie angeklopft, ohne etwas zu sagen. Wahrscheinlich hatte sie sich drinnen wärmen wollen. Was man ihr nicht verdenken konnte bei der barbarischen Kälte. Summa Summarum: das

Eingeschlossensein machte ihn so unruhig und nervös, daß er den Schlüssel wieder herumdrehte.

Seine Arbeit! In zwei Tagen mußte er den Vortrag fertig haben, und er war noch immer bei der Einleitung.

Es war nach Tisch. Sie hatte eben das Geschirr gespült. Er hörte, wie sie jetzt die Leiter an den Hängeboden ansetzte; sie wollte hinauf sich zu waschen und umzuziehen. Das dauerte nicht lange bei ihr. Bald war sie wieder unten. Und der Himmel weiß, was sie dann wieder auf dem Herzen hat. Vielleicht war der Grünkohl billiger geworden. Oder die Feueranzünder waren alle. Daß sie sich bei ihm zu schaffen machen würde, war gewiß. Es war ja heute nicht mehr so kalt, aber drinnen im Zimmer gefiel es ihr offenbar erheblich besser als in der Küche. Und sie war offenbar sehr gesellig von Natur. Aber er mußte allein sein und ungestört. Seine Arbeit, seine Arbeit! Nur ein paar Stunden, daß er wenigstens etwas vor sich bringen konnte — —

Da! Ein teuflischer Gedanke durchzuckte sein Hirn. Leise öffnete er die Thür. Da stand die Leiter, die Brücke zwischen ihm und ihr. Ein schneller Griff — sie war abgesetzt, die Alte war eingesperrt!

Er schlüpfte ins Zimmer zurück. Frei atmete er auf. Und dann kam eine wilde Ausgelassenheit über ihn, und er hüpfte herum wie ein sieges-tanz-freudiger Indianer.

Danach setzte er sich an den Schreibtisch und begann seine Gedanken zu sammeln. Von oben her klopfte es

schüchtern. Und dann hörte er es wimmern: „Herr Dokdor, Herr Dokdor.“ Aber das Wimmern erstarb bald. Sie kann ja ins Bett kriechen, wenn's ihr da oben zu kalt wird! dachte er. Und mit rücksichtslosem Eifer vertiefte er sich in seine Arbeit.

Zwei und eine halbe Stunde gearbeitet! Das hatte geschafft. Die Hälfte war gethan.

Befriedigt stand er auf. Er wollte ausgehen. Schnell legte er den Mantel um. Auf dem Korridor setzte er die Leiter wieder an den Hängeboden und schlug dann die Thür hinter sich zu.

Die Eingesperrte öffnete ihr Verließ, steckte den Kopf heraus wie eine Schildkröte, die unter ihrem Gehäuse hervorlugt, und stieg dann grinsend und den Kopf schüttelnd in die Freiheit hinunter.

Doktor Leisegang aber fühlte sich, als die Gedanken über seine Arbeit von ihm zu weichen begannen, nach dem Puls.

„Ist doch eigentlich schon eine Art Verrücktheit, dieser Streich,“ sagte er zu sich. „Aber das Weib kann Einen ja auch wahnsinnig machen!“ Er mußte sie sich erziehen, mit ganzer Energie, sonst ging das nicht. Nur den Vortrag erst fertig haben!

Und seine Gedanken flohen zu seiner Arbeit zurück vor dem düstern Unbehagen, das über seiner Seele lagerte.

Als er am Abend nach Hause kam, sah sie ihn so seltsam an — ein Blick quoll aus ihren geröteten verschwollenen Augen, der etwas unleugbar Schalkhaft-Verständnisvolles hatte.

Nun wirds Tag! Die alte Hexe glaubt wohl gar, Du habest anmutig mit ihr scherzen wollen! Er schüttelte sich und entwich vor ihrem Antlitz. —

Am andern Tage spürte er zu seinem Entsetzen, daß ihre Vertraulichkeit in der That zugenommen hatte. Sie hatte ihm heute noch viel mehr mitzuteilen, hielt mit ihm feierlichen Kriegsrat über die Ausbesserung seiner Unterhosen, über die Neuanschaffung von Küchen- und Toilettentüchern, über die gewichtige Frage: ob Putzpulver, ob Putzpommade? und trieb ihn regelrecht zur Verzweiflung. Seine Arbeit! Was sollte aus seiner Arbeit werden? Na warte nur, heute Nachmittag! dachte er. Da gab's nichts anderes, er mußte sie ja wieder einsperren!

Erregt, mit klopfendem Herzen ging er nach dem Mittagessen im Zimmer auf und ab. War sie denn in der Küche noch nicht fertig! Jetzt! Er hörte, wie sie die Leiter ansetzte und hinaufkletterte. Und nun wars Zeit. Er öffnete die Thür — ha! Was war das! Die Leiter verschwunden! Wo war die Leiter?

War es möglich? Solche Gemeinheit! Solche Niedertracht! Das Teufelsweib hatte sie nachgezogen in ihren Höllenschlund! So was von Bosheit und Tücke! Seine Seele lechzte nach einer Dynamitpatrone.

Kraftlos sank er aufs Sopha. Morgen sollte er seinen Vortrag halten. Was nun? Was nun?

Er zermarterte sein Gehirn, und dann saß er eine Weile teilnamslos da, und jetzt hörte er, wie sie die Leiter herunterschob und herabkam und wieder auf Erden wandelte, wie sie über den Korridor schritt und die Wohnung verließ. Offenbar hatte sie eine kleine Besorgung für die

Wirtschaft zu machen. Bald war sie wieder da. Jeden Augenblick konnte sie wieder kommen.

Ratlos irrte er in der Wohnung umher. Da fiel sein Auge auf die Leiter, die Hängebrücke, die sie aufgezogen hatte, um sicher zu sein in ihrem Bau.

Ha! Natürlich — sein Auge leuchtete. Das war es! Das war die einzige Rettung!

Er holte sein Manuscript, das Tintenfaß und was er an Büchern brauchte. Und dann noch seine Reisedecke, denn es war kalt da oben. Und nun hinauf! Die Küchenlampe war da. Er hatte alles, was er brauchte. Hupp—la! Die Leiter eingezogen! Er war in Sicherheit! Schnell war Licht gemacht, und dann setzte er sich an die Kommode und grub sich in seine Arbeit ein, und wühlte und wurzelte, daß er auf Stunden alles um sich her vergaß — — —

„Hahaha!" Ein unbändiges Gelächter schreckte ihn auf, nachdem die Thür plötzlich von außen aufgerissen war. Hans Rau war der Ueberrumpler. Er hatte mit seiner angeborenen Gewandtheit sich an den für die Leiter bestimmten Krampen emporgeschwungen, und hielt sich an ihnen jetzt in der Schwebe. „Hahaha!" Und dann sang der Störenfried mit schmetternder Stimme, daß die Bretter sich bogen, in den Hängeboden hinein: „Auf dem Dache sitzt ein Greis, der sich nicht zu helfen weiß!" Und darauf kam wieder eine dröhnende Lachsalve. —

Heinrich war mit dem Vortrag so gut wie zu Ende. Das war immerhin ein beruhigendes Gefühl. Aber er

konnte die tiefe Beschämung und Zerknirschung, die ihn befallen, noch nicht überwinden.

Dumm, unsäglich dumm, daß auch Hans jetzt gerade kommen mußte! Hatte sich doch die ganze Zeit nicht sehen lassen! Gerade jetzt!

Gesenkten Hauptes ließ er die Leiter hinunter und dann sich selber. Mit unsicherem Auge begrüßte er Hans, dem seine Verstörtheit unbezahlbar spaßig vorkam.

„Na ja!“ bemerkte Hans Rau, „ich sage nichts als na ja!“

Heinrich fand sich erst allmählich selbst wieder. Ehrlich bekannte er jetzt: „Ja, Du hast Recht. Es ist lächerlich, höchst lächerlich. Daß die Nerven Einen so zum Hampelmann machen können! Aber ich werd’ mich selbst trainieren“, fügte er hinzu, „es muß anders werden!“

„Alles, was ich vorausgesagt habe, erfüllt sich. Jetzt bist Du reif.“

„Reif — wozu — das klingt ja sonderbar,“ fragte Heinrich mit gelinder Angst, der sich vergeblich zu lächeln bemühte.

„Du bist jetzt reif. Du fällst jetzt vom Stengel. Dein Schicksal erreicht Dich.“

„Dunkel wie das Orakel von Delphi,“ versuchte Heinrich zu scherzen.

„Ja, Heinrich, die Weiber!“ — und Hans legte ihm wie tröstend die Hand auf die Schulter — „die haben noch jeden braven Mann ins Unglück gestürzt.“

„Die Weiber? Ich und die Weiber?“ entgegnete Heinrich kläglich ärgerlichen Tones. „Was hab ich denn mit den

Weibern zu thun gehabt? Was hab ich ihnen denn gethan!“

„Denen, die ihnen nichts gethan haben, geht's am schlimmsten. Die Weiber wollen ja, daß man ihnen was thut! Na ja, Heinrich Leisegang, na ja!“

Und dann forderte er den geknickten Heinrich auf, mit ihm spazieren zu gehen.

Die tiefste Niedergeschlagenheit und Zerknirschung war für Heinrich die Folge dieses Beisammenseins. Sie störte seine Nachtruhe. Grübelnd, mit heißem Kopf wälzte er sich im Bett umher.

Was war aus seinen Freiheitshoffnungen geworden! Nicht mehr Herr in seinem eigenen Hause! Vor ihr auf der Flucht! Konnte es was Unwürdigeres geben? Er mußte der Sache ein Ende machen. Mit ihr konnte er nicht weiter hausen. Wohl war er ihr zu Dank verpflichtet, sie hatte ihn während der Krankheit gepflegt, sie hatte es immer sehr gut mit ihm gemeint, — aber — es ging nun einmal mit ihr nicht weiter. Und dann? Dann eine Andere. Wer weiß, wie die ist. Ob die sich nicht noch mehr Rechte anzueignen weiß. Er konnte und konnte doch nun 'mal nicht hart sein.

Diese jammervolle Empfindung der Hilflosigkeit!

„Du brauchst einen regulären, hochgeschätzten, tugendhaften Vorgesetzten, vulgo Feldwebel,“ hatte ihm Hans gesagt. „Und du kriegst ihn auch!“ — —

Von all diesem Hin und Her erlöste ihn endlich der Schlaf.

Aber früher als gewöhnlich wachte er auf. Und als er auf den Korridor kam, sah er, wie sie vom Hänge=

boden herunterkletterte. Entsetzt starrte er auf ihre plumpen, klumpigen Füße und floh dann in sein Zimmer vor diesem gräßlichen Anblick.

Und jetzt wurde es lebendig in seiner Phantasie. Er dachte an die Ringelstrümpfe, an die weißen vollen Arme. Und er sagte sich, wie gut er's doch gehabt hatte und was er für ein Esel gewesen war.

Sich hier mit diesem Scheusal des Lebens so zu verbittern!

Warum nur hatte er die schöne Kalkulatorenwittib so ganz bei Seite liegen lassen? Er hätte doch mal wieder hingehen sollen, nachdem sich der erste Groll bei ihr gelegt hatte. Sie hätte ihn gewiß nicht abgewiesen.

Er bekam Herzklopfen, Und dann — ja, so war es das Beste — dann setzte er sich an seinen Schreibtisch und verfaßte einen Brief an sie, in dem er sie um die Erlaubnis bat, ihr seine Aufwartung machen zu dürfen.

Umgehend kam die Antwort zurück, daß er ihr jeder Zeit willkommen sei. — —

Sein erster Besuch. Seine Schüchternheit überwand sie mit ihrer hilfreichen Entschiedenheit. Sie hatte ihr volles Vertrauen wieder. Wie es ihm ergangen sei, ließ sie sich von ihm erzählen. Schlecht. Das hatte sie hören wollen. Sein ganzes Herz schüttete er ihr aus. Ihre Teilnahme that ihm so wohl. Und als sie in Hinblick auf die Störungswut der Bürstenbinder sagte: „Solche Person ahnt ja nicht, was geistige Arbeit für Rücksicht fordert,“ erschien sie ihm im strahlendsten Lichte.

Sein zweiter Besuch. Er sprach zu ihr über seine Arbeiten. Sie gab ihrem Gesicht den Ausdruck gespannter Aufmerksamkeit. Und mit richtigem Instinkt sagte sie „ja“ und „nein“ an richtiger Stelle. Ihr Verständnis entzückte ihn. Dann lud sie ihn ein, bei ihr Abendbrod zu essen. Wie propper und nett war alles bei ihr. Und sie selbst so adrett und so stramm und so hübsch. Wenn er an sein Zuhause dachte! Sie redete über seine „Haushälterin.“ „Haben Sie sich denn überzeugt,“ fragte sie, „daß Alles, was sie Ihnen erzählt hat von der bösen Nichte, u. s. w., u. s. w., daß das auf Wahrheit beruht? Ob da nicht wenigstens viel Uebertreibung mit untergelaufen ist?“ —

„Nein, das hab' ich allerdings nicht gethan“ —

„Das hätten Sie aber thun sollen. Mir sieht die Geschichte ganz nach einem heimtückischen Attentat auf Ihren Hängeboden und nach Stellenerschleichung aus.“ Daran hatte er in der That nie gedacht. Aber sie hatte gewiß Recht bei ihrem Scharfblick und ihrer Menschenkenntnis. Und der gräßlichen Person traute er jetzt alles zu. Zum Schluß teilte sie ihm mit, daß sie nach seinem Auszug nicht wieder vermietet habe. Es seien ja mehrere Herren dagewesen, aber die hätten ihr alle nicht zugesagt. Das trieb ihm das Blut in die Schläfen. Und zum Abschied erhielt er einen langen Händedruck. Sie mußte ihm Mut einflößen.

Nach dem dritten Besuche traf er Hans. Er konnte nicht schweigen, und so erzählte er denn, wo er gewesen war. „Das wußte ich!“ sagte Hans mit kalter Bestimmtheit. Und dann setzte er Heinrich den Finger auf die

Brust und sagte mit festestem Ton: „Das nächste Mal hältst Du um sie an. Oder vielmehr, sie heimst Dich ein!"

„Ach was!" Davon war nicht die Rede. Und das ging ihn ja nichts an. Und Heinrich brachte das Gespräch auf etwas Anderes.

Als er das vierte mal bei der schönen Kalkulatorenwittib war und so mollig, den sauber gedeckten, reichlich besetzten Tisch vor sich, bei ihr auf dem Sopha saß, da sprach er es offen aus, daß er nur noch mit Grauen an seine Wohnung dächte. Und da machte sie ihm mit dem freundlich-liebevollsten Gesicht das Anerbieten: „Ihr altes Zimmer steht Ihnen zur Verfügung. Kommen Sie, wenn Sie wollen, wenn Sie zu arbeiten haben und ungestört sein möchten, und sonst, so oft es Ihnen gefällt. Ich kann mir ja denken, daß Sie die Person nicht sogleich auf die Straße setzen mögen. Aber Ihr geistiges Wohl steht auf dem Spiel — und das liegt mir —" sie stockte.

Er war fassungslos ob ihrer Großmut und innigen Teilnahme, und er tastete nach ihrer Hand und stotterte, daß er das nicht annehmen könnte — aber — wenn sie ihn wieder bei sich aufnehmen wollte — oder nein — wenn sie — wenn sie beide das Leben teilen — — Sie hielt seine Hand fest und sagte rasch entschlossen: „Ja!" Und dann setzte sie sich näher an ihn heran und legte den Arm um seinen Nacken und hielt ihm den Mund hin, und als er noch zögerte, küßte sie ihn, und darauf, weil es ihr geschmeckt hatte, noch einmal. Und allmählich fand auch er Gefallen daran. —

So war es denn geschehen. Der Junggeselle war begraben, Heinrich Leisegang war Bräutigam.

Auf die Anzeige schrieb ihm Hans folgenden Brief:

„Motto: Das hat mit seinem Verhängnis der Hängeboden gethan.

Na ja, Heinrich Leisegang, na ja! Also glücklich reingeängstigt! Aber die Hauptsache ist, daß Du drin bist. Ist ja das Beste für Dich!

Heil! Heil! Gratulissimor!

Dein Hans Rau.

Nachschrift: Wer tröstet dein armes Hängebodenweib?"

Als Heinrich dieses Schreiben schüchtern-ehrlich seiner Braut zeigte, trumpfte die schön auf. „So ein unverschämter Patron! Den werd' ich mir bei der ersten besten Gelegenheit ganz gehörig kaufen! Und jetzt geh'n wir nach Deiner Wohnung. Ich will Dein armes Hängebodenweib trösten. Mach Dich fertig!"

Manno, K. (Lemcke), Gräfin Gerhild. Eine Erzählung. 24 Bogen. 8°. Brosch. M. 4.50. Geb. M. 5.50.

Seemann's Litt. Jahresbericht: Was ihm ein allgemeines menschliches Interesse sichert, ist die meisterhaft dargestellte und mit psychologischer Wahrheit und Wahrscheinlichkeit gezeichnete Figur der Heldin, die durch die Macht der Liebe zu einem wahrhaft ritterlichen und hochherzigen Manne aus einem tollen Wildfang von sehr exzentrischem Wesen in eine sehr verständig handelnde und denkende liebenswürdige Frauennatur umgewandelt wird.

Schwäbischer Merkur: Unsrem Volke thut es not, wieder einmal den warmen Hauch eines kerngesunden Idealismus zu verspüren, und der ist uns hier geboten.

Manno, K. (Lemcke), Beowulf. Ein Sportroman. 48 Bogen. 8°. 2. u. 3. Aufl. 2 Bände. Brosch. M. 6.—. Gebunden in 2 Bänden M. 8.—.

Hannöv. Courier: Ich darf den Roman als eine ungewöhnlich interessante Erscheinung, der die novellistische Tagesproduktion turmhoch überragt, bezeichnen.

Wilhelm Lübke in der Tägl. Rundschau: Ein höchst eigenartiges Buch! eine völlig neue Physiognomie unter den stets sich wiederholenden, wohlbekannten Erscheinungen unserer heutigen Belletristik. Eine echte Dichterschöpfung, die mit freiem Blick und keckem Griff das volle Leben weckt und es in fesselnden Gestalten vor uns hinzumalen weiß.

Paulus, Eduard. Gesammelte Dichtungen. 29 Bog. 8°. Brosch. M. 4.—. Geb. M. 5.—.

Inhalt: I. Lieder. — II. Sprüche. — III. Episteln. — IV. Humoristica. — V. Sonette. — VI. Der Krieg 1870. — VII. Altgermanisches. — VIII. Krach und Liebe. — IX. Stimmen aus der Wüste. — X. Der neue Merlin. — XI. Aus Merlins Nachlaß. — XII. Götter und Helden. — XIII. Aus meinem Leben. — XIV. **Bilder aus Italien** (Poesie und Prosa).

Karl Weitbrecht in der N. Zürich. Zeitg.: Man wird schwerlich befürchten müssen, dereinst als falscher Prophet erfunden zu werden, wenn man voraussagt, Eduard Paulus werde einer späteren Zeit als einer der bedeutendsten schwäbischen Dichter aus dem 19. Jahrhundert gelten.

Jul. Hart in der Tägl. Rundschau: Um die ganze Reichhaltigkeit seiner Natur, die Naivität und den Humor, den Ernst und die Kraft, die Feinheit seiner religiösen Empfindungen eingehender darzulegen, bedürfte es eines größeren Raumes, als er hier zu Gebote steht.

Stuttgarter Vereins-Buchdruckerei.